

DIE WELTWOCHEN



Grenzen der Zuwanderung

Schweizer schlagen Alarm. FDP, Mitte und Grünliberale stellen sich taub.

Philipp Gut

Die unheimlichen Linken

Antifa-Gewalttäter und ihre Verharmloser. *Christoph Mörgeli*

«Putin verteidigt sein Land und sein Volk»

Russland habe einen grossen technologischen Vorsprung, sagt Geopolitik-Experte Pierre de Gaulle. *Jürg Altwegg*

Adieu, Elisabeth Kopp
Oskar Freysinger
verneigt sich vor
seiner Freundin

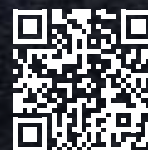
Technologie, die bewegt.

Die elektrifizierten Modelle von Kia.



Movement that inspires

Mehr erfahren.



Klimapolitik gefährdet die Schweiz

Nichts gegen Umweltschutz. Ich bin dafür, dass wir die Natur pflegen und die Tiere achten. Aber wir müssen aufpassen, dass wir unsere berechnete, ja natürliche Sorge um die Natur nicht missbrauchen lassen von Ideologen, die den Umweltschutz benutzen, um unseren Lebensstil und unsere freiheitliche demokratische und marktwirtschaftliche Ordnung zu zerstören.

Umweltschutz ist wichtig, aber ich glaube keine Sekunde daran, dass die im Namen der Umwelt und des Klimas bewerkstelligte Aufrüstung des Staates dazu führen wird, dass wir bessere Luft und intaktere Landschaften bekommen. Nur reiche, erfolgreiche, innovative marktwirtschaftliche Gesellschaften sind in der Lage, auch der Umwelt wirksam Sorge zu tragen.

Das ist der grosse Denkfehler – oder die tiefere Absicht – der Grünen: Sie bauen den Staat aus, legen die Wirtschaft an die Kette und entmündigen den Bürger, indem sie vorgeben, das Klima oder die Umwelt in einem angeblich idealen Zustand zu erhalten. Sie führen Krieg gegen die Freiheit und die offene Gesellschaft mit dem Argument, es gehe darum, den Menschen vor sich selbst zu retten.

An diesem Weltbild halte ich so ziemlich alles für falsch. Erstens glaube ich nicht, dass man die Menschen zu ihrem Glück zwingen muss. Menschen haben einen Überlebenstrieb. Sie arbeiten nicht ihrer eigenen Auslöschung entgegen. Sie sind bereit, wenn sie über genügend Wohlstand verfügen und nicht täglich um die Existenz kämpfen müssen, die Umwelt, die Tiere aktiv zu schützen.

Zweitens halte ich es für unmöglich, dass die Menschen diesen Planeten zerstören können, selbst wenn sie es wollten. Diese Sicht überschätzt den Menschen, macht ihn zum Mass aller Dinge. Die Erde gibt es seit vier Milliarden Jahren. Sie hat Millionen von Vulkanausbrüchen überstanden und auch den Einschlag von Himmelskörpern – die Natur hat unendlich mehr Kraft und Gewalt als der Mensch.

Die Öko-Fanatiker wollen uns einreden, dass der Mensch eine Gefahr für diesen Planeten bedeutet. Obwohl Teil und evolutionäres Ergebnis der Natur, betreibe er deren Vernichtung und

damit die Auslöschung seiner selbst, sofern ihn nicht andere Menschen, die Grünen, im Besitz angeblich von Wahrheit und Moral, daran hindern, mit staatlichen Mitteln, im Notfall mit Gewalt.

Ich kann solchen Argumenten nichts abgewinnen. Sie dienen zu offensichtlich den finanziellen und auch den Machtinteressen der Politiker, die sich solche Parolen zu eigen machen. Sie sind eine Variation jener alten sozialistischen Utopie, dass der möglichst freie Mensch die Hölle auf Erden entfesselt, es sei denn, die Gemeinschaft, der Staat, die Partei hindere ihn daran.

Bürgerliche Sympathisanten der grünen Ideologie entgegneten, dass es immer den Staat gebraucht habe, um den Umweltschutz voran-

Die Öko-Fanatiker wollen uns einreden, dass der Mensch eine Gefahr für diesen Planeten bedeutet.

zubringen. Die Schweizer Seen, Kloaken noch vor wenigen Jahrzehnten, seien erst durch politische Regulierungen und Gesetze wieder sauber geworden. Ohne die Intervention von oben wäre die Verdrückung nie gestoppt worden.

Ich will gar nicht ausschliessen, dass staatliche Eingriffe von Nutzen sein können, aber viel wesentlicher waren doch stets die guten alten Innovationen, Erfindungen, Technologien, Kläranlagen, Maschinen, die unsere Lebensweise naturverträglicher gemacht haben. Der Mensch hat, sofern sein Überleben gesichert ist, kein Interesse daran, die Umwelt zu zerstören.

Der Öko-Fanatismus ist, selbst in seiner abgemilderten Form, Gift für die Schweiz. Er treibt Steuern und Abgaben nach oben und macht unternehmerisches Handeln weniger attraktiv. In der Folge verschwinden Arbeitsplätze. Die Grünen behaupten, ihre Staatswirtschaft schaffe neue Stellen. Das ist Betrug. Sie stärkt den Staat und schwächt die Wirtschaft, die immer abhängiger wird vom Staat.

Sozialistische Staaten, die sich für besonders aufgeklärt und fortschrittlich halten, sind seit

je verantwortlich für die grössten menschengemachten Umweltkatastrophen. Kapitalistische Gesellschaften hingegen haben ihre Umweltprobleme besser bewältigt. Warum? Weil sie innovativer und anpassungsfähiger sind, weil der Staat und die Politik weniger Macht haben.

Die heutige Klimapolitik, auch in der Schweiz, ist grüner Sozialismus. Wir sehen in Deutschland, wohin das führt. Die stärkste Volkswirtschaft Europas verschrottet ihre Autoindustrie, stellt sich den Strom ab beziehungsweise verteuert die Lebenskosten dermassen, dass – wie immer – die Ärmsten am fürchterlichsten darunter leiden werden. Grüne Umweltpolitik ist unsozial und unmenschlich.

Das überrascht nicht. Das grüne Weltbild ist auf Menschenhass gebaut. Wer den Menschen als tödliche Gefahr für den Planeten sieht, von dem kann nicht erwartet werden, dass er eine menschenfreundliche Politik betreibt. Die Grünen reden nie vom konkreten Menschen. Sie schwelgen in Verallgemeinerungen, in Abstraktionen wie Klima oder Menschheit.

Wir haben verlernt, die Marktwirtschaft als grösste Errungenschaft der Zivilisation zu würdigen. Unter Marktwirtschaft verstehe ich ein System dezentraler Entscheidungen von Menschen, die sich mit anderen austauschen, um ihre Bedürfnisse wechselseitig zu erfüllen. Dazu braucht es als Voraussetzung einen Staat, der sich zurückhält, die Freiheit nicht erdrückt.

Unter allen bekannten Systemen ist nur die Marktwirtschaft fähig, eine grössere Zahl von Menschen so mit Wohlstand zu versorgen, dass sie in der Lage sind, dem Schutz der Umwelt eine politische Priorität einzuräumen. Die grüne Zerstörung oder Abschaffung der Marktwirtschaft würde mehr Tote und Elend produzieren als die durch die Marktwirtschaft erzeugte Belastung der Umwelt.

Wir kennen bis jetzt kein besseres System als Demokratie und Marktwirtschaft. Der linke Öko-Fanatismus, eine Neuauflage apokalyptischer religiöser Vorstellungen, arbeitet daran, dieses Erfolgsmodell zu beseitigen. Zu viele Bürgerliche schweigen oder machen mit. Wer die Umwelt schützen will, muss unsere Schweizer Marktwirtschaft verteidigen. R. K.

Seymour Hershs neuste Recherche, SVP-Hoffnungsträgerin Esther Friedli, linke Gewalttäter und ihre Unterstützer, Reportage aus Armenien, Pierre de Gaulle über den Ukraine-Krieg, Stefan Barons neue Kolumne

«Ich weiss noch mehr», kündigte Seymour Hersh neulich im Interview mit der *Weltwoche* über den Anschlag auf die Nord-Stream-Pipelines an. Nun hat der Star-Reporter einen neuen Artikel über die Verwicklung der USA veröffentlicht. US-Präsident Joe Biden habe die Zerstörung der Pipelines nicht im Voraus mit den Nachrichtendiensten diskutiert. In der Folge sei es zwischen dem Weissen Haus und den amerikanischen Geheimdiensten zu einem «totalen Bruch» gekommen. Damit nicht genug. Biden habe «zwei Brigaden mit Tausenden der besten Kampfeinheiten» an die Grenze der Ukraine beordert, über deren mögliche Mission Unklarheit herrsche. In Washington gebe es «keine Strategie zur Beendigung des Kriegs». **Seite 20**

In der Vergangenheit hat die SVP mit der Brechstange versucht, mehr Sitze im Ständerat zu gewinnen. Alles, was Rang und Namen hatte, wurde aufgeboten, um das Kontingent in der Kleinen Kammer zu vergrössern. Der Erfolg blieb aus. Jetzt könnte die Volkspartei einen Pflock einschlagen. Die Chancen stehen gut, dass SVP-Nationalrätin Esther Friedli in St. Gallen auf Kosten der SP ein Mandat im Stöckli holen kann. Sollte ihr dieses Kunststück gelingen, hätte das Folgen für die ganze Partei. **Seite 24**

Farbanschläge, eingeschlagene Scheiben, Brandstiftung, Körperverletzung: Die Gewaltorgien von Linksextremisten werden hingenommen wie eine fünfte Jahreszeit. Während der Nachrichtendienst des Bundes die links-



«Ich weiss noch mehr»: Seymour Hersh.

extremistischen Gewalttaten viel häufiger als jene von Rechtsextremisten beobachtet, sehen das viele Journalisten und linke Politiker genau umgekehrt. Statt linksextremistische Chaoten zu verurteilen, äussern sie Verständnis oder bekunden gar ihre Unterstützung. Erstaunlicherweise stützen sich sogar wichtige Redaktionen im «Kampf gegen rechts» auf Informationen von linksextremistischen Informanten. **Seite 32**

Infolge des Ukraine-Kriegs flammt im Kaukasus der alte Konflikt zwischen Armenien und Aserbaidschan neu auf. Während die Truppen

Russlands im Osten der Ukraine gebunden sind, nutzt Aserbaidschan die Gunst der Stunde und dehnt seine Macht aus. Leidtragende sind die Armenier, deren Regierung mit Moskau verbündet ist. Reporter Luca Steinmann, der im letzten Jahr wiederholt von der Front in der Ukraine berichtet hat, ist an die Grenze zwischen Armenien und Aserbaidschan gereist. **Seite 40**

In Genf wirkt er als Unternehmensberater in geopolitischen Fragen, mit seiner Familie wohnt der Enkel von Charles de Gaulle in Barcelona, wo er sich für die *Weltwoche* fotografieren liess. Zum Interview aber empfing Pierre de Gaulle unseren Autor Jürg Altwegg im geschichtsträchtigen «Hôtel Raphael» in Paris. Hier hatte der Dichter Ernst Jünger während der deutschen Besatzung sein Hauptquartier aufgeschlagen. Das Hotel verfügt über eine Dépendance des Aussenministeriums, in dem zahlreiche Staatschefs übernachteten, auch Michail Gorbatschow. Pierre de Gaulle erklärt, warum er viel Verständnis für die Russen hat und an ihren Sieg gegen die Ukraine glaubt – in einem Krieg, für den er Amerika verantwortlich macht. **Seite 53–60**

Die *Weltwoche* verstärkt sich weiter. Bestseller-Autor Stefan Baron, ehemaliger Chefredaktor der *Wirtschaftswoche* und Kommunikationschef der Deutschen Bank, schreibt ab sofort einmal im Monat eine Kolumne über Geopolitik. Wir heissen den gesch tzten Kollegen willkommen und wünschen Ihnen anregende Lektüre.

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Ihr Immobilientraum?

www.immobilientraum.info

aktuell im Verkauf

3 **Rebweg**
8457 Humlikon



ab CHF 1'470'000.-
6½ Zi. Doppel-EFH's
+41 52 338 07 09
www.rebweg.ch

4 **Projektankündigung**
8311 Brütten



ab CHF 1'650'000.-
4½ Zi. Reihen-EFH's
+41 52 338 07 09
www.hofacker-bruetten.ch

5 **Trottenacker**
8458 Dorf



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.trottenacker.info

7 **Uetliblick**
8136 Thalwil-Gattikon



ab CHF 1'641'000.-
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.uetliblick-gattikon.ch

8 **Vistadelsole**
8370 Sirmach



CHF 727'000.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 52 338 07 09
www.vistadelsole.ch

12 **Schlossblick**
8610 Uster



ab CHF 1'101'000.-
2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 44 316 13 42
www.schlossblick.ch

14 **Glattwies**
8152 Glattbrugg



CHF 1'554'000.-
4½-Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 87
www.glattwies.ch

16 **Vistacasa**
8308 Illnau



ab CHF 1'145'000.-
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.vistacasa.ch

18 **Schmiedgass**
8545 Rickenbach



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnung
+41 55 610 47 46
www.schmiedgass.ch

20 **Tre Fiori**
8913 Ottenbach



CHF 1'851'000.-
7½-Zi. Reihen-EFH
+41 55 610 47 46
www.tre-fiori.ch

„Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilien-träume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch
+41 52 235 80 00



22 **Solevista**
8615 Wermatswil



CHF 2'187'500.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 42
www.solevista.ch

23 **Dreieckspitz**
8406 Winterthur



Alle Wohnungen reserviert
2½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.dreieckspitz.ch

Projektankündigungen

1 **am Goldenberg**
8400 Winterthur



3½ - 4½-Zi. Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amgoldenberg.ch

2 **Römergarten**
8404 Winterthur



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilientraum.info

6 **Duovivo**
8904 Aesch ZH



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.duovivo.ch

9 **Chridlerpark**
8127 Aesch-Maur



Liegt seit 17 Monaten beim Bundesgericht!!
3½ - 6½ Zi. WHG und EFH
+41 55 610 47 46
www.chridlerpark.ch

10 **am Zentrum**
8910 Affoltern a.A.



2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amzentrum.ch

11 **am Eichacher**
8904 Aesch



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.ameichacher.ch

13 **Soley**
8309 Birchwil



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.soley-birchwil.ch

15 **Puro Vivere**
8157 Dielsdorf



5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's
+41 55 610 47 46
www.purovivere.ch

17 **inside**
8152 Glattbrugg



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilientraum.info

19 **Projektankündigung**
8404 Stadel



3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH
+41 52 338 07 09
www.immobilientraum.info

21 **Grastal**
8310 Grafstal



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.grastal.ch

Jetzt Newsletter abonnieren!



Wir fördern Sport & Unterhaltung:



padelarena.ch
powered by Lerch/Partners

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner

Zürcherstrasse 124
8406 Winterthur





Neue Sachlichkeit: Esther Friedli. S. 24



Er wäre heute konservativ: Karl Marx. S. 46



«Davos – c'est fini»: Pierre de Gaulle. S. 53

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Essay von Jeffrey Sachs
Amerika braucht eine neue Aussenpolitik
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Ingo Heidbrink
- 10 Tagebuch Wolfgang J. Hummel
- 11 Bern Bundeshaus Berner Unterwerfung
- 12 Grenzen der Zuwanderung
Die Parteispitzen bleiben untätig
- 14 Reiner Eichenberger
Was die Gratiszuwanderung kostet
- 15 Weisheit des Herzens
- 17 Personenkontrolle
- 17 Inside Washington
- 18 Mörgeli «Scheiss auf die Minen»
- 18 «Migrantische Personen»
Gender-Neusprech für Professoren
- 19 Peter Bodenmann
Schnüffelstaat und Atomstaat
- 20 Seymour Hersh
Plant Biden ein Endspiel in der Ukraine?
- 22 Rudolf Walser
Kantone beerdigen den Föderalismus
- 23 Zungengruss des Friedens
Dalai Lama zu Unrecht am Pranger
- 24 Esther Friedlis Sturm aufs Stöckli
Die Zukunft der SVP
- 26 «Mädchen» im Männerkörper
Die fabelhafte Welt der Dylan Mulvaney
- 27 Kurt W. Zimmermann
Ode an das Papier
- 28 Bombe im Alltag Lithium-Akkus
- 30 Edle Seele Oskar Freysinger verneigt sich
vor seiner Freundin Elisabeth Kopp

- 31 Stefan Baron
Selbst verstümmelt, selbst verzweigt
- 32 Unheimliche Linke
Die Antifa und ihre Verharmloser
- 34 Medien Linksextreme Einflüsterer
- 35 Antike Hatten die Römer Sexspielzeuge?
- 36 Mathias Döpfner
Eine Abbitte zu viel
- 38 Patrioten-Ballett
Neuer Pass als Raumöffner
- 39 Anabel Schunke Wer zu spät kommt,
den bestraft der Wähler
- 40 Der kaukasische Teufelskreis
Aserbaidzhan stösst in Armenien vor
- 42 Schöne neue Welt
Boykottiert den Rundfunk
- 43 Tom Kummer
Ukrainischer Winzer schlägt Federer
- 44 Er ist wahrhaft auferstanden
Benjamin Kilchör über Jesus
- 45 Herodot
- 46 Marx wäre heute konservativ
Linke verraten ihr Idol
- 48 Mönch Tolotos
Der Mann, der nie eine Frau sah
- 49 Tamara Wernli
Ständige Betroffenheit ist ungesund
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe Meir Shalev, Mary Quant
- 52 Beat Gygi
Reto Knutti organisiert den CO2-Alarm

POLITIK: PIERRE DE GAULLE

- 53 «Putin verteidigt sein Land
und sein Volk» Pierre de Gaulle
im grossen Gespräch

LITERATUR UND KUNST

- 61 Ikone der Woche
- 62 Kaiser, Künstler, Ungeheuer
Wie brutal war Nero wirklich?
- 64 Bücher der Woche
- 67 Die Bibel
- 68 Zwei Seelen in einem Fischglas
Roger Waters kommt nach Zürich
- 70 Fernsehen
- 70 Film «Cocaine Bear»
- 71 Klassik Jessye Norman
- 72 Kunst Odilon Redon
- 73 Pop Boygenius
- 73 Jazz Freddie Hubbard

LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt
- 74 Unten durch
- 75 Frauen
- 76 Thiel Muppet Show
- 76 Häuser
- 77 Bei den Leuten
Odermatts Bad in der Menge
- 78 Essen
- 78 Wein
- 79 Auto
- 79 Objekt der Woche
- 80 Zeitzeichen
- 80 Fragen Sie Dania
- 81 Auf einen Kaffee mit ...
Sacha Salzberg, Herzchirurg
- 82 Das indiskrete Interview
Yara Buol, Bachelorette



Die Schweizer Schuhproduktion in Sennwald SG mit Gesundheitspark rund um gesundes Gehen und Stehen | kybun.swiss

Leserangebot: Gesundheitstag in Schweizer Schuhproduktion am 5. Mai 2023 in Sennwald SG

Gesundes Gehen und Stehen erleben mit dem Schweizer Luftkissen-Schuh

Karl Müller lädt ein: Lernen Sie alles über gesundes Gehen und Stehen, und lassen Sie sich ganz persönlich beraten.

Unsere einmalige Erlebniswelt kann auf gut 9000 m² mit verschiedenen Informations- und Erlebnis-Points sowie Bewegungs-Check-ups rund um das gesunde Gehen und Stehen im Alltag in Sennwald erlebt werden. Dies in Zusammenarbeit mit der Hightech-Manufaktur des Schweizer Luftkissen-Schuhs kybun, und dessen Herstellung in bis zu 40 Arbeitsschritten erfolgt – diese Technologie ist weltweit einzigartig.

Die Idee, eine Luftkissen-Sohle zu entwickeln, hatte der Erfinder Karl Müller aus Roggwil. Diese innovative Sohle hat zum Ziel, eine völlig neue Wirkungsdimension im angenehmen, körperlich aktivierenden und schmerzlindernden Gehen einzuleiten. Von der Idee bis zur Marktreife dauerte es vier Jahre. Mit einer Vielzahl von Prototypen und Testmodellen wurde diese einzigartige patentierte Luftsohle ausgetüftelt – heute am Produktionsstandort Sennwald hergestellt und mit Schweizer Präzision und Qualität unter der Marke kybun vertrieben. Der revolutionäre Schuh von Karl Müller ist mehr als eine Modeerscheinung. Der Luftsohlenschuh soll die Lebensqualität nachhaltig verbessern und den Alltag schmerzfreier gestalten.

In seinem Leben hat sich Karl Müller gleich mehrfach neu erfunden: Asienexperte, Mehrfach-Firmengründer, Selbstversorger und vor allem auch ein Visionär der Schuhindustrie. Die Kraft, immer wieder von Neuem zu begin-



Karl Müller, 71, dipl. Ing. ETH, Bewegungswissenschaftler

nen, schöpft er aus seinem Glauben an Gott. Dabei ist Glück für ihn nicht der erstrebenswerte Zustand. Glück ist etwas Egoistisches und hängt von den Umständen ab, während es bei der Freude darum geht, jemand anderem etwas Gutes zu tun. «Ich habe Freude an Leuten, die Dank meiner Schuhe wieder schmerzfrei gehen können. Im Schuh von kybun gehen Sie nicht, Sie schweben», so Karl Müller. «Das walk-on-air-Gefühl ist einmalig!»

kybun⁺
Switzerland

Platin-Club-Spezialangebot

Gesundheitstag mit Bewegungswissenschaftler Karl Müller am 5. Mai 2023 in der kybun-Schuhproduktion, Sennwald SG.

Programm (13–17 Uhr):

- Einführung durch Karl Müller
- Besichtigung der Informations- und Erlebnisstationen und unseres Gesundheits-Parcours
- Hightech-Manufaktur des Schweizer Luftkissenschuhs kybun in allen Herstellungsschritten vor Ort live erleben
- Fragerunde mit Apéro
- Persönliche Beratung und Testen des kybun-Schuhs mit Karl Müller

Spezialpreis:

CHF 50.– für Weltwoche-Abonnenten (anstatt CHF 75.–)

Anmeldung erforderlich!

Bitte QR-Code scannen:



Veranstalter:

kybun Joya Shop
Simon-Frick-Strasse 3
9466 Sennwald
Tel.: 071 454 65 55

DIE WELTWOCH

www.weltwoche.ch/platin-club

Amerika braucht eine neue Aussenpolitik

Alle Uno-Mitgliedsstaaten sollten sich wieder auf die Uno-Charta besinnen und sich dem Dominanz-Anspruch einer Nation widersetzen.

Jeffrey D. Sachs

Die amerikanische Aussenpolitik beruht auf einem inhärenten Widerspruch und einem fatalen Fehler. Das Ziel der US-Aussenpolitik ist eine von den USA dominierte Welt, in der die USA die Regeln des Welthandels und der Finanzwelt bestimmen, fortschrittliche Technologien kontrollieren, die militärische Vorherrschaft aufrechterhalten und alle potenziellen Konkurrenten beherrschen. Wenn ihre Aussenpolitik nicht geändert wird, um die Notwendigkeit einer multipolaren Welt anzuerkennen, wird sie zu mehr Kriegen und möglicherweise zum dritten Weltkrieg führen.

Der inhärente Widerspruch in der US-Aussenpolitik besteht darin, dass sie im Konflikt mit der Uno-Charta steht, die die USA zu einem globalen System auf der Grundlage von Uno-Institutionen verpflichtet, in dem kein einzelnes Land dominiert. Der fatale Fehler ist, dass die USA nur 4 Prozent der Weltbevölkerung stellen und nicht über die wirtschaftlichen, finanziellen, militärischen und technologischen Kapazitäten ver-

fügen, geschweige denn über die ethischen und rechtlichen Ansprüche, die anderen 96 Prozent zu dominieren. Am Ende des Zweiten Weltkriegs waren die USA dem Rest der Welt in wirtschaftlicher, technologischer und militärischer Hinsicht weit überlegen. Dies ist nicht mehr der Fall, da viele Länder ihre Wirtschaft und ihre technologischen Kapazitäten ausgebaut haben.

Präsident Emmanuel Macron sprach kürzlich die Wahrheit aus, als er sagte, dass die Europäische Union zwar ein Verbündeter der USA sei, aber kein Vasall der USA sein wolle. Für diese Äusserung wurde er in den USA und in Europa heftig angegriffen, da viele mittelmässige Politiker in Europa von der politischen Unterstützung der USA abhängig sind, um an der Macht zu bleiben.

Im Jahr 2015 beschrieb US-Botschafter Robert Blackwill, ein wichtiger aussenpolitischer Stratege der USA, ihre grosse Strategie mit aussergewöhnlicher Klarheit: «Seit ihrer Gründung haben die Vereinigten Staaten konsequent eine grosse Strategie verfolgt, die sich auf den Erwerb und die Aufrechterhaltung der Vormachtstellung gegenüber verschiedenen Konkurrenten konzentrierte, zunächst auf dem nordamerikanischen Kontinent, dann in der westlichen Hemisphäre und schliesslich weltweit», und argumentierte, dass «die Erhaltung der Vorrangstellung der USA im globalen System das zentrale Ziel der grossen Strategie der USA im 21. Jahrhundert bleiben sollte».

Arrogantes Dominanzstreben

Um die Vorrangstellung der USA gegenüber China aufrechtzuerhalten, legte Blackwill einen Plan vor, den auch Präsident Joe Biden verfolgt. Unter anderem forderte er die USA auf, «neue präferenzielle Handelsvereinbarungen zwischen US-Freunden und Verbündeten zu schaffen, um ihre gegenseitigen Vorteile durch Instrumente zu erhöhen, die China bewusst ausschliessen», «ein Technologiekontrollregime» zu schaffen, um Chinas strategische Fähigkeiten zu blockieren, «machtpolitische Kapazitäten von US-Freunden und Verbündeten an Chinas Peripherie»

aufzubauen und die US-Militärkräfte entlang der asiatischen Anrainerstaaten trotz des chinesischen Widerstands zu stärken.

Die meisten US-Politiker und viele in Grossbritannien, der EU, Japan, Korea, Australien und Neuseeland unterstützen das aggressive Vorgehen der Vereinigten Staaten. Ich tue das nicht. Ich halte das Vorgehen der USA gegenüber China für unvereinbar mit der Uno-Charta und dem Frieden.

China hat ein Recht auf Wohlstand und nationale Sicherheit, frei von amerikanischen Provokationen an seinen Grenzen. Die bemerkenswerten wirtschaftlichen Erfolge Chinas seit den

Chinas neuer Wohlstand kann sowohl friedlich als auch produktiv für die Welt sein.

späten 1970er Jahren sind sowohl für China als auch für die Welt wunderbar.

Chinas neuer Wohlstand kann sowohl friedlich als auch produktiv für die Welt sein. Chinas erfolgreiche Technologien – von lebenswichtigen Heilmitteln gegen Malaria bis zu preiswerter Solarenergie und effizienten 5G-Netzen – können ein Segen sein. China stellt nur in dem Masse eine Bedrohung dar, wie sich die USA China zum Feind machen. Die Feindseligkeit gegenüber China, die das arrogante Dominanzstreben der USA mit dem seit langem bestehenden anti-chinesischen Rassismus aus dem 19. Jahrhundert vermischt, schafft diesen Feind.

Die Gefahren der US-Aussenpolitik gehen über China hinaus. Das Ziel der USA, die Nato auf die Ukraine und Georgien auszuweiten und damit Russland im Schwarzen Meer einzukreisen, hat den Ukraine-Krieg mit angeheizt. Wichtige Nationen von Brasilien bis Indien und darüber hinaus streben eine multipolare Welt an. Alle Uno-Mitgliedstaaten sollten sich auf die Uno-Charta besinnen und sich dem Dominanzanspruch einer Nation widersetzen.

Jeffrey Sachs ist Professor an der Columbia University und Präsident des UN Sustainable Development Solutions Network. www.jeffsachs.org



Recht auf Wohlstand und Sicherheit: Xi Jinping, 12. April.

Lieber Ingo Heidbrink

Ich las am Sonntag, dass Sie der erfolgreichste Sexclub-Betreiber der Schweiz sind, gerne mit Ihrem gelben Lamborghini protzen, sich mit Ehefrau und zwei Töchtern im steuergünstigen Kanton Schwyz am Reichtum erfreuen. Und staune: Grosse Macker haben sich bislang eine gewisse Discretion auferlegt, sich nicht wie früher in St-Pauli breitbeinig, laut und mit silbernen Felgen bemerkbar gemacht.

Nun haben Sie den Schritt in die Medien vollzogen, Sie posten seit März kurze Talks auf «Ingos Rotlichtkanal» (Youtube). Und lassen sich von seriösen Zeitungen porträtieren.

Ich weiss nicht, welche Mücke Sie gestochen hat. Ist es der Narzissmus? Ist es wirklich, was Sie vorzugeben scheinen, nämlich das Bedürfnis, zu erklären, dass die Prostitution in Ihren Etablissements ein anständiges, allseits fröhliches Gewerbe ist, und vor allem, dass die Frauen, Sie nennen sie «Girls», bei Ihnen nicht nur wegen des



Märchen von der heilen Bordellwelt:
Sex-Club-Betreiber Heidbrink.

Geldes (20 000 bis 40 000 pro Monat liegen drin, sagen Sie) anschaffen, sondern weil es ihnen echt Spass macht.

Eine der Frauen sagt im Youtube-Interview, ja, sie brauche halt mehr als einen Mann. Und Sie sagen von ihr, die nur mit verpixeltem Gesicht auftritt, sie sei halt nymphomanisch ver-

anlagt. Interessant: In Rumänien und anderen Ostländern, aus denen die Frauen kommen, scheint ja Nymphomanie eine richtige Seuche zu sein.

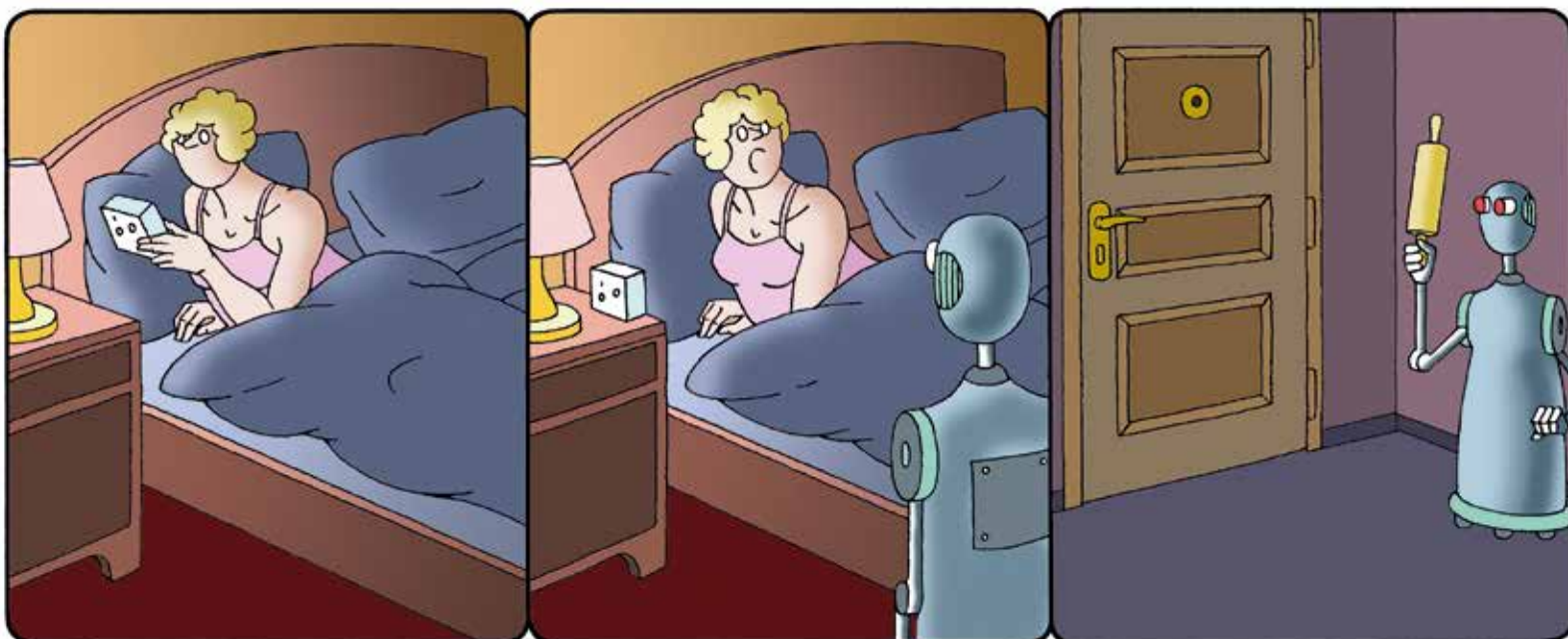
Nein, diese Frauen prostituieren sich aus purer Not, weil sie zu Hause keine Chance haben und von den Umständen gezwungen sind, ihre Schönheit in einem Bordell in harte Franken umzumünzen. Das heisst, täglich mindestens zehn unbekanntem Männern ihre Körperöffnungen zur Verfügung zu stellen.

In welcher Welt leben Sie, dass Sie meinen, Sie könnten das Publikum mit Ihrem schönen Märchen von der heilen Bordellwelt überzeugen?

Ich würde an Ihrer Stelle wieder diskret weiterwerkeln. Schon nur Ihren fünf Töchtern zuliebe.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Wolfgang J. Hummel



Washington, DC. Check-in im Hotel. «Einen Augenblick, es gibt noch ein kleines Geschenk des Hauses.» Der Angestellte an der Réception reicht mir einen Kugelschreiber mit Gravur. Ein Blick macht schnell klar: Dieses Hotel rechnet nicht nur mit dem Humor seiner Gäste, sondern setzt auch auf deren Geschichtskennntnisse. Es ist das «Watergate Hotel», 1971 Schauplatz des Watergate-Skandals, eines Einbruchs in das damals dort befindliche Büro der Demokraten und des Diebstahls von politischen Dokumenten. Bezug nehmend darauf, ist eingraviert: «I stole this from the Watergate Hotel».

Ich bin für einige Tage in den USA und besuche verschiedene Städte. Der Krieg in der Ukraine kommt trotz einer unüberschaubaren Zahl von Fernsehkanälen kaum vor. Keine regelmässigen Selenskyj-Ansprachen, keine US-Abgeordneten, die täglich weitere Waffenlieferungen fordern. Wenn die Ukraine doch einmal Thema ist, dann werden Fragen gestellt, die in Deutschland als tabu gelten: Wohin fließen die Hilfsgelder? Kommen sie wirklich bei den Adressaten in der Ukraine an? Es wird auch nicht von Hilfsgeldern gesprochen, sondern von *taxpayer money*, von Steuerzahlergeld.

Es ist ein linker emeritierter Wirtschaftsprofessor der Columbia University in New York, der mir «Appeasement gegenüber Russland» vorwirft, weil ich für einen Waffenstillstand bin. Ein konservativer Republikaner-Wähler, der als junger, zwangsrekrutierter Marinesoldat in Da Nang, Vietnam, eingesetzt wurde, teilt hingegen meine Ansicht, dass Russlands Sicherheits-

interessen in der Ukraine anerkannt werden müssen.

Dass Republikaner und Demokraten unterschiedlich auf diesen Krieg blicken, zeigt sich bei fast allen Begegnungen. Es sind die Republikaner, die finden, dass die Waffenhilfe für

Die Pentagon-Papiere bestätigen diese Einschätzung: Die Falken und Hardliner sind die Demokraten.

die Ukraine begrenzt werden müsse; es sind Republikaner, die fordern, Steuergelder vorrangig an die Amerikaner «zurückzugeben»; es sind Republikaner, die sagen, dass die weitere Schwächung Russlands vor allem China nütze. Selbst die US-Militärs sind besonnen. Die geleakten Pentagon-Papiere bestätigen diese Einschätzung. Die Falken und Hardliner sind die Demokraten.

Nüchternheit und Pragmatismus zeichnen alle Gespräche aus. Das gilt für die Diskussion mit Studenten und Professoren an der Georgetown University, mit Forschern an der Harvard University, mit Ökonomen und Militärexperten der Rand Corporation. Bei Letzteren berichte ich von den Erfahrungen der Berliner Ausländerbehörde. Danach bleiben mindestens 50 Prozent der Kriegsflüchtlinge auf Dauer in Deutschland. Das zeigten beispielhaft die Erfahrungen aus den Jugoslawien-Kriegen in den neunziger Jahren.

In dem Kreis von Experten wird mit ehrlicher Überraschung aufgenommen, dass die deutsche Wirtschaft durch die Sanktionen gegen Russland erheblich geschwächt wird. Über dreissig Jahre lang gewachsene Lieferketten

müssen neu aufgebaut werden. Der Wegfall der Warenexporte ist nur ein geringer Faktor. Entscheidend ist die auf Dauer wegfallende Möglichkeit des Bezugs von günstigem Öl und Gas für die Energiebranche und die Chemieindustrie. In der US-Wirtschaft hat man dies bereits vor Monaten erkannt und sieht darin zusätzliche Chancen.

Das zeigt ein Besuch in Delaware, dem Staat, in dem US-Präsident Joe Biden seinen Wahlkreis hat. Delaware lockt seit Jahrzehnten erfolgreiche ausländische Firmen in den Zwergen-Bundesstaat an der Ostküste. Die Argumente für den Standort sind jedoch nicht hochqualifizierte Arbeitskräfte und gute Infrastruktur, sondern schnelle, unbürokratische Registrierung von Unternehmen und niedrige Steuersätze. Als «Steuerparadies» der USA gilt der Bundesstaat. So wartet man dort optimistisch auf weitere deutsche Unternehmen. Der «Inflation Reduction Act», ein gigantisches Subventionsprogramm für heimische und ausländische Firmen, die in den USA produzieren, wirkt gegenwärtig als zusätzlicher Magnet.

Während die EU wie in einem Religionskrieg gegen die bösen Mächte in Russland kämpft, wird selbst in politischen Kreisen Washingtons deutlich: «The business of America is business.» Der Satz galt in den USA bereits bevor ihn US-Präsident Calvin Coolidge 1925 sagte. Und er ist weiterhin hochaktuell.

Wolfgang J. Hummel ist Jurist beim Berliner Senat und Oberfähnrich der Reserve. Er kennt die Ukraine und Russland aus beruflichen Zusammenhängen.

Berner Unterwerfung

Während seiner Mittwochssitzung empfing der Bundesrat Befehle der G-7-Staaten. Widerstand? Schön wär's.

Letzten Montagnachmittag in Bern: Im Zimmer 286 des Parlamentsgebäudes tagt die Aussenpolitische Kommission des Nationalrates (APK-N). Bundesrat und Wirtschaftsminister Guy Parmelin ist mit Seco-Kadern und persönlicher Mitarbeiterin im Gefolge aufmarschiert, um über die Hintergründe eines Briefes zu informieren, den die Botschafter der G-7-Staaten an den Bundesrat adressierten.

Das mysteriöse Schreiben nahm entgegen den diplomatischen Regeln einen ungewöhnlichen Weg und strotzt obendrein von Falschinformationen und Unterstellungen. Ungewöhnlich darum, weil der Inhalt zuerst der *Handelszeitung* online zugespült wurde, die darüber prominent berichtete, bevor der Bundesrat ebenfalls davon Notiz nehmen konnte. Erst kurz vor dem Ende seiner Mittwochsitzung vom 5. April wurde dieses auf denselben Tag datierte und am gleichen Tag von der Bundeskanzlei abgestempelte Schreiben in den Bundesrat nachgereicht.

Die selbstherrlichen Botschafter der G-7-Staaten brachten darin ihr Missfallen zum Ausdruck, dass die Eidgenossenschaft zu wenig engagiert den Vermögen von Oligarchen nachgehe. Sie forderten die Landesregierung zu mehr Kooperation bei der Suche nach diesen Geldern auf und verlangten zudem die Teilnahme an einer internationalen Task-Force, die sich für die Konfiszierung von Russen-Geldern engagiert.

«Habe durchaus Vertrauen»

Ein paar Gesandte massen sich also an, der Schweizer Landesregierung während ihrer Sitzung ihre Direktiven zu erteilen. Dieses unerhörte Vorgehen missachte sämtliche diplomatischen Gepflogenheiten und lasse jede Höflichkeit vermissen, kritisiert denn auch SVP-Nationalrat Roland Büchel. War die Aktion überhaupt mit den jeweiligen Regierungen abgesprochen? Als Wirtschaftsminister Guy Parmelin am 14. April den kanadischen Amtskollegen traf und ihn auf das ominöse Schreiben ansprach, wusste dieser jedenfalls nichts



Bitte Kopfschütteln: Wirtschaftsminister Parmelin.

darüber. Parmelin und der Bundesrat sehen «momentan» keine Veranlassung, einer internationalen Task-Force beizutreten, zumal man

Das mysteriöse Schreiben strotzt obendrein von Falschinformationen und Unterstellungen.

bereits eine enge technische Zusammenarbeit pflege, die sehr gut funktioniere.

Verglichen mit anderen europäischen Ländern braucht sich die Schweiz beim Aufspüren von Oligarchengeldern auch nicht zu verstecken. Die von der Schweiz blockierten russischen Vermögenswerte von 7,5 Milliarden Franken entsprechen gut einem Drittel der in der ganzen EU eingefrorenen Summe in Höhe von 21,5 Milliarden. Frankreich meldete bisher 1,2 Milliarden Euro, Deutschland gegen 2,2 Milliarden. «Ich bin froh, dass das Staatssekretariat für Wirt-

schaft (Seco) eine saubere Arbeit macht», sagt Büchel. «Ich habe durchaus Vertrauen in diese Behörde.» Die Frage ist, wie lange der Bundesrat dem Druck standhält. Zumal linke Parlamentarier wie etwa der Zürcher SP-Nationalrat Fabian Molina, aber auch Schweizer Medien und sogar Diplomaten ins Lamento des Auslandes einstimmen und dessen Verlautbarungen nahezu buchstabengetreu Folge leisten.

Neue Milliarden fürs Ausland

Die Pressionen zeitigen bereits den Effekt, dass Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) während eines Auftritts in den USA das Herz in die Hose rutschte. Als er nämlich an der Frühlingstagung des Internationalen Währungsfonds (IWF) und der Weltbank-Gruppe in Washington teilnahm und ein Meeting zur Ukraine-Hilfe besuchte, gab er im Fernsehinterview mit SRF anschliessend zu Protokoll, der Bundesrat habe letzte Woche entschieden, «in einem ersten Schritt 1,8 Milliarden Franken aus der internationalen Zusammenarbeit in einen separaten Fonds zu geben für die nächsten sechs Jahre. Danach soll ein Prozess entstehen mit einer Gesetzgebung für zusätzliche Gelder.»

Abgesehen davon, dass fraglich ist, ob der Bundesrat dies tatsächlich so entschieden hat, wie von Cassis in den USA kommuniziert, ist es problematisch, weil der Aussenminister mit seiner milliardenschweren Demutsgeste signalisiert, dass die Schweiz sich von allen ihr eingeredeten Sünden reinwaschen will – was beinahe einer Schuldanerkennung gleichkommt.

Zurück nach Bern: Statt Kopfschütteln und Widerstand zeigten linksliberale Mitglieder der APK-Nationalrat Verständnis für die arrogante Briefaktion der G-7-Botschafter. Die bürgerlichen Vertreter konnten nur knapp verhindern, dass dem Seco zusätzliche Ressourcen zur Verfügung gestellt werden, um die Kontrolle der Sanktionen gegen Russland zu verschärfen und – wie von links gefordert – die Zusammenarbeit mit der Task-Force Freeze and Seize der EU auszubauen.



Unkontrollierter Zugang zum Luxus-Buffer: Thomas Coles «Zerstörung des römischen Imperiums», 1836.

Grenzen der Zuwanderung

Die Mehrheit der Schweizer Bevölkerung fordert Massnahmen gegen den Massenzustrom. An der Basis von FDP, Mitte und GLP rumort es. Die Parteispitzen stellen sich taub.

Philipp Gut

Die Schlagzeile stammt vom linken *Tages-Anzeiger*: «Fast zwei Drittel wollen die Zuwanderung begrenzen», titelte das Blatt diese Woche. Es veröffentlichte die Ergebnisse einer grossangelegten Tamedia-Umfrage unter 50 740 Personen, die zwischen dem 24. Oktober und dem 17. November 2022 stattgefunden hatte. Demnach finden 62 Prozent der Befragten, die Zuwanderung müsse «jetzt» eingeschränkt werden. Bemerkenswert ist dabei die Tatsache, dass die Forderung nach einer Steuerung und Begrenzung der Zuwanderung quer durch Land und Bevölkerungsgruppen geteilt wird: Sie findet eine Mehrheit in allen Regionen, von Jung bis Alt, in der Stadt, in der Agglomeration und auf dem Land – und sogar bei der in der Schweiz wohnhaften ausländischen Bevölkerung.

Die detaillierten Ergebnisse illustrieren das Ausmass dieser zuwanderungskritischen Haltung: In der Gruppe der über 65-Jährigen stimmen 70 Prozent der Forderung zu, die

Zuwanderung stärker zu begrenzen. Bei den 18- bis 34-Jährigen sind es immer noch 56 Prozent. Auf dem Land wollen 67 Prozent eine Begrenzung, in der Agglomeration sind es 63 Prozent, und selbst in den Städten, wo Links-Grün dominiert, ist eine klare Mehrheit von 55 Prozent für eine Limitierung des Zuwanderungsstroms.

«Politisieren Sie an der Basis vorbei?»

Aufschlussreich ist ferner, dass auch die in der Schweiz lebenden Ausländer nicht wollen, dass beliebig viele Ausländer in die Schweiz kommen. Über zwei Drittel der Ausländer, die hier geboren sind, sagen ja zu einer Zuwanderungsbegrenzung. Auch die Eingebürgerten sind mit 65 Prozent deutlich dieser Ansicht.

Politischen Sprengstoff bergen darüber hinaus die Resultate nach Parteien. Denn es zeigt sich: Die Mitglieder und Sympathisanten sämtlicher bürgerlichen Parteien befürworten eine Begrenzung. Nicht erstaunlich ist das Ergeb-

nis bei der SVP, auch wenn es in seiner Deutlichkeit ein Statement ist: 93 Prozent unterstützen die Forderung nach einer Drosselung der Zuwanderung. Aufhorchen lassen die folgenden Zahlen: Fast drei Viertel (73 Prozent) der FDP-Wählerinnen und -wähler ticken in

Auf dem Land wollen 67 Prozent eine Begrenzung, in der Agglomeration sind es 63 Prozent.

dieser Frage gleich, bei der Mitte ist es ebenfalls eine erdrückende Mehrheit von über 70 Prozent. Selbst bei den Grünliberalen, die gerne mit Links-Grün marschieren, ist eine Mehrheit von 51 Prozent für eine restriktivere Zuwanderungspolitik.

Damit steht die Basis der bürgerlichen Parteien mit Ausnahme der SVP im Clinch mit der Parteispitze. Oder andersrum formuliert: Die Präsidenten von FDP, Mitte und GLP politisie-

ren an ihren eigenen Wählerinnen und Wählern vorbei. Alle drei – Thierry Burkart, Gerhard Pfister und Jürg Grossen – befürworten die Personenfreizügigkeit mit der EU und damit ein unbeschränktes Recht auf Zuwanderung in die Schweiz für 450 Millionen Menschen. Auch eine Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative, mit der das Volk eine Kontingentierung der Zuwanderung beschlossen hat, lehnt das Trio nach wie vor ab. So sagt Burkart auf

Burkart will an seiner Politik der offenen Schleusen gegenüber den EU- und Efta-Staaten festhalten.

Anfrage der *Weltwoche*: «Am 27. September 2020 hat der Schweizer Souverän mit einer deutlichen Ablehnung der Begrenzungsinitiative die Personenfreizügigkeit mit der EU bestätigt und das Konzept der Masseneinwanderungsinitiative abgelehnt.»

Als die SVP Ende Januar ihr neues Positionspapier zur Zuwanderungspolitik vorlegte und kritisierte, es kämen zu viele und die falschen Ausländer in die Schweiz, konterte Gerhard Pfister auf Twitter: «Welche Ausländer sind <die falschen Ausländer>? Wie viele weniger von diesen <falschen> Ausländern müssen es sein? Bitte qualifizieren und quantifizieren, damit die Politik darüber reden kann, wer <falsch> und zu viel ist in der Schweiz, oder nicht, und warum.»

70 Prozent kommen mit Arbeitsvertrag

Auf die Frage, wie er auf die Forderung einer deutlichen Mehrheit der Bevölkerung reagiere, die Zuwanderung zu begrenzen, antwortet Pfister: «Migration ist zu Recht eines der wichtigsten Themen für die Bevölkerung.» Am meisten Sorgen machten ihr aber nach wie vor die steigenden Gesundheitskosten. Die Zuwanderung sei eine Folge der hohen Attraktivität der Schweiz für Arbeitskräfte. Deshalb könnten wir über Migration «nicht losgelöst von der Frage diskutieren, wie wir die Attraktivität erhalten wollen, und gleichzeitig die Migration steuern».

Auf die Feststellung, dass die Parteispitze an der Basis vorbeipolitisiere, erwidert Pfister: «75 Prozent unserer Wählerschaft befürworten klar den Kurs der Mitte.» Obwohl 71 Prozent der Mitte-Wähler eine Begrenzung der Zuwanderung wünschen, will der Präsident bei der Personenfreizügigkeit nicht über die Bücher: «Die Personenfreizügigkeit ist nicht ohne Probleme, aber ohne Personenfreizügigkeit würden die Probleme grösser.»

Die FDP teile zwar die Sorge, «dass die Zuwanderung in die Schweiz zu hoch ist», sagt Thierry Burkart. Trotzdem will er an seiner Politik der offenen Schleusen gegenüber den EU- und Efta-Staaten festhalten. Er begründet

dies damit, dass 70 Prozent dieser Zuwanderer mit einem Arbeitsvertrag kämen. Die FDP setzt gemäss Burkart auf Massnahmen im Inneren, um den Arbeitskräftemangel mit Schweizer Arbeitnehmern zu decken: «Mit der Einführung der Individualbesteuerung und einem höheren Rentenalter würde die Zuwanderung aus dem EU-Raum automatisch gebremst.»

GLP-Grossen zweifelt an Umfrage

Kritischer als bei der Personenfreizügigkeit gibt sich Burkart im Asylbereich («Wer kein Recht auf Asyl hat, wird ausgeschafft») und bei der Zuwanderung aus sogenannten Drittstaaten. Dort brauche es einen «konsequenten Vollzug, Begrenzung des Familiennachzugs und konsequente Dublin-Überstellungen». Dass beinahe drei Viertel der freisinnigen Wähler gemäss der Tamedia-Umfrage die Zuwanderung generell begrenzen wollen, wischt Burkart weg: «Volksentscheide sind massgebend, nicht Umfragen.» Auch hätten die Delegierten die Positionen der Partei in der Migrations- und Europapolitik verschiedentlich abgesegnet.

Grünliberalen-Chef Jürg Grossen greift die Tamedia-Umfrage frontal an: Sie unterscheide «nicht zwischen verschiedenen Formen der Zuwanderung, wie zum Beispiel der Personenfreizügigkeit oder Flüchtlingen». Die «pauschale Fragestellung» lasse «keine aussagekräftigen Schlüsse zur Meinung der Befragten» zu. Zudem seien Umfragen immer eine Momentaufnahme.

Das stimmt. Bloss stammt die vorliegende bereits vom letzten Herbst. Seither hat sich die Lage sowohl an der Asylfront als auch bei der übrigen Zuwanderung weiter verschärft. Die Schweiz wuchs 2022 um 81 000 Personen. Hinzu kommen 24 500 Asylbewerber und 75 000 Ukrainer mit Status S.

Inzwischen werden Schweizer Mieter aus Wohnungen geschmissen, um mehrheitlich jungen männlichen Asylbewerbern aus Afrika und dem arabischen Raum mit hohem Gewalt- und Kriminalitätspotenzial Platz zu machen.

Es ist daher davon auszugehen, dass die kritische Stimmung der Bevölkerung noch zugenommen hat. Dennoch meint Grossen, es

wäre «falsch», aus den Umfrageergebnissen «konkrete politische Forderungen abzuleiten». Einen Graben zwischen der Parteileitung und dem grünliberalen Fussvolk will der Präsident nicht ausmachen. Die Umfrage zeige bei seiner Wählerschaft «ein gespaltenes Bild». Er sei überzeugt, «dass die pragmatische GLP-Politik in Sachen Zuwanderung von der Basis mitgetragen wird». Dazu gehört für Grossen die vorbehaltlose Unterstützung der Personenfreizügigkeit. Auch in der Asylpolitik setzten die Grünliberalen «insbesondere auf die internationale Koordination, allen voran mit der EU».

Obwohl die Präsidenten von FDP, Mitte und GLP es ablehnen: Eine deutliche Mehrheit der Bevölkerung und ihrer eigenen Wählerschaft bekräftigt gemäss der Tamedia-Umfrage den Ruf nach Begrenzung der Zuwanderung, etwa in Form von Kontingenten. Die *Neue Zürcher Zeitung* (NZZ) hat kürzlich in Anlehnung an verschiedene Ökonomen alternative Modelle der politischen Steuerung in die Diskussion geworfen, von einem Punktesystem über eine Eintrittsgebühr oder einen «Klub»-Beitrag bis zu einer Versteigerung von Arbeitsvisa.

Einwanderung in den Sozialstaat

Ein weiteres Problem, vor dem FDP, Mitte und GLP – aber auch die Linksparteien SP und Grüne – die Augen verschliessen, benennt der Direktor des Liberalen Instituts, Olivier Kessler: Ein wichtiger Grund für die wachsende Einwanderungsskepsis sei der «sich laufend aufblähende Sozial- und Umverteilungsstaat».

Die Schweiz wuchs 2022 um 81 000 Personen. Hinzu kommen 24 500 Asylbewerber und 75 000 Ukrainer.

Von wohlhabenden Ländern mit einfachem Zugang zu Sozialleistungen gehe eine hohe Anziehungskraft auf Einwanderer aus. Andererseits hätten die «bisherigen Ansässigen, die ihr Leben lang vom Wohlfahrtsstaat geschröpft wurden, kein Interesse daran, dass die Menge der zur Verfügung stehenden Auszahlungsgelder nun von zusätzlichen Personen streitig gemacht wird, die weniger beigetragen haben».

Mit anderen Worten: Eine unkontrollierte Zuwanderung funktioniert höchstens dann, wenn die Zuwanderer keinen oder einen nur sehr begrenzten Anspruch auf Sozialleistungen haben. Solange wir ihnen Zugang zu unserem reichhaltigen Luxus-Buffer gewähren, wird es weiterhin eine mehr oder weniger direkte Einwanderung in den Sozialstaat geben.

Ob die nonchalante Haltung der Chefs von FDP, Mitte und GLP gegenüber dem Unbehagen der eigenen Basis sich auszahlt, wird sich bei den eidgenössischen Wahlen im Herbst zeigen.



Was die Gratiszuwanderung kostet

Das Boot ist nie voll – aber es wird immer voller.
Langfristig nimmt der Wohlstand für alle ab.

Reiner Eichenberger

Anders als klug gelenkte Zuwanderung senkt Personenfreizügigkeit die Lebensqualität der grossen Mehrheit in der Schweiz. Fünf Mechanismen sind besonders wichtig.

Füllungskosten. Die Bevölkerung der Schweiz ist in den sechzehn Jahren Personenfreizügigkeit um über 17 Prozent gewachsen. Somit ist heute die Nachfrage nach Energie, Mobilität, Schulraum, Lehrkräften, Polizei, Lebensmitteln, Wohnraum, Büroraum et cetera um etwa 17 Prozent höher, als sie ohne diesen Einwohnerschub wäre. Das Problem besteht darin, dass das Angebot dieser Leistungen nur zu steigenden Durchschnittskosten ausgedehnt werden kann. Das hat zum einen natürliche oder politische Ursachen, etwa bei der Verfügbarkeit von Land oder infolge von Autarkie-Zielen bei der Energie- und Lebensmittelversorgung oder der Emissionsreduktion. Zum andern steigen bei vielen vermehrbaren Gütern und Dienstleistungen die Durchschnittskosten aus wirtschaftlichen Gründen, wenn das Angebot schnell ausgedehnt werden muss. So ist der Ausbau einer Autobahn von vier auf sechs Spuren extrem teuer und senkt zugleich die Verkehrskapazität während vieler Baujahre.

Die Kosten steigen dann besonders stark, wenn gleichzeitig in vielen Bereichen ausgebaut werden muss – also bei Bevölkerungswachstum –, weil es dann schwieriger ist, Personal und Kapital aus anderen Bereichen abzuwerben. Und sie steigen überproportional zur Ausbaugeschwindigkeit und so zur Höhe des Bevölkerungswachstums. Während die Füllungskosten unsere Lebensqualität senken, senken sie nicht unbedingt unser Bruttoinlandprodukt pro Kopf. Sie können es sogar steigern, etwa wenn wegen zunehmender Wohnungsknappheit und Zersiedelung die Pendeldistanzen und -kosten steigen.

Die Steuerzahlungen der Zuwanderer wiegen die Füllungseffekte nicht auf. Das täten sie nur, wenn alle Leistungen zu konstanten Durchschnittskosten ausgedehnt werden könnten. Da aber die Durchschnittskosten steigen und wirk-



Die Lebensqualität sinkt.

liche Knappheit und Mängel entstehen, sinken der Wohlstand und die Lebensqualität der Einheimischen.

Fachkräftemangel. Er wird durch die Zuwanderung nicht verkleinert, sondern vergrössert. Natürlich füllen Zuwanderer Arbeitsplätze. Aber sie brauchen Wohnraum, Konsumgüter, Ausbildung, medizinische Betreuung et cetera. Das schafft gleich wieder neuen Fachkräftemangel. Das gilt besonders für Branchen, in denen Einheimische aus inhaltlichen, rechtlichen oder sprachlichen Gründen übervertreten sind, also etwa im Rechtswesen, in höheren Staatsstellen, bei der Polizei oder der Kinderbetreuung. Mit dem schnellen Bevölkerungswachstum wachsen auch diese Bereiche, die dann mühsam zusätzliche Einheimische anlocken müssen. Dann aber fehlen sie anderenorts, wo umso lauter nach Zuwanderern gerufen wird. So wird die Zuwanderung zum Selbstläufer.

Politikverwahrlosung. Der hohe Schweizer Wohlstand entstand durch umsichtige Politik. Die Personenfreizügigkeit mit Gratiszuwanderung nimmt den Einheimischen das Eigentumsrecht an ihrem Land sowie die Anreize, für gute Politik, attraktive Standorte und flexible Märkte einzutreten. Denn die Früchte der guten Politik werden durch mehr Zuwanderungsdruck und zusätzliche Füllungseffekte kompensiert, so dass sich gute Politik für die Normalbürger nicht mehr lohnt. Für sie ist es sinnvoller, mit immer mehr Regulierungen die bisherigen Inhaber von Arbeitsplätzen und Wohnraum zu schützen. Dadurch leiden kurzfristig vor allem die jungen Einheimischen, die noch keine geschützten Stellen und Wohnungen haben. Langfristig sinkt der Wohlstand für alle.

Aushebeln der Institutionen. Schliesslich verlieren auch die typisch schweizerischen Institutionen ihre Wirkkraft. Insbesondere die direkte Demokratie führt zu einem positiven Verhältnis zwischen Bürgern, Politikern und Verwaltung. Mittlerweile beträgt aber der Ausländeranteil in den Altersjahrgängen von dreissig bis vierzig um die 40 Prozent, in manchen Kantonen schon über 50 Prozent. Wie nur soll da die direkte Demokratie noch integrativ wirken, und wie soll das Milizsystem in Politik und Militär noch funktionieren, wenn bald die Hälfte der relevanten Bevölkerung nicht mitmachen darf?

Spaltung der Gesellschaft. Während die Normalbürger unter dem Bevölkerungswachstum leiden, profitieren manche Politiker und Spitzenmanager in Branchen mit einem gewissen Marktschutz – etwa Dachverbänden, Grossbanken, Detailhandelsriesen oder SRF – vom Bevölkerungswachstum, denn damit steigen ihre Steuer- und Gebühreneinnahmen, Budgets, ihre Macht, ihre Umsätze und manchmal sogar Boni. Diese Spaltung ist Gift für die weitere Entwicklung der Schweiz.

Reiner Eichenberger ist Professor für Theorie der Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg und Forschungsdirektor von Crema – Center for Research in Economics, Management and the Arts.

Bekenntnisse eines Benziners

Natürlich will ich die Welt retten, aber bei Elektroautos mache ich nicht mit.



Ich komme weiter.

Ich fuhr auf dem Kamm des Hochschwarzwaldes, im Radio lief Bachs «Air» auf der G-Saite, das ist die Suite Nr. 3 in D-Dur, der Motor verbrannte meine Sorgen, und aus dem Auspuff meiner Seele dampfte all das Aufgestaute, und ich schwebte fast, so fühlte sich das an, dem Unbegrenzten entgegen. Ich hätte weiterfahren können, für immer. Aber dann, als Bach so schön wurde, dass man hätte schreien oder weinen oder beides gleichzeitig können, als er mich davontrug voller Schwermut und doch Leichtigkeit, war mein Tank fast leer.

Ich hielt an einer einsamen Tankstelle an, führte den Stutzen ein, blickte über das Land und die blühenden Kirschbäume, das frische Gras da und dort, ich hatte den Geruch von Benzin in der Nase und plötzlich diesen Gedanken im Kopf, den einem kein Strom, sondern nur Benzin geben kann; den einer fast grenzenlosen Mobilität und der Möglichkeit, jederzeit und überall sein Leben ein Roadmovie werden zu lassen.

Natürlich will ich helfen, die Welt zu retten und das Klima und so weiter, aber bei Elektroautos mache ich nicht mit. Ich werde Benzin fahren, bis zum letzten Tropfen auf dieser Welt. Der Grund ist simpel; weil ich mit einem Auto mit Elektromotor vermutlich die nächsten zwanzig Jahre nicht um die Welt fahren kann. Das beraubt der Mobilität ihre Schönheit, und ihre Schönheit ist die Freiheit, die Freiheit, immer weiterfahren zu können.

Mit den Elektroautos geht das nicht. Kaum hat man die Grenzen der drei, vier selbst-

ernannten Weltrettungsgebiete Europas verlassen und die grossen Autobahnen, kaum ist man von dort eine Batteriereichweite gefahren, steht man da und verbringt sein Leben damit, eine geeignete Ladestation zu finden. Man kann sich nicht in ein Elektroauto setzen und sich sagen, so, ich fahr jetzt nach Timbuktu oder nach Lecce, und das Vorwärtskommen ist kein Problem. Nur ein Benzinler trägt Grenzenlosigkeit in sich.

Mag sein, dass dieses Gedankengut reaktionär ist, aber es ist mir egal. Das Auto wurde erfunden, um dem Aktionsradius des Menschen, zumindest theoretisch, unbeschränkte Mobilität hinzuzufügen. Das ist der Mythos des Automobils, seine Schönheit auch; jeder, der ein Auto hat, das mit Benzin betrieben wird, kann davon träumen, in die Welt zu fahren, fast überallhin, und auch anzukommen.

So ist ein Elektroauto nur etwas für Menschen, die sich damit abgefunden haben, nie mehr aus den Garagen ihrer Leben zu kommen. Deren automobiler Ereignishorizont in den drei, vier Ländern, die einigermassen bestückt sind mit Ladezonen, endet. Die aufgehört haben vielleicht auch, darüber hinwegzudenken.

Ich zahlte mit Bargeld, startete den Motor, suchte einen Sender mit klassischer Musik und fuhr los. Aus den Lautsprechern ergoss sich, überwältigend und ausgerechnet, die 9. Sinfonie

Dvoráks, «Aus der Neuen Welt», und kurz dachte ich, dass das so ein Tag ist, an dem die Welt mir zulächelt, und dann dachte ich, dass ich im Grunde gar keine neue Welt möchte, nicht all jene aufkeimenden diversen Gesinnungsdiktaturen, die sind wie Schlingpflanzen, die sich um den Geist winden, die jeden abwürgen, der gegen Elektroautos ist und Wärmepumpen auch und der seinen Rasen mit einem Viertakt-Benzinrasenmäher stutzt und ein kleines *high* hat, wenn sich der Duft des gemähten Rasens mit jenem des Benzins vermischt, und die neunzig Dezibel des Mähers klingen wie eine Sinfonie.

Ich fuhr einfach weiter, immer weiter an diesem Tag, zu neuen Orten, im Kreis herum auch, ich überlegte kurz, ob ich in die Provence fahren soll oder wie die alten Hippies nach Goa, aber mir fehlte dann doch die Verwegenheit.

Ich kam runter auf eine Autobahn, von einer romantischen Nostalgie in eine nervende Realität, und all die Momente auf dieser Strasse, all mein Leben dort, verschwand Meter für Meter im Rückspiegel, und ich sagte mir, das nächste Mal. Ich überholte einen Lastwagen, hinter mir drängelte so ein Elektroauto von Audi, aber ich hatte keine Eile, ihn vorbeiziehen zu lassen. Als ich die Spur freimachte, schaute der Typ rüber, und ich lächelte. Vielleicht bist du schneller, dachte ich, aber ich komme weiter.



fotolia.com © art_zzz



fotolia.com © Sabine Klein



fotolia.com © Sabine Klein

VIP-Spezialreise: Sachsens Hauptstadt Dresden Klingendes Elbflorenz

Dresden und Florenz – die Parallelen zwischen der sächsischen und der toskanischen Hauptstadt sind nicht zu übersehen. Auf unserer 4-tägigen Leserreise tauchen wir ein in die bewegte Geschichte der Stadt und geniessen Gustav Mahlers «Symphonie Nr. 3 in d-Moll» in der weltberühmten Semperoper.

Dresdens Zauber ergibt sich durch die herrliche Lage im Elbtal, seine prachtvolle Barockarchitektur sowie die zahlreichen Kunst- und Kulturschätze. Die prägenden Bauten der Stadt sind unter florentinischem Einfluss entstanden. Insbesondere die mächtige Steinkuppel der Frauenkirche erinnert an die Kathedrale von Florenz. «Steingewordene Musik» ist das geflügelte Wort, wenn vom Dresdner Barock die Rede ist.

Unsere Exkursion startet in der wunderschönen Inneren Altstadt. Durch Bombenangriffe 1945 zu grossen Teilen zerstört, zeigt sie sich heute wieder in vollem Glanz. Das Abendessen im historischen Ambiente – begleitet von Mägen, Zauberern, Gauklern und Musikanten – wird uns in eine andere Zeit zurückversetzen.

Im weiteren Verlauf unserer Erlebnisreise besichtigen wir die Frauenkirche. Errichtet im 18. Jahrhundert, wurde der Sandsteinbau kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs zerstört. Viele Jahrzehnte blieb die Ruine als Mahnmal gegen Krieg und Zerstörung bestehen. Erst nach der Wiedervereinigung erfolgte der Wiederaufbau und 2005 die erneute Weihe.

Wir besuchen das Residenzschloss, das heute die Museen der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden beherbergt. Wie kein zweites Bauwerk

verkörpert es die Zeitgeschichte und den Wandel Dresdens in den vergangenen sechs Jahrhunderten. Zur Entspannung lassen wir uns mit einem Schaufelraddampfer der Sächsischen Dampfschiffahrt zum Schloss Pillnitz chauffieren. Bei der Führung durch das Schlossmuseum entdecken wir den Kuppelsaal und die königliche Hofküche, die einst sowohl die Königsfamilie als auch den Hofstaat versorgte.

Musikalischer Höhepunkt ist unser Besuch der weltbekannten Semperoper. Hier erwartet uns ein besonderer Leckerbissen: das «10. Symphoniekonzert» der Staatskapelle Dresden unter der Leitung ihres Chefdirigenten Christian Thielemann mit Gustav Mahlers «Symphonie Nr. 3 in d-Moll».

Optional auf dem Programm steht die Sächsische Weinstrasse. Im Museum der Meissen-Porzellan-Stiftung bestaunen wir fragile Kunstwerke aus über 300 Jahren Manufakturgeschichte. Im Schloss Proschwitz, dem ältesten privat bewirtschafteten Weingut Sachsens, überzeugen wir uns bei einer Weinverkostung mit Imbiss vom Motto «Hochgenuss trifft Lebensfreude».

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular: www.weltwoche.ch/platin-club

Leserreise «Elbflorenz Dresden»

Reisetermin:

11. bis 14. Juni 2023

Leistungen:

- Swiss-Direktflüge Zürich–Berlin und Dresden–Zürich
- Transfers Flughafen–Hotel–Flughafen
- 3 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Hyperion Dresden am Schloss»
- 1 Abendessen im Gewölberestaurant «Sophienkeller» oder «Pulverturm»
- 1 Abendessen im Hotel
- Ausflug «Innere Altstadt»
- Ausflug zum Schloss Pillnitz mit Besichtigung und Schifffahrt auf der Elbe
- Besuch in der Semperoper: «Symphonie Nr. 3 in d-Moll» von Gustav Mahler (Karten der Kategorie PG 1)
- Ausflug «Frauenkirche und Residenzschloss»
- Reiseleitung, Unterlagen, Insolvenzversicherung

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1550.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 1850.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 220.–
Ermässigung bei Eigenreise und -abreise: Fr. 250.–

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Sächsische Weinstrasse, Meissener Porzellan und Schloss Proschwitz», inkl. Imbiss, Weinprobe und Eintritt: Fr. 80.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

PERSONENKONTROLLE

Maurer, Keller-Sutter, Berset, Scholz, Cassis, Berset, Amherd, Sauber, Michel, Prigoschin, Putin



Zünftig unterwegs: Ritter Sauber, 2011.



Luxustourist: EU-Ratspräsident Michel.

Ueli Maurer, Rastloser, war in den letzten Wochen pausenlos für seine Partei unterwegs. Der Alt-Bundesrat habe vierzig Veranstaltungen besucht. Er sei halt «durch und durch ein SVPler», meint er lachend zur *Weltwoche*. Der Ende Dezember zurückgetretene Finanzminister freut sich jetzt aber, bald zu seinem Sohn nach Kanada zu reisen und auf dessen Bauernhof mit anzupacken. Seit dem Abgang des Säckelmeisters geht es in seinem ehemaligen Departement drunter und drüber. Grund ist das CS-Fiasko, das seine Nachfolgerin **Karin Keller-Sutter** (FDP) arg fordert. Doch in Kontakt stehen die beiden nicht, wie Maurer sagt. Sie habe ihn nicht kontaktiert und um seine Einschätzung gebeten, das sei aber selbstverständlich zu akzeptieren. (odm)

Alain Berset, Fahnenträger der Neutralität, ist in den letzten Tagen nach Berlin geflogen, um dort den deutschen Bundeskanzler **Olaf Scholz** zu treffen. Die beiden Sozialisten diskutierten auch über das dornige Dossier zur Wiederausfuhr von Schweizer Waffen, wo Deutschland von den Eidgenossen Entgegenkommen erwartet, wie der Kanzler erneut betonte. Berset erteilte Scholz aber eine Absage. Er betonte nach dem Gespräch, die Schweiz wolle sich nicht in Neutralitätsfragen dreinreden lassen. «Wir unterstützen keine Seite militärisch», gab der SP-Bundesrat zu verstehen und outete sich ein weiteres Mal als Verfechter einer strikten Neutralität. Wir sind gespannt, wie seine heimatmüden Genossen darauf reagieren werden und ob bald der nächste parteiliche Shitstorm über ihn hinweggefegt. (hmo)

Ignazio Cassis, Pendler, kann sich auf einen intensiven Mai einstellen. Im Wonnemonat präsentiert die Schweiz zum ersten Mal den Uno-

Sicherheitsrat. Grund genug, dass sich die Bundesräte in New York die Klinke in die Hand geben und zahlreich über den grossen Teich jetten. Neben dem Aussenminister werden im Big Apple auch Bundespräsident **Alain Berset** und VBS-Chefin **Viola Amherd** erwartet. Wir sind gespannt, welche Resultate diese Pendeldiplomatie zeitigen wird. (odm)

Peter Sauber, Formel-1-Team-Gründer, hat beim Zürcher Sechseläuten ein denkwürdiges Jubiläum gefeiert. Der 79-jährige Zürcher war zum 60. Mal in der Zunft Riesbach dabei. Wie immer hoch zu Pferd, diesmal auf einem zehnjährigen Wallach. «Jeder Zug der Zünfte ist ein einzigartiges Erlebnis. Aber das diesjährige Volksfest, erst noch mit dem Gastkanton Schwyz meines Wohnortes Wollerau, macht mich besonders stolz», sagte Sauber der *Weltwoche*. Der Böögg explodierte übrigens erst nach 57 Minuten. Heisst: Es wird leider einen schlechten Sommer geben. (ah)

Charles Michel, Spesenritter, ist sauer. Reisen seien nun mal teuer, weil er sie im Interesse Europas unternehmen müsse, nörgelte der EU-Ratspräsident. Sie seien nicht verschwenderisch. Kommt auf die Massstäbe an. Konkret ging es um eine Chinareise Michels mit einem Privatflieger für 400 000 Euro. Ein Schnäppchen? (ky.)

Jewgeni Prigoschin, Ex-Gastronom, hat offenbar genug. Der Chef der Söldnergruppe Wagner rät **Wladimir Putin**, den Krieg in der Ukraine zu beenden und sich zum Sieger zu erklären. Es sei nötig, «irgendeinen dicken Punkt» hinter den Krieg zu setzen, erklärte der ehemalige Kreml-Caterer. Ein langer Krieg würde zum Zerfall Russlands führen. (ky.)



INSIDE WASHINGTON

Ärger mit den Gerontokraten

Die Leinwandlegende Bette Davis sagte einmal, dass das Älterwerden nichts für Weicheier ist. Aber für Senatoren der Vereinigten Staaten und ihre ehrgeizigen Mitarbeiter ist selbst hohes Alter kein Hindernis, sich an ihre Ämter zu klammern. Die kalifornische demokratische Senatorin **Dianne Feinstein** ist seit über einem Monat wegen einer Gürtelrose krankgeschrieben. Das linke Magazin *Mother Jones* stellt fest, dass dies «nur die jüngste Episode» ist. Der kognitive Verfall des 89-jährigen wird schon seit Jahren öffentlich zur Schau gestellt. Jetzt, wo die Demokraten eine hauchdünne Mehrheit von nur einem Sitz haben, ist Feinsteins Abwesenheit eine Belastung. Ein Stabschef kann zwar de facto die Geschäfte eines gewählten Senators führen. Aber in einer Demokratie muss die Galionsfigur, so angeschlagen sie sein mag, immer noch die tatsächlichen Stimmen abgeben. Der kalifornische Kongressabgeordnete **Ro Khanna** hat die Nase voll. Der Demokrat erklärt gegenüber Fox News: «Es ist eine Sache, sich krankschreiben zu lassen und wiederzukommen. Es ist eine andere Sache, wenn man seine Arbeit einfach nicht macht.» Das Mitglied des Repräsentantenhauses stört sich an den Vorrechten des Senats und beschwert sich über das Oberhaus: «Wie wäre es mit einer Rücksichtnahme auf das amerikanische Volk?» Das Feinstein-Dilemma der Demokraten wirft natürlich Fragen über den anderen Achtzigjährigen auf – denjenigen an der Pennsylvania Avenue. Die *New York Times* weist vorsichtig darauf hin, dass Präsident **Joe Biden** «am Ende einer zweiten Amtszeit 86 Jahre alt sein würde, was selbst einigen seiner demokratischen Kollegen Unbehagen bereitet hat». Wenn Bidens Ablehnungsquote im Volk von 52 Prozent ein Indiz ist, dann hält sich das «Unbehagen» bislang in Grenzen.

Amy Holmes

MÖRGELI

«Scheiss auf die Minen»

Der Ukraine-Krieg hat nicht nur unserer Neutralität und Objektivität zugesetzt. Sondern auch dem hiesigen Qualitätsjournalismus – und dem guten Geschmack. «Scheiss auf die Minen», zitiert die NZZ am Sonntag einen Soldaten: «Ukrainische Kriegsversehrte kommen als Helden in das Prothesenzentrum in Kiew.» Aber nicht als Patienten, bewahre: «Sie wollen nur eins, zurück an die Front.» Solche Heldenlegenden strickt die deutsche Journalistin Andrea Jeska um einen 32-jährigen Kämpfer, der in der Ostukraine über eine Mine gefahren sei.

Die Folgen: rechtes Bein weggerissen, linkes Bein offenes Fleisch, «aber es hängt noch an ihm», rechter Arm zerschmettert, Trommelfell geplatzt. Und ein einziger Wunsch: zurück in den Krieg. Genau wie beim Freiwilligen, den eine Mine ebenfalls das Bein gekostet haben soll. Er lächle «so strahlend, als spräche er von einem schönen Ereignis». Auch er wolle «so schnell wie möglich zurück an die Front». Weiter lesen wir in der sonntäglichen NZZ: «Mehrheitlich sind die ukrainischen Helden männlich, todesmutig, verwundbar, aber nicht besiegt.» Denn mit dem Ukraine-Krieg «ist das Heldentum wieder in Mode gekommen».

Journalistin Andrea Jeska schwelgt in heissem Feindesblut. Dabei scheint sie das Peinlich-Abgeschmackte ihres entfesselten Geschreibsels nicht mehr zu spüren. Das Nichternstnehmen von Gewalt und Krieg befremdet. Die Mütter von Helden weinen zuerst. Wir wissen aus der Kriegsgeschichte: Helden gestalten, die sich mit leuchtenden Augen todesmutig in die Schlacht stürzen, waren schon vor über hundert Jahren überspannte Fantasieprodukte von Journalisten, Schriftstellern und Intellektuellen. Sie verfassten Artikel, Aufrufe, Hymnen und Hassgesänge. Und schmachteten vor Sehnsucht nach individuellem Heldentum. In Wahrheit bedeutet Krieg Leichenhaufen, Blut, Verstümmelungen, Prothesen, Kriegszitterer und Angstneurotiker.

Ein ukrainisches Sprichwort sagt: «Wenn Kriegsfahnen wehen, steckt der Verstand in der Trompete.» Das gilt besonders dann, wenn Journalisten Fahnen aufziehen und Trompete blasen.

Christoph Mörgeli

«Migrantische Personen»

An der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften wurden heimlich Texte «gendert» umgeschrieben. Professoren sind empört. Ihr Aufschrei hallt bis nach Bern.

Hubert Mooser

Im Zentrum steht ein Vorstoss der Zürcher Nationalrätin Therese Schläpfer (SVP), landesweit bekannt als mutige Hagenbucher Präsidentin, welche die ausufernden Sozialhilfekosten ihrer Gemeinde für eine eritreische Familie anonymisiert öffentlich machte. Jetzt will sie mit einer parlamentarischen Initiative ein Gesetz erwirken, um das sogenannte Gendern an den vom Bund finanzierten Hochschulen wie der ETH Zürich und der EPFL in Lausanne gesetzlich verbieten zu lassen.

Für Schläpfer haben einzelne Bildungseinrichtungen den Kompass verloren. «Die Hochschulen sind dazu da, Wissen zu vermitteln und Forschung zu betreiben. Eine neue Gendersprache einzuführen, gehört nicht zu ihren Aufgaben», sagt sie. Diese Woche wird sich die Bildungskommission des Nationalrates damit befassen. Wenn man die Zusammenstellung dieses eher linksliberal ausgerichteten Gremiums in Betracht zieht, sind die Chancen klein, dass Schläpfer hier eine Mehrheit findet.

Verbotene Wörter

Es wäre an der Zeit, dass Bund und Parlament ein Zeichen gegen den sprachlichen Mumpitz setzen. Denn es gibt keine demokratische Legitimation für das, was einzelne Hochschulen und öffentliche Einrichtungen unter dem Titel einer gendertem Sprache selbstherrlich einzuführen versuchen. «Gendern ist eine politisch-ideologische Haltung», so Schläpfer. Die Verständlichkeit und Lesbarkeit sowie das Erlernen der Sprache würden dadurch erschwert. Vor allem liege der Gender-Sprech auch fernab der Realität vieler Teile der Bevölkerung. Besonders die linksliberale Elite versuche, sich damit als fortschrittlich und moralisch gut zu inszenieren.

Der Kleinkrieg um Worte und Sonderzeichen ist in vollem Gang. Nebst Sonderzeichen (Sternchen und Doppelpunkt) und Partizipien («Lernende» statt «Lehrlinge») gibt es ausgeklügelte Leitfäden, die alles verkomplizieren. Eine ganze Reihe von Wörtern und Bezeichnungen stehen plötzlich auf dem Index, weil man damit vielleicht jemanden diskriminieren könnte. «Mi-

grant» ist ein solches Wort, das an der Zürcher ZHAW nicht mehr verwendet werden darf. Stattdessen solle man «migrantische Personen» schreiben.

Bei der ZHAW gibt es seit einiger Zeit einen Leitfaden für einen inklusiven Sprachgebrauch. Halten sich die Studenten nicht daran, müssen sie mit Notenabzügen rechnen. Das ist noch nicht alles. Auf Anordnung von oben wurden auf der Website einzelner ZHAW-Institute Texte in eine gendertem Sprache umgewandelt – ohne Rücksprache mit den Autoren. Einige Professoren empfinden dies als unerhört, weil die Website den geltenden Regeln der deutschen Sprache folgte, mit getrennter Benennung des weiblichen und männlichen Geschlechtes, wo man dies für angezeigt hielt.

Für Nationalrätin Schläpfer hat die ZHAW den Bogen überspannt. Die Schweiz habe weiss Gott genug andere Herausforderungen zu meistern als Gender-Neusprech.

liebe ist...



... ein Platz, wo du deinen Kopf ablegen kannst.

Schnüffelstaat und Atomstaat

Elisabeth Kopp ist tot, der Schnüffelstaat von den Toten auferstanden. Überlebt der Atomstaat?



Die finnischen Grünen sind für den Bau neuer Atomkraftwerke. Genau wie die Grünen in Schweden. Und die Schweizer Grünen fördern mit ihrer Opposition gegen alpine Solaranlagen faktisch den Bau neuer Atomkraftwerke.

Noch nie in den letzten zwanzig Jahren war die Atomkraft in Deutschland so populär wie heute. Und dies genau zu dem Zeitpunkt, als die letzten drei Atomkraftwerke vom Netz genommen wurden. Atomkraftwerke, die übrigens nurmehr 4 Prozent zur deutschen Stromproduktion beitragen.

Wie ist dies zu erklären? Wer aufmerksam Todesanzeigen und Nachrufe liest, weiss: de mortuis nihil nisi bene – über die Toten nur Gutes. Dies belegen auch die heuchlerischen Nachrufe auf Elisabeth Kopp.

Die Fakten: Elisabeth Kopp wurde von der Linken – entgegen dem Willen der Mehrheit der Freisinnigen – in den Bundesrat gewählt. Die Eishartprinzessin und ihr Paradiesvogel wurden nie Bestandteil des Zürcher Freisinns.

Unter medialem Druck nahm es die Bundesrätin mit der Wahrheit nicht so genau. Und ihr Mann auch nicht. Aber wer hat in der Not noch nie gelogen? Abgeschossen wurde Elisabeth Kopp von den Freisinnigen und ihren sechs Kollegen im Bundesrat. Adolf Ogi inklusive. Seine Krokodilstränen im *Blick* grenzen an Leichenfledderei.

Die Wahrheit ist: Ihr Mann hat die in vielen Fragen – nicht so in der Frauenfrage – fortschrittliche Elisabeth Kopp nicht instrumentalisiert. Hans W. Kopp korrigierte auf Papieren, die sie über das Wochenende mit nach Hause nahm, nur

Kommas und Rechtschreibfehler. Wer es wissen wollte, wusste es 1989. Wir Linken nutzten den freisinnigen Dolchstoss gegen Elisabeth Kopp, um dank dem Druck der Strasse und dank einer parlamentarischen Untersuchungskommission den ganzen Schnüffelstaat auffliegen zu lassen. Nirgends in Europa erhielten die Menschen so viel Einsicht in ihre Akten.

Skandale folgen Regeln: Jeder Skandal braucht erstens ein Opfer. Damit zweitens

Jeder Skandal braucht erstens ein Opfer. Damit zweitens alles so bleibt, wie es war.

alles so bleibt, wie es war. Leider ist auch der Schnüffelstaat in digitalisierter Form wieder von den Toten auferstanden.

Erlebt auch die totgeglaubte Atomenergie ihre Wiederauferstehung? Wer Atomwaffen herstellt, braucht Atomkraftwerke, diese Mütter aller Atombomben. Alle ändern nicht.

Ben beginnt ein brutaler Wettbewerb zwischen Frankreich und Deutschland: Wer produziert wie schnell genügend kostengünstigen, sicheren und erst noch klimafreundlichen Strom? Ich tippe auf Deutschland. Denn niemand hätte im Traum daran gedacht, dass Deutschland innert eines Jahres auf russisches Erdgas verzichten kann.

Das Land Baden-Württemberg und seine Gemeinden sind die Besitzer der EnBW. Dieser Stromgigant produziert mehr Strom als die ganze Schweiz. Am 15. April stieg die EnBW aus

der Atomkraft aus. Bis 2028 wird sie auch aus dem Kohlestrom aussteigen. Früher, als dies alle Grünen bisher gefordert haben.

Albert Rösti sieht nach nur hundert Tagen im Amt fünf Jahre älter aus. Er klagt, alles sei blockiert. Nirgends komme er voran.

Sicher, Simonetta Sommaruga hat ihm einen konzeptlosen Saftladen hinterlassen. Albert Rösti selbst war Bestandteil jenes Systems, in dem alle, statt Strom zu produzieren, schwergewichtig auf Subventionsjagd gehen.

Verglichen mit Deutschland, wäre der ökologische Umbau der Schweiz ein Sonntags-spaziergang. Warum kommt er nicht voran? Meine These: Es gibt in der Schweiz keinen Strompreisdeckel. Axpo, BKW und Alpiq verdienen deshalb auf Kosten der Verteiler und deren Kunden allein im letzten Jahr zwei Milliarden Franken. Sie sind daran interessiert, dank Verknappung des Angebots die Preise möglichst lange hochzuhalten.

Das beste Beispiel unter vielen: Der Industriestandort Visp mit der Lonza als Flaggschiff braucht mehr Strom und Gas als sonst jemand in der Schweiz. So viel wie 250 000 Haushalte. Diese Energie kann man locker mit Vispental-Solar produzieren. Den Flutterstrom dezentral mit Batterien glätten und mit 16-kV-Leitungen in die Lonza transportieren. Im internationalen Vergleich zu Spottpreisen. Auch ohne 60 Prozent Subventionen. Swissgrid torpediert Fortschritt durch das Streuen von Fake News.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Handel mit dem Feind

In Kiew grassiert die Korruption. Trotzdem pumpt Amerika Milliarden in den Konflikt. US-Truppen versammeln sich an der ukrainischen Grenze. Plant Biden ein Endspiel?

Seymour Hersh

Die ukrainische Regierung unter der Leitung von Wolodymyr Selenskyj lässt sich den lebensnotwendigen Dieselmotorkraftstoff, der die ukrainische Armee in ihrem Krieg mit Russland in Bewegung hält, von den amerikanischen Steuerzahlern teuer bezahlen.

Es ist nicht bekannt, wie viel die Regierung Selenskyj pro Gallone (3,8 Liter) für den Treibstoff ausgibt, aber das Pentagon zahlte während des jahrzehntelangen amerikanischen Krieges in Afghanistan bis zu 400 Dollar pro Gallone für den Transport von Benzin von einem Hafen in Pakistan per LKW oder Fallschirmabwurf nach Afghanistan.

Unbekannt ist auch, dass Selenskyj den Treibstoff von Russland gekauft hat, dem Land, mit dem er und Washington im Krieg liegen, und dass der ukrainische Präsident und viele in seinem Gefolge ungezählte Millionen von den amerikanischen Dollars abgeschöpft haben, die für Dieselmotorkraftstoff vorgesehen waren.

Eine Schätzung von Analysten der Central Intelligence Agency (CIA) bezifferte die veruntreuten Gelder auf mindestens 400 Millionen Dollar im vergangenen Jahr; ein anderer Experte verglich das Ausmass der Korruption in Kiew mit dem des Afghanistankrieges, «obwohl es in der Ukraine keine professionellen Prüfberichte geben wird».

«Selenskyj hat von den Russen billigen Diesel gekauft», sagte mir ein sachkundiger amerikanischer Geheimdienstmitarbeiter. «Und wer bezahlt das Gas und das Öl? Wir sind es. Putin und seine Oligarchen verdienen daran Millionen.»

Viele Ministerien in Kiew haben, wie mir gesagt wurde, buchstäblich miteinander «konkurriert», um Scheinfirmen für Exportverträge für Waffen und Munition mit privaten Waffenhändlern in aller Welt zu gründen, die alle Schmiergelder zahlen. Viele dieser Unternehmen befinden sich in Polen und Tschechien, aber es soll auch Firmen am Persischen Golf und in Israel geben.

«Es würde mich nicht überraschen, wenn ich erführe, dass es weitere Firmen auf den Kaimaninseln und in Panama gibt und dass viele Amerikaner daran beteiligt sind», sagte



Zusammenbruch des Vertrauens: Biden mit Selenskyj (l.) in Kiew, 20. Februar 2023.

mir ein amerikanischer Experte für internationalen Handel.

Das Problem der Korruption wurde bei einem Treffen mit CIA-Direktor William Burns im Januar in Kiew direkt mit Selenskyj besprochen. Seine Botschaft an den ukrainischen Präsidenten, so sagte mir ein Geheimdienstmitarbeiter mit direkter Kenntnis vom Treffen, war wie aus einem Mafiafilm der 1950er Jahre. Die ranghohen Generäle und Regierungsbeamten in Kiew seien verärgert über Selenskyjs Habgier, so Burns gegenüber dem ukrainischen Präsidenten, denn «er nahm einen grösseren Anteil des abgeschöpften Geldes, als an die Generäle ging».

Keine Erfahrung, kein Urteilsvermögen

Burns legte Selenskyj auch eine Liste mit 35 Generälen und hohen Beamten vor, deren Korruption der CIA und anderen Mitgliedern der amerikanischen Regierung bekannt war. Selenskyj reagierte auf den amerikanischen Druck zehn Tage später, indem er zehn der auffälligsten Beamten auf der Liste öffentlich entliess und ansonsten wenig unternahm. «Die zehn, die er loswurde, prahlten schamlos mit dem Geld, das sie hatten, und fuhren in ihrem neuen Merce-

des durch Kiew», sagte mir der Geheimdienstmitarbeiter.

Selenskyjs halbherzige Reaktion und die mangelnde Besorgnis des Weissen Hauses seien ein weiteres Zeichen für die lasche Führung, die zum «totalen Zusammenbruch» des Vertrauens zwischen dem Weissen Haus und einigen Teilen der Geheimdienste führe, fügte der Geheimdienstmitarbeiter hinzu. Ein weiterer Streitpunkt, von dem ich in meiner jüngsten Berichterstattung immer wieder gehört habe, sind die schrille Ideologie und das mangelnde politische Geschick von Aussenminister Tony Blinken und dem nationalen Sicherheitsberater Jake Sullivan.

Der Präsident und seine beiden wichtigsten aussenpolitischen Berater «leben in anderen Welten» als die erfahrenen Diplomaten, Militärs und Geheimdienstler, die dem Weissen Haus zugeteilt seien. «Sie haben keine Erfahrung, kein Urteilsvermögen und keine moralische Integrität. Sie erzählen einfach Lügen und erfinden Geschichten. Diplomatisches Abstreiten ist etwas anderes», sagte der Geheimdienstler. «Das muss getan werden.»

Ein prominenter amerikanischer Diplomat im Ruhestand, der Bidens Aussenpolitik gegen-

über China und Russland vehement ablehnt, bezeichnete Blinken als wenig mehr als einen «aufgedrehten Kongressmitarbeiter» und Sullivan als «politischen Wahlkampfmanager», die sich plötzlich in der Welt der Hochleistungsdiplomatie wiederfinden, «ohne Empathie für die Opposition. Sie sind anständige Politiker», fügte er hinzu, «aber jetzt haben wir die Energie- und die politische Welt auf den Kopf gestellt. China und Indien verkaufen nun raffiniertes Benzin an die westliche Welt. Das ist einfach ein Geschäft.»

Was weiss das Weisse Haus?

Die derzeitige Krise wird nicht dadurch erleichtert, dass Putin ebenfalls irrational handelt. Der Geheimdienstmitarbeiter sagte mir, dass alles, was Putin in der Ukraine tue, «den langfristigen Interessen Russlands zuwiderläuft. Seine Handlungen werden von Emotionen, nicht Rationalität geprägt, und er tut Dinge, die völlig unproduktiv sind. Werden wir uns also mit Selenskyj und Putin zusammensetzen und eine Lösung finden? Auf keinen Fall.»

«Es gibt einen totalen Bruch zwischen der Führung des Weissen Hauses und den Geheimdiensten», sagte der Geheimdienstmitarbeiter. Das Zerwürfnis geht auf den Herbst zurück, als Biden, wie ich Anfang Februar berichtete, die verdeckte Zerstörung der Nord-Stream-Pipelines in der Ostsee anordnete. «Die Zerstörung der Nord-Stream-Pipelines wurde nie diskutiert und war den Geheimdiensten auch nicht im Voraus bekannt», sagte der Beamte. «Und es gibt keine Strategie zur Beendigung des Krieges.»

«Die USA verbrachten zwei Jahre mit der Planung für die Invasion in der Normandie im Zweiten Weltkrieg. Was werden wir tun, wenn China beschliesst, in Taiwan einzumarschieren?» Der Beamte fügte hinzu, dass der Nationale Geheimdienststrat noch keine nationale Geheimdienstschätzung (National Intelligence Estimate – NIE) zur Verteidigung Taiwans gegen China in Auftrag gegeben habe, die im Fall eines solchen Ereignisses nationale Sicherheit und politische Orientierung bieten werde.

Trotz wiederholter amerikanischer politischer Provokationen von Demokraten und Republikanern gebe es bisher keinen Grund

zu der Annahme, dass China die Absicht habe, in Taiwan einzumarschieren, so der Beamte. Das Land hat Milliarden mit dem Aufbau seiner ehrgeizigen «Belt and Road Initiative» verloren, die Ostasien mit Europa verbinden soll, und investiert, vielleicht törichterweise, in Seehäfen auf der ganzen Welt. «Der Punkt ist», sagte mir der Beamte, dass es keinen funktionierenden NIE-Prozess mehr gebe.

«Burns ist nicht das Problem», sagte der Beamte. «Das Problem sind Biden und seine wichtigsten Leutnants» – Blinken und Sullivan und ihr Hofstaat –, die diejenigen, die Selenskyj kritisierten, als Pro-Putin-Anhänger betrachteten. Wir sind gegen das Böse. Die Ukraine wird kämpfen, «bis die letzte militärische Granate verschossen ist, und wird weiterkämpfen». Und hier ist Biden, der Amerika sagt, dass «wir so lange kämpfen werden, wie es nötig ist».

Der Beamte verwies auf die wenig bekannte und selten diskutierte, von Biden genehmigte Entsendung von zwei Brigaden mit Tausenden der besten Kampfteinheiten der amerikanischen

Biden sollte erklären, was zwei vollausgerüstete Brigaden so nah am Kriegsgebiet zu suchen haben.

Armee in die Region. Eine Brigade der 82. Luftlandedivision hat von ihrem Stützpunkt in Polen aus, nur wenige Kilometer von der ukrainischen Grenze entfernt, intensiv trainiert und geübt.

Sie wurde Ende letzten Jahres durch eine Brigade der 101. Luftlandedivision verstärkt, die in Rumänien stationiert war. Zusammen mit den Verwaltungs- und Unterstützungseinheiten – mit den Lastwagen und Fahrern, die den ständigen Strom von Waffen und militärischer Ausrüstung auf dem Seeweg transportieren, um die Einheiten kampfbereit zu halten – könnte die tatsächliche Mannstärke der beiden Brigaden mehr als 20 000 betragen.

Die Geheimdienstmitarbeiter sagten mir, dass «es keine Beweise dafür gibt, dass irgendein hochrangiger Beamter im Weissen Haus wirklich weiss, was in der 82. und 101. vor sich geht. Sind sie im Rahmen einer Nato-Übung dort oder um mit Nato-Kampfteinheiten zu dienen, falls der Westen beschliesst, russische Einheiten in der Ukraine anzugreifen? Sind sie dort, um zu trainieren oder um als Auslöser zu dienen?

Die Einsatzregeln besagen, dass sie die Russen nicht angreifen dürfen, es sei denn, unsere Jungs werden selbst angegriffen.

«Aber die Jüngeren haben hier das Sagen», fügte der Beamte hinzu. «Es gibt keine Koordination des NSC (National Security Council), und die US-Armee bereitet sich auf den Krieg vor. Es ist nicht klar, ob das Weisse Haus weiss, was vor sich geht. Hat der Präsident das amerikanische Volk über die Vorgänge unterrichtet? Die einzigen Informationen, die die Presse und

die Öffentlichkeit heute erhalten, stammen von Sprechern des Weissen Hauses.»

«Dies ist nicht nur eine schlechte Führung. Es gibt keine. Null.» Der Beamte fügte hinzu, dass ein Team ukrainischer Kampfpiloten jetzt hier in Amerika ausgebildet werde, um in den USA gebaute F-16-Kampffjets zu fliegen, mit dem Ziel, bei Bedarf im Kampf gegen russische Truppen und andere Ziele innerhalb der Ukraine zu fliegen. Eine Entscheidung über einen solchen Einsatz wurde noch nicht getroffen.

Die klarsten Aussagen zur amerikanischen Politik kamen nicht aus dem Weissen Haus, sondern aus dem Pentagon. Armeegeneral Mark A. Milley, der Vorsitzende der Generalstabschefs, sagte am 15. März über den Krieg: «Russland bleibt isoliert. Seine militärischen Bestände gehen rasch zur Neige. Seine Soldaten sind demoralisierte, untrainierte, unmotivierte Wehrpflichtige und Sträflinge, und ihre Führung lässt sie im Stich. Da Russland seine strategischen Ziele bereits verfehlt hat, verlässt es sich zunehmend auf andere Länder wie den Iran und Nordkorea. [. . .] Diese Beziehungen beruhen auf den grausamen Banden der Unterdrückung der Freiheit, der Untergrabung der Freiheit und der Aufrechterhaltung ihrer Tyrannei. [. . .] Die Ukraine bleibt stark. Sie ist fähig und gut ausgebildet. Die ukrainischen Soldaten sind in ihren Kampfverbänden stark. Ihre Panzer, Schützenpanzer und gepanzerten Fahrzeuge werden die Frontlinie nur verstärken.»

Optimistischer US-General

Es gibt Anzeichen dafür, dass Milley so optimistisch ist, wie er klingt. Mir wurde gesagt, dass die Generalstabschefs vor zwei Monaten Mitglieder des Stabs – der militärische Ausdruck lautet «The Mission» – mit der Ausarbeitung eines Vertrags zur Beendigung des Krieges beauftragt haben, der den Russen nach ihrer Niederlage auf dem Schlachtfeld der Ukraine vorgelegt werden soll.

Wenn die unterbesetzte und unterlegene ukrainische Armee in den nächsten Monaten in Bedrängnis gerät, werden sich dann die beiden amerikanischen Brigaden mit den Nato-Truppen zusammenschliessen und der russischen Armee innerhalb der Ukraine entgegentreten? Ist dies der Plan oder die Hoffnung des amerikanischen Präsidenten?

Ist dies das Kamingsgespräch, das er halten wird? (Anspielung auf eine Serie von Radioansprachen von US-Präsident Franklin D. Roosevelt zwischen 1933 und 1944.) Wenn Biden beschliesst, dem amerikanischen Volk seine Gedanken mitzuteilen, sollte er vielleicht erklären, was zwei vollausgerüstete und -versorgte Armeebrigaden so nahe am Kriegsgebiet zu suchen haben.



Dieser Text erschien zuerst auf dem Blog von US-Reporter-Legende Seymour Hersh: <https://seymourhersh.substack.com>.

Kantone beerdigen den Föderalismus

Die Konferenz der Kantonsregierungen will neue Abkommen mit der EU nach altem Muster. Das untergräbt die demokratische Ordnung der Schweiz. Es gibt bessere Lösungen.

Rudolf Walser

Die Konferenz der Kantonsregierungen (KdK) gab dem Bundesrat am 24. März gleichsam grünes Licht für die Aufnahme von Verhandlungen mit der EU. Diese Konferenz der Regierungsräte ist offenbar auch damit einverstanden, dass das gescheiterte institutionelle Rahmenabkommen (InstA) wieder als Basis dienen soll. Deshalb winkt die KdK die dynamische Rechtsübernahme durch und akzeptiert grundsätzlich auch die Streitbeilegung durch den Europäischen Gerichtshof (EuGH). Sie sieht zudem das innerstaatliche Genehmigungsverfahren (Zustimmung von Bundesrat, Parlament und Volk mit Referendum) formal gewahrt, verschliesst aber die Augen davor, dass Referenden in Zukunft wahrscheinlich nur noch unter moralischem Druck und Androhung von Ausgleichszahlungen stattfinden werden.

Stellungnahme ohne Legitimation

Was das für Souveränität, Unabhängigkeit und Föderalismus der Schweiz bedeutet, spielt in den Erörterungen der KdK keine Rolle. Angesichts der Tragweite dieser Fragen interessieren vor allem zwei Punkte: Wer bildet eigentlich das Gremium KdK, und welche Legitimation hat es überhaupt in aussenpolitischen Fragen?

Die KdK hat im institutionellen System der Schweiz eigentlich gar keinen Platz, fällt doch die Aussenpolitik in die alleinige Kompetenz des Bundesrates. Gegründet wurde sie – im Unterschied zu den schon seit langem bestehenden Konferenzen der Fachminister der Kantone –

erst 1993 mit dem Auftrag, den Einfluss der Kantone auf Bundesentscheide zu stärken. Sie soll einerseits als Scharnier in wichtigen staats- und aussenpolitischen Fragen dienen und andererseits als Kompetenz- und Wissenszentrum für den Föderalismus wirken. Die Gründung wurde seinerzeit vom Bundesrat übrigens sehr skeptisch aufgenommen.

Föderalismus setzt ein Mindestmass an Souveränität voraus, das heisst, die Kantone müssen für bestimmte wichtige Aufgaben selbst zuständig sein. Nach Art. 3 der Bundesverfassung (BV) sind deshalb die Kantone in allen Politikbereichen souverän, soweit diese nicht durch die BV beschränkt sind. Es ist dies im Grunde ein «System der Nichtzentralisierung».

Die Entwicklung läuft jedoch schon seit einiger Zeit in die Gegenrichtung: hin zur schleichenden und zunehmenden Zentralisierung der Gesetzgebung, was sich nicht zuletzt im ungebremsten Wachstum der staatlichen Budgets und Verwaltungen zeigt. Die Kantone haben sich nach der Einschätzung des Ökonomeprofessors Christoph Schaltegger in eine «Politik-Verflechtungsfalle» manövriert, sie unternehmen jedoch keine grossen Anstrengungen, sich daraus zu befreien. Ihre Position zum Verhältnis Schweiz–EU zeigt, dass der KdK der Föderalismus nicht so sehr am Herzen liegt.

Durch neue bilaterale Verträge nach der alten Integrationslogik würde gleichsam eine vierte Regulierungsebene zum dreistufigen schweizerischen politischen System aus Bund, Kantonen und Gemeinden hinzukommen. Die polit-ökonomische Forschung zeigt, dass bei einem derart überladenen Institutionengefüge gerade die Kantone die Verlierer wären. Und ohnehin fehlt der KdK schlicht die Legitimation, um im Namen aller Bürgerinnen und Bürger in der Europafrage Stellung zu beziehen. Die Stimmung in der Bevölkerung steht denn auch in grellem Kontrast zu dieser Stellungnahme.

Was hätte man von der KdK als selbsternannter Hüterin des Föderalismus erwarten dürfen? Nach dem Scheitern der Verhandlungen über das InstA wäre das mindeste eine vorurteilslose

Auslegeordnung aller möglichen Optionen zur Gestaltung der künftigen Beziehungen mit der EU gewesen.

Lehren aus dem Kanada-Abkommen

Dabei wäre man unweigerlich auf die jüngste wissenschaftliche Studie des Instituts für Schweizer Wirtschaftspolitik an der Universität Luzern, des Kieler Instituts für Weltwirtschaft und des österreichischen Wirtschaftsforschungsinstituts gestossen. Diese zeigt überzeugend, wie mit einem umfassenden Freihandelsabkommen nach dem Modell EU–Kanada nicht nur für beide

Sie unterstützt lieber den Bundesrat, der in der Integrationspolitik blindlings vorwärts machen will.

Partner Wohlstand geschaffen werden, sondern auch sorgsam mit der Souveränität umgegangen werden kann: Freihandel statt Rahmenvertrag, Marktzugang statt Marktintegration.

Das hätte die KdK interessieren müssen, eine solche intellektuelle Auseinandersetzung hat sich diese aber erspart. Ebenso machte sie sich über die zukünftige Entwicklung der EU, die Regulierungsdynamik und den forcierten europäischen Zentralismus, der das Subsidiaritätsprinzip immer stärker aushöhlt, keine Gedanken. Dass diese Entwicklungen auch für den vom Bundesrat neu vorgeschlagenen Paketansatz von höchster Relevanz sind, interessiert die KdK nicht. Sie begnügt sich mit der Aufdatierung ihrer Stellungnahme von 2019 zum damaligen InstA auf Basis einer externen Studie ohne wissenschaftlichen Tiefgang.

Die Geschichte lehrt nach Professor Tobias Straumann, dass es in unsicheren Zeiten besser ist, strategische Entscheide zu vermeiden, um taktisch möglichst flexibel zu bleiben. Die KdK unterstützt lieber den Bundesrat, der in der Integrationspolitik blindlings und unter Zeitdruck einfach vorwärts machen will.

Rudolf Walser war Chefökonom von Economiesuisse und später bei Avenir Suisse tätig.



Zungengruss des Friedens

Der sanftmütige Dalai Lama steht weltweit am Pranger.
Zu Unrecht.

Philipp Gut

In den sozialen Netzwerken gehen die Wellen hoch, nachdem Seine Heiligkeit Dalai Lama einem Jungen die Zunge herausgestreckt und ihn aufgefordert hat, diese zu lecken. «Das ist sexueller Missbrauch von Kindern!», meint eine Twitter-Nutzerin. Eine Vereinigung von Missbrauchsopfern in den USA spricht von einem «unverfrorenen sexuellen Akt»: «Wir sind genauso entsetzt wie jeder andere Zuschauer über das Vorgehen des Dalai Lama. Unser Hauptanliegen ist der unschuldige Junge, der Gegenstand dieser abscheulichen Aufforderung durch eine verehrte spirituelle Figur war.»

Das Video des Vorfalls ging viral, Medien rund um den Globus nahmen ihn auf, auch in der Schweiz. Der Dalai Lama, eine Weltikone der Friedfertigkeit und der Spiritualität, soll ein Kinderschänder sein?

«Kulturelles Missverständnis»

Der Dalai Lama selbst hat sich in einem kurzen Statement zu Wort gemeldet und den Vorfall bedauert. «Seine Heiligkeit möchte sich bei dem Jungen und seiner Familie sowie bei seinen vielen Freunden in der ganzen Welt für die Verletzung entschuldigen, die seine Worte verursacht haben könnten», heisst es auf seiner Website. Weiter erklärt sein Büro: «Seine Heiligkeit neckt oft Menschen, denen er begegnet, auf eine unschuldige und spielerische Weise, auch in der Öffentlichkeit und vor Kameras.»

Verschiedene tibetische Würdenträger und Organisationen stellen sich hinter den Dalai Lama und wehren sich gegen die Anschuldigungen. Penpa Tsering, der Chef der tibetischen Exil-Zentralverwaltung im indischen Dharamsala, sagte, der Dalai Lama sei «unfairerweise mit allen möglichen Namen bezeichnet worden». Penpa Tsering spricht von einer «unschuldigen, grossväterlich-liebevollen Haltung» des 87-Jährigen, die falsch interpretiert worden sei.

Ähnlich klingt es in der tibetischen Gemeinschaft in der ganzen Welt. So schreibt die in Zürich domizilierte Tsering Foundation, die sich der Unterstützung und Förderung der tibetisch-buddhistischen Kultur widmet, die Entschuldigung des Dalai Lama sei kein Schuldein-



«Ozean der Weisheit»: Dalai Lama, 1939.

geständnis, sondern vielmehr ein «Zeichen für sein tadelloses Verhalten». Der Aufregung um die Geste liege ein «kulturelles Missverständnis» zugrunde. Auch im Kontext der gesamten Auf-

Man streckt zur Begrüssung die Zunge heraus, um zu zeigen, dass man nicht die Reinkarnation des Lang Darma ist.

nahme sei es völlig abwegig, den Ausschnitt in einen Zusammenhang mit Missbrauch zu stellen. Der Dalai Lama wäre der Letzte, der «anderen Menschen Schaden zufügen wollte».

Es prallen also ganz unterschiedliche Bewertungen aufeinander. Wichtig für eine angemessene Einschätzung ist die auch vom Dalai Lama hervorgestrichene Tatsache, dass sich der Vorfall in aller Öffentlichkeit ereignete. Er fand nicht in irgendwelchen schummrigen Hinterzimmern statt, sondern vor Publikum, darunter die Eltern des Jungen, und die Begegnung wurde – was der Dalai Lama wusste – aufgezeichnet und dokumentiert. Böse Absichten kann man ihm also nicht unterstellen.

Hinzu kommt, was man in jedem Reiseführer zu Tibet nachlesen kann: Das Herausstrecken der Zunge ist dort ein Begrüssungsritual. So

schreibt ein deutsches Reisemagazin: «Wenn dir in Tibet jemand die Zunge herausstreckt, ist er im Normalfall nicht frech, sondern will dir nur Hallo sagen.» Erfunden worden sei der Gruss von Mönchen als «Zeichen des Friedens». Andernorts erfahren wir, die in unseren Breitengraden verpönte Geste habe einen «sehr tiefgründigen Sinn»: Sie gehe auf den tibetischen König Lang Darma zurück, der im 9. Jahrhundert lebte und für seine Grausamkeit bekannt war. Aufgrund seines schlechten Wesens soll er eine schwarze Zunge gehabt haben. Deshalb strecke man bis heute zur Begrüssung seine Zunge heraus, um zu zeigen, dass man nicht die Reinkarnation des grausamen Lang Darma sei.

In der Region Amdo, wo der Dalai Lama herkommt, gibt es ausserdem die Redewendung «die Zunge essen». Eine Tibeterin erklärt die Bedeutung so: «Wenn man einem Kind alles gibt und es zwängelt weiter, dann sagt man: <Was willst du denn noch, willst du meine Zunge essen?>» Manche Tibeter sind überzeugt, dass der 87-jährige, des Englischen vielleicht nicht ganz so mächtige Dalai Lama eher «eat» statt «suck my tongue» habe sagen wollen. Denn der indische Junge war zu Beginn des Anlasses beim Dalai Lama und hat ihm Geschenke überbracht. Gegen Schluss der Veranstaltung kam er nochmals und fragte, ob der Dalai Lama ihn umarmen würde. Er blieb stehen und ging nicht weg – eine Situation, in der die Redewendung gepasst hätte.

Positive Energie

Und was meint der betroffene Junge zum ganzen Rummel? Es sei unaussprechlich, wie «gesegnet» man sich in der Nähe Seiner Heiligkeit fühle, sagte er in einem Fernsehinterview. Der Dalai Lama habe eine «sehr positive Energie». Insgesamt sei es eine «sehr positive Erfahrung» gewesen. Das ist doch ein ziemlich anderes Bild, als wir es in den westlichen Empörungsmedien präsentiert bekommen. In der tibetischen Community ist man der Ansicht, eine Entschuldigung der Medien für die schwerwiegenden Vorwürfe an den Dalai Lama wäre angebracht – obwohl ihnen der «Ozean der Weisheit» bestimmt schon vergeben habe.

Friedlis Sturm aufs Stöckli

Die SVP wirft alles in die Waagschale, um Esther Friedli zur Wahl in den Ständerat zu verhelfen. Kein Wunder, es geht um die Zukunft der Volkspartei.

Marcel Odermatt

Vilters-Wangs
Christoph Blocher im Kanton Zürich, Toni Brunner in St. Gallen, Caspar Baader in Baselland, Adrian Amstutz in Bern, Ulrich Giezendanner im Aargau, Oskar Freysinger im Wallis, Jean-François Rime in Freiburg: Als die SVP im Herbst 2011 zum «Sturm aufs Stöckli» blies, bot sie alles auf, was Rang und Namen hatte. Die Aktion endete in einem Fiasko. Keines der Schwergewichte holte den anvisierten Sitz im Ständerat.

Inzwischen scheint sich die Volkspartei damit abgefunden zu haben, in der kleinen Kammer kleinere Brötchen backen zu müssen. In der laufenden Legislatur verfügt die Partei über sechs Mandate, eines mehr als nach dem Debakel von 2011. Doch im Augenblick lässt die SVP nichts unversucht, um in der Ostschweiz einen Sitz zu ergattern. Im Kanton St. Gallen bietet sich eine Chance, die man nicht ungenutzt verstreichen lassen will: «Wir gehen *all-in*», sagt Nationalrat Mike Egger. «Entweder schaffen wir es jetzt – oder nie mehr.»

Wer will ihr widersprechen?

Während Egger diese Sätze sagt, klettert die Kandidatin, die es richten soll, auf die Bühne: Esther Friedli. In einem gutbesetzten, zügigen Festzelt in Vilters-Wangs wirbt die Toggenburgerin für ihre Wahl am 30. April. Seit Wochen tingelt die Nationalrätin pausenlos durch den Kanton. Sachlich, ruhig und ohne jeden Anflug von Polemik legt die Partnerin von Ex-Parteipräsident Toni Brunner dar, weshalb sie die Richtige für das Amt ist.

Vor jedem Satz scheint die 45-jährige Beizerin und Politologin innezuhalten, um zu überlegen, was sie dem Publikum erzählen will. Sie wettet nicht gegen die EU, sondern betont, dass ein guter Austausch für eine Grenzregion wichtig ist. Dieser müsse aber «auf Augenhöhe» stattfinden. Oder sie erklärt, dass ihr Sicherheit wichtig sei. Gerade Frauen müssten sich «jederzeit frei bewegen können, ohne Angst zu haben». Friedli betont, dass sie sich einsetzt, dass die «Menschen ihr Leben nach ihren Vorstellungen gestalten können». Sie

wird lediglich emotional, als sie auf das Aus der Credit Suisse zu sprechen kommt. Sie geistert Boni als «unschweizerisch» und bezichtigt die Banker, sie hätten das Finanzinstitut als «Selbstbedienungsladen missbraucht».

Wer will ihr bei diesen unverfänglichen Aussagen ernsthaft widersprechen? An diesem Abend im Sarganserland wirkt Friedli wie der Gegenentwurf zu den vielen männlichen Aushängeschildern der Partei, bei denen stets auch

Blocher und Maurer machen Wahlkampf für Friedli. Blocher soll auch finanziell engagiert sein.

das eigene Ego eine wichtige Rolle spielt und die mit ihrem Polit-Stil kaum jemanden ausserhalb der SVP ansprechen.

Anders Friedli: Ihr Auftritt verfängt, auch über die Parteigrenzen hinweg. Jeder dritte Wähler der Mitte gab in einer Umfrage nach dem ersten Wahlgang an, ihre Kandidatur zu unterstützen. 40 Prozent der Frauen wollten sie als Ständerätin. Mit 55 660 staubte sie mehr als doppelt so viele Stimmen ab wie die SP-Nationalrätin Barbara Gysi, die jetzt im zweiten Durchgang gegen sie antritt.

Kein Wunder, setzt die SVP alles in Bewegung, um den Sack zuzumachen. Im Festzelt in Vilters-Wangs tritt auch Ueli Maurer auf. Es ist bereits das dritte Mal in den letzten Wochen, dass der Alt-Bundesrat für Friedli die Werbetrommel rührt. «Die Schweiz ist in eine Schiefelage geraten, und wenn wir sie jetzt nicht festhalten, dann rutscht sie ab», erklärt der 72-jährige ehemalige Finanzminister.

Obwohl er die CS-Rettung nicht erwähnt, kann man erahnen, dass er das Nein seiner Partei zum Milliarden-Deal seiner Nachfolgerin Karin Keller-Sutter (FDP) verstehen kann. Die Schweiz habe in jüngster Zeit viele «Entscheide übers Knie gebrochen», warnt Maurer. Um dann perfekt die Kurve zur Bewerbung von Friedli zu kriegen: Sie werde als Ständerätin ihren Beitrag leisten, damit das Land wieder ins Lot gebracht werden könne.

Auch SVP-Doyen Christoph Blocher reiste bereits nach St. Gallen, um Friedli seines Supports zu versichern. Dem Vernehmen nach unterstützt er ihre aufwendige und teure Kampagne auch finanziell.

Offenbarungseid der Mitte

Der Wahlkampf in der Ostschweiz ergibt ein aktuelles Sittengemälde der Schweizer Politik. Die Grünliberalen – im Bundeshaus rhetorisch immer wieder bemüht, sich von links abzugrenzen – legten die Karten auf den Tisch und zeigen, welchem Lager sie zuzuordnen sind: Sie empfehlen die Gewerkschaftlerin Gysi zur Wahl. In einem Anflug von Ehrlichkeit sagt die Partei, SP-Frau Gysi vertrete «beim Umwelt- und Klimaschutz, bei gesellschaftspolitischen Fragen und der aussenpolitischen Zusammenarbeit Positionen, die weitgehend mit denen der Grünliberalen übereinstimmen».

Einen wahren Offenbarungseid legt die Mitte ab. In ihrer unnachahmlichen Art konnten sich die ehemaligen Konservativen nicht dazu durchringen, sich bei diesem Richtungsentscheid – SVP oder SP – zu positionieren. Die Partei beschloss Stimmfreigabe. Typischerweise sehen das wichtige Exponenten anders: Als einer der loyalsten und treuesten Fürsprecher einer Wahl Friedlis hat sich Mitte-Nationalrat und Bauernpräsident Markus Ritter entpuppt. Ein Mann, der fast immer auf richtige Pferd setzt und für den das Verlieren eigentlich ausgeschlossen ist. Immerhin: Die FDP hat sich dazu durchgerungen, die SVP-Bewerberin offiziell zur Wahl zu empfehlen.

Dass es in St. Gallen für einmal nicht zum typischen Wettstreit aller gegen die SVP kommt, ist der Person Friedlis geschuldet. Aber auch mit deren Gegnerin hat die SVP Glück. Vor dem ersten Wahlgang beschlossen SP und Grüne, jene Kandidatin im Rennen zu lassen, die mehr Stimmen holt. Nur knapp überflügelte Gysi die aufstrebende grüne Nationalrätin Franziska Ryser. Beobachter sind sich einig, dass die eloquente, sympathische Jung-Parlamentarierin schwerer zu knacken gewesen wäre als die etwas hölzern wirkende SP-Volkvertreterin.



Sittengemälde der Schweizer Politik: Nationalrätin Friedli in Ebnat-Kappel.

Eine Wahl Friedlis hätte Signalwirkung. Seit 2011 besetzte die SP mit Paul Rechsteiner die Hälfte der Ständeratsdelegation des eher konservativen Kantons St. Gallen. Neu wäre der bevölkerungsmässig fünftstärkste Kanton der Schweiz mit Friedli und Mitte-Mann Benedikt Würth wieder bürgerlich repräsentiert.

Es fragt sich einfach, wie lange. Schafft die SVP-Nationalrätin den Sprung ins Stöckli, käme sie in ihrer Fraktion automatisch in die Pole-Position, wenn die Nachfolge von Bundesrat Guy Parmelin ansteht. Der Wirtschafts-

minister wird im November 64 Jahre alt und dürfte in absehbarer Zeit zurücktreten.

First Gentleman Brunner?

Die SVP liebäugelt schon länger mit einer Bundesrätin. An einer Ständerätin Friedli gäbe es im fraktionsinternen Nominationsprozess kein Vorbeikommen, sofern sich Nationalrätin Magdalena Martullo beruflich weiterhin ihrem Unternehmen widmen will. Die SVP würde darum neu auf Arbeitsteilung setzen: geschmeidig in der Regierung mit Sympathie-

trägern wie Albert Rösti und Esther Friedli, angriffig im Parlament mit Klartextern wie Thomas Aeschi und Thomas Matter. Es wäre das Gegenteil der gescheiterten Sturm-auf-Stöckli-Strategie von 2011.

Christoph Blocher verzweifelte viele Jahre daran, dass sein politischer Liebling Toni Brunner partout nicht für die Landesregierung kandidieren wollte. Nachdem Brunner dem Bundeshaus den Rücken gekehrt hat, könnte er in neuer Funktion nach Bern zurückkehren: als First Gentleman von Esther Friedli.

Die fabelhafte Welt der Dylan Mulvaney

Werbebesicht für Nike und Bud Light, Auftritte im Weissen Haus und an Promi-Partys: Ein «Mädchen» im Männerkörper elektrisiert die USA.

Sarah Pines

New York

Dylan Mulvaney ist, glaubt man den medialen Einschätzungen, die berühmteste Transfrau der Welt. Vor etwa einer Woche meldete der Konzern Anheuser-Busch, die zu ihm gehörende Biermarke Bud Light habe einen Werbevertrag mit der Transfrau abgeschlossen, auf den Bierdosen prangt inzwischen Mulvaney's Gesicht. Dies, nachdem Mulvaney im April auf Instagram, den ohnehin



Karikatur der Karikatur: Mulvaney.

schon dünnen Körper in einen weissen Sport-BH und schwarze Radlerhosen gezwängt, verkündet hatte, fortan so etwas wie das neue Nike-Werbebesicht zu sein.

Kid Rock schießt auf Bierdosen

In den Medien wird die Debatte um Mulvaney's Eignung als Werbebesicht für die berühmteste Sportmarke der Welt und eines der beliebtesten Biere der USA vereinfacht auf den Kulturkampf von «links» gegen «rechts» oder «rechts» gegen «links» heruntergebrochen: Der anscheinend republikanisch wählende Musiker Kid Rock schoss in einem Clip wütend auf Bierdosen, Trump-Anhänger machten transphobe Kommentare, auf die Progressive wütend konterten.

Inzwischen liess der CEO von Bud Light verlauten, man solle das Bier, dessen Verkaufszahlen dramatisch eingebrochen waren, doch

bitte weiter trinken, es sei gutes Bier, die Konsumenten sollten sich nicht von Hass leiten lassen. Hingegen strichen mehrere New Yorker LGBTQ-Bars das Bier aus dem Programm, eben wegen der Reaktionen von rechts. Schauspielerin Whoopi Goldberg liess verlauten, man solle sich nicht so haben, es sei doch «nur Bier».

Richtig, es ist kindisch, das Thema Transsexualität in die gesellschaftliche Rechts-links-Debatte um amerikanische Identität einzubinden. Ja, Bier trinken ist immer noch männlich konnotiert, aus Sicht «echter Kerle» sind für Bier werbende Frauen, gar Transfrauen ein Affront, doch besonders amerikanisch ist Bier trinken nicht, besonders (un)amerikanisch ist Transsexualität ebenso wenig. Und wäre nicht die Frage, warum ein 26 Jahre alter Mann sich als «Mädchen» versteht und nicht als Frau, die herausforderndere? Und warum macht überhaupt ein «Mädchen» Bierwerbung?

Interessant ist es, die Kritik anzuschauen, die Mulvaney von Frauen, von Transfrauen wie Caitlyn Jenner beziehungsweise von eher als konservativ einzustufenden Feministinnen entgegenschlägt. Mulvaney bediene mehr als nur groteske Gender-Stereotype, sagte die TV-Moderatorin Megyn Kelly. Mulvaney, so die Kritik weiter, präsentiere eine unheimliche, entstellte Version von Weiblichkeit. Ihre Parodie, ja cartooneske Version von Frausein sei herablassend, schlichtweg gemein, keine Frau gebe sich so, wie Mulvaney behaupte zu sein.

Tatsächlich: Wenn als Disney-Prinzessinnen verkleidete Frauen zumindest aus der entzauberten und zynischen Perspektive der Gegenwart wie die Karikatur alles Märchenhaft-Weiblichen wirken, dann wäre Mulvaney die Karikatur dieser Karikatur: quietschig, schrill im Falsett singend (jeder Auftritt Mulvaney's ist eine Mischung aus Rede und Gesang), in Pastell gekleidet und dazu noch anorektisch.

Der/die 1996 in Florida in einem konservativen Elternhaus geborene Mulvaney wusste bereits mit vier Jahren, im falschen Körper geboren zu sein. Mulvaney besuchte das Konservatorium in Cincinnati, wurde dann Broadway-Schauspieler in New York, wo er versuchte, sein

identitäres Leiden mit besonders männlichen Darstellungen zu verdrängen. In der Pandemie war Schluss mit dem Versteckspiel: Mulvaney war wie so viele Schauspieler arbeitslos, lud aus Langeweile und Neugier Tiktok herunter und outete sich dort als «Mädchen», scharte rasch eine Gruppe Verständiger um sich.

Diningroom der Elite

2022 postete er/sie dann auf Youtube das Video «Day 1 of Being a Girl» – Mulvaney hatte die Transition zum weiblichen Geschlecht begonnen. Was folgte, war die Serie, die Mulvaney so berühmt machte: ein täglicher Videoblog

Auf Kritik antwortet Mulvaney, sie wolle doch nur ihr Leben leben, «ganz privat».

namens «365 Days of Girlhood». Rasch wurde sie zur Influencerin, warb mit Kosmetik und besuchte Joe Biden im Weissen Haus, wo sie an einer Diskussionsrunde über Transrechte teilnahm. 2022 wurde Mulvaney mit dem «Tiktok Trailblazer»-Award ausgezeichnet; «365 Days of Girlhood» hat über eine Milliarde Views und Mulvaney zwölf Millionen Follower auf Tiktok; ihre Website ist in den Farben Barbie-Rosa und Ken-Blau gehalten. Am 14. März kulminierte die Serie mit einer Gala im Restaurant «Rainbow Room» des New Yorker Rockefeller Center – als Diningroom einst der Elite der Stadt vorbehalten –; Mulvaney's Geschlechtsumwandlung war abgeschlossen. Geladen waren Stars und Sternchen der Transgemeinde, auch viele Frauen sassen im Publikum.

Mulvaney, ein schmales, freundliches Persönchen, das in Interviews freimütig eingesteht, die Darstellung geschlechtlicher oder weiblicher Ästhetik nicht immer wirklich zu beherrschen, ist es nicht vorzuwerfen, wie jede Bühnenfigur eine Hülse für Marketing zu sein und Kapital aus verqueren gesellschaftlichen Rollenbildern zu schlagen, ob sie nun von rechts oder links kommen. Auf Kritik antwortet Mulvaney, sie wolle doch nur ihr Leben leben, «ganz privat».

Ode an das Papier

Wie haben wir uns alle getäuscht. Das Zeitungspapier wird nicht von dieser Welt verschwinden.



Seit den neunziger Jahren gehörte zu meinem Freundeskreis der Tourismusunternehmer Bruno Franzen. Franzen war damals in der Schweiz bekannt geworden als der Erfinder des «papierlosen Büros». Auf seinem Pult durfte nicht der kleinste Fetzen von Zellulose liegen.

Auch privat war Franzen konsequent papierlos. Wenn er ein gedrucktes Buch las – gedruckt, weil es damals noch keine E-Reader gab –, dann riss er jede Seite heraus, wenn er sie gelesen hatte, und schmiss Seite für Seite weg.

Kurz danach kamen in den Verlagshäusern die ersten Diskussionen auf, ob man sich auf eine papierlose Zukunft einstellen müsse. Das Internet brachte ab der Jahrtausendwende die Auflagen der Zeitungen schneller zum Schmelzen als der Klimawandel die Gletscher.

Ich sagte damals in Interviews und Referaten, ich ginge davon aus, dass es die Zeitungen auf Papier noch etwa bis ins Jahr 2030 geben werde. Dann lohne sich der hohe Aufwand für Druck und Transport wohl nicht mehr.

Ich denke, ich habe mich damals getäuscht. Die gedruckten Zeitungen werden weit über das Jahr 2030 hinaus am Leben bleiben. Das hat einen speziellen Grund, den man um die Jahrtausendwende noch nicht ahnen konnte und auf den wir noch zurückkommen werden.

Zuerst aber zum Papier. Als Computer, Tablets und Handys die Welt zu überschwemmen begannen, galt Papier als Auslaufmodell. Die Statistik gab dieser Einschätzung sehr schnell recht. In den neunziger Jahren betrug in der Schweiz der Papierverbrauch pro Kopf 250 Kilogramm im Jahr. 20 Prozent davon war Zeitungspapier.

Heute sind es noch 107 Kilogramm pro Kopf und Jahr. Den grössten Rückgang verzeichneten die Werbedrucksachen. An vielen Briefkästen gibt es heute immer noch die Aufkleber, auf denen steht: «Bitte keine Werbung!». Es ist dies ein anachronistischer Appell. Keine Marketingabteilung einer Firma kommt heute noch auf die Idee, Werbeprospekte grossflächig in Briefkästen zu streuen. Dazu gibt es Mail-Adresslisten.

Auch beim Zeitungspapier ist der Pro-Kopfverbrauch stark gesunken, in den letzten dreissig Jahren von fünfzig auf achtzehn Kilogramm im Jahr, denn die Auflagezahlen sind geringer

Wer heute eine Zeitung aus Papier in Händen hält, der signalisiert, dass er ein ungewöhnlicher Typus ist.

und die Blätter dünner geworden. Allerdings hat Zeitungspapier nur absolut, aber nicht relativ verloren. Der Marktanteil am gesamten Papierverbrauch liegt wie früher bei rund 20 Prozent.

Überragender Gewinner im Zellulose-Geschäft ist hingegen das Toilettenpapier. Sein Absatz stieg ständig, und der Marktanteil am gesamten Papierverbrauch liegt inzwischen gleich hoch wie jener des Zeitungspapiers. Nun gut, viele Zeitgenossen finden ohnehin, zwischen diesen beiden Papiersorten gebe es keinen grossen Unterschied.

Zeitungspapier ist also weiterhin ein Faktor. Und es wird ein Faktor bleiben. Denn in einem

Punkt haben sich Zeitungen seit ihren grossen Zeiten verändert: Es braucht sie nicht mehr. Und weil es sie nicht mehr braucht, sind sie ein wertvolles Produkt geworden.

Es ist dies nur scheinbar paradox. Den Zeitungen geht es wie den Uhren. Früher brauchte man Uhren, um zu wissen, wie spät es ist. Dazu braucht es sie heute nicht mehr, das übernimmt das Handy. Uhren wurden vom Gebrauchsgut zum Lifestyle-Accessoire. Sie bekamen dadurch ein deutlich höherwertiges Image.

Bei Zeitungen ist es ähnlich. Früher brauchte man sie, um informiert zu sein. Dazu braucht es sie nicht mehr, das übernimmt heute das Handy. Auch Zeitungen wurden dadurch zu einem Lifestyle-Accessoire. Wer heute in aller Öffentlichkeit eine Zeitung aus Papier in Händen hält, der signalisiert, dass er ein ungewöhnlicher Typus ist, eine Art Vertreter einer gehobenen Geistesart.

Dem Papier kommt dabei die tragende Rolle zu. Es knistert, und es sondert jenen dünnen Film an Druckerschwärze ab, die an den Fingerspitzen haften bleibt und die man riechen kann. Zeitungsleser lieben diesen romantisch-sinnlichen Akt, der sich in keiner Weise mit dem Erlebnis vergleichen lässt, mit gesenktem Kopf auf ein Handy zu starren.

Die papierlose Gesellschaft ist abgesagt. Weil das Zeitungspapier zu einer Art Prestigeobjekt wurde, wird es vermutlich für immer überleben, so wie auch das Prestigeobjekt der mechanischen Uhr für immer überleben wird. Vielleicht haben letztlich unnütze Dinge die besten Überlebenschancen.

Bombe im Alltag

Lithium-Akkus sind milliardenfach verbreitet – und hochgefährlich. Es droht eine Umweltkatastrophe gigantischen Ausmasses.

Axel Robert Göhring und Michael Limburg



Wasserlöslich und hochentzündlich: Lithium-Abbau in Bolivien.

So gut wie jedes elektronische Mobilgerät benötigt heute Akkus auf Lithiumbasis. Egal, ob in Smartphones, Rasenmähern, Heckenscheren, Powerbanks, E-Bikes oder was auch immer – zu ihrem Betrieb werden praktisch immer Lithium-Ionen-Akkus verbaut. Ihre Zahl liegt weltweit bei vielen Milliarden, in der Schweiz oder Deutschland bei vielen, vielen Millionen und jährlich kommen x Millionen dazu. Der Grund dafür liegt unter anderem in ihrer vergleichsweise hohen Energiedichte, sie liegt in etwa um den Faktor 6 über der von Blei-Akkus, sowie in ihrer Preiswürdigkeit.

Mit der vom Staat gewünschten forcierten Einführung der E-Mobilität bekommt diese Verbreitung noch eine ganz neue Dimension. Für Deutschland gibt das Statistische Bundesamt per Ende 2022 rund 840 000 reine E-Autos an. Und da auch in Hybridfahrzeugen Lithium-

Akkus verbaut sind, kommen noch einmal knapp 800 000 Hybridautos dazu. Tendenz weiter steigend. Der Bestand an E-Bikes und E-Scootern wird per Ende 2022 mit zirka 9,3 Millionen angegeben. Die Elektrifizierung ist politisch gewollt und wird vor von der Automobilwirtschaft vehement umgesetzt.

Energiedichte der Batteriezellen

Und genau das könnte, nein: wird zu einem gigantischen Problem werden. Denn Lithium ist nicht nur in Wasser selbstentzündend brennbar, sondern auch in all seinen Verbindungen hochgiftig. Und nicht nur das, Lithium ist zudem wasserlöslich und damit bei unsachgemässer Entsorgung eine Gefahr für unser Grundwasser. Doch der Reihe nach.

Wir haben alle schon Beispiele gesehen oder darüber gelesen, dass E-Autos plötzlich in

Flammen standen oder E-Busse plötzlich in Brand gerieten und ihre Nachbarautos ebenfalls in Brand steckten. Der Grund liegt in der sehr hohen Energiedichte der Batteriezellen, die wegen der geringen Spannung, die sie naturgesetzlich bedingt nur haben können (beim Tesla liegt die Zellspannung der Einzelzelle bei nur 3,8 Volt), sehr grosse Ströme abgeben müssen, um Leistung zu erbringen. Und viel Strom bedeutet in einem elektrischen Widerstand, vereinfachend gesagt, viel Wärme – die natürlich abgeführt werden muss. Um die Ströme pro Zelle nicht ins Extreme steigern zu müssen, was für den Allerweltsgebrauch und auf Dauer völlig unbeherrschbar wäre, schaltet man daher viele dieser Batteriezellen in Reihe, um die Spannung zu erhöhen. Hundert Batteriezellen in Reihe erzeugen also $100 \times 3,8 \text{ Volt} = 380 \text{ Volt}$ an Spannung.

Eine Tesla-Batterie hat zum Beispiel 400 Volt. Und da Leistung das Produkt aus Spannung und Strom ist, hätte diese Säule aus hundert Zellen bei einer Entnahme von 10 Ampere bei Vollladung eine Leistung von $380 \times 10 = 3800$ Watt oder 3,8 Kilowatt. Das ist aber für eine Fahrzeugbatterie nicht genug, die braucht mehr, deutlich mehr. Also werden viele dieser Säulen noch parallel geschaltet. Die von ihnen lieferbaren Ströme addieren sich dann. Also muss viel Strom bei hoher Spannung der Batterie beim Laden zugeführt und beim Betrieb wieder entnommen werden. Damit das möglich wird, muss, und dieser Ausdruck ist nicht übertrieben, in einer aktiven Batterie ein regelrechtes Höllenfeuer brennen. Genau gesagt, es brennt unter den Fahrzeuginsassen, im Fahrzeugboden. Das ist auch nicht zu ändern.

Schwere Nierenschäden

Neben dieser physikalischen Problematik gibt es noch die umwelt- und gesundheitsgefährdende chemische Problematik. Und die ist um Grössenordnungen grösser. Denn ein 600 Kilogramm schwerer Akkumulator, typisch für einen Tesla Modell S, enthält rund zehn Kilogramm Lithium, die im Falle eines Brandes zum Beispiel

Damit das möglich wird, muss in einer aktiven Batterie ein regelrechtes Höllenfeuer brennen.

als Lithiumoxid (Rauch) oder Lithiumhydroxid (im Löschwasser) oder bei unsachgemässer Entsorgung in die Umgebung und – wegen der guten Wasserlöslichkeit – ins Grundwasser geraten können. Und Lithium könnte damit seine giftige Wirkung langsam, aber sehr wirkungsvoll entfalten. Er könnte aber auch Terroristen dazu dienen, zum Beispiel die Besucher eines Theaters oder Kinos zu vergiften.

Die Giftwirkung wird unter anderem mit der These erklärt, dass das Lithium-Ion dieselbe Ladung trägt wie das im Körper omnipräsente Natrium (1+), aber von den zelleigenen Pumpen bei Bedarf nicht wieder ausgeschieden werden und sich so anreichern kann. Mit der vermuteten Folge, dass betroffene Zellen oder Zellgeflechte keinen Nervenimpuls mehr senden können, da dieser wegen der eingesperreten Ladung gewissermassen steckenbleibt.

Aber nicht nur das Nervensystem wird negativ beeinflusst, auch die Nieren können durch zu viel Lithium geschädigt werden. Diese sind dazu da, die aufgenommene Flüssigkeit wieder auszuschleiden. Lithium verstärkt diese Fähigkeit. Weil getrunkene Flüssigkeit mitsamt ihrer Ionen schnell ins Blut gelangt, nehmen die Nieren ihre Arbeit bei grosser Menge in der Blutbahn auf und füllen die Harnblase mit dem überschüssigen Volumen – die Regulation erfolgt durch die vom Organ festgestellten Ionen.

Und Lithium in zu grosser Menge stört die Nierentätigkeit empfindlich – sie scheiden viel zu viel Flüssigkeit aus, die Patienten erleiden Symptome wie beim Verdursten (Diabetes insipidus). Besonders tückisch wirkt die Tatsache, dass das von Lithium ausgelöste Nierenversagen erst nach gut 24 Stunden auftritt, die aber dafür ausreichende Menge an Lithium schon nach wenigen Stunden ausgeschieden und im Körper nicht mehr nachweisbar ist.

Therapeutisch wird Lithium beziehungsweise seine Salze als Psychopharmakon eingesetzt. Beispielsweise zur Behandlung von Manien, manisch-depressiven Zuständen und endogenen Depressionen. Ein Patient sollte nur 3,5 bis 7 Milligramm pro Liter davon im Blut haben, ein sehr enges therapeutisches Fenster. Als tödlich gelten die Ionen ab 28 Milligramm pro Liter Blut im Körper. Nicht rückgängig zu machende Neuroschäden treten aber schon ab 10 Milligramm pro Liter auf – Tremor, Bluthochdruck, Verwirrung, in schweren Fällen sogar Krämpfe und Koma.

Lithium wirkt sedierend auf den so behandelten Patienten, aber eben nicht nur auf ihn. Ein Feuerwehrmann aus dem Tessin berichtete im Mai 2018 von einem in seinem E-Auto noch angeschnallten toten Fahrer, der keinerlei Anstalten gemacht zu haben schien, sein brennendes Fahrzeug zu verlassen. Durch das Lithium waren möglicherweise alle Reaktionen und Instinkte gelähmt. Die ursprüngliche Aussage («thermal runaway» als Ursache des Unfalls und Verlust der Kontrolle über das Fahrzeug als Folge) wurde jedoch schon Tage nach dem Unfall durch eine andere Version des Artikels ersetzt, in der kein Hinweis mehr auf die Batterie als Brandursache enthalten ist.

Und nicht zuletzt wird berichtet, dass hohe Lithium-Konzentrationen das Kind im Bauch einer schwangeren Frau schädigen können. Hier wäre vor allem die sogenannte Ebstein-Anomalie zu nennen, eine Fehlbildung des Herzens.

Abbau in der Dritten Welt

Lithiumquellen gibt es überall auf dem Planeten, immerhin kommt der Name des Metalls von griechisch *lithos*, der Stein. Entscheidend sind im Bergbau aber immer die Kosten der Förderung – und da sieht es in Europa schon wegen der höheren Lohnkosten düster aus, vom Widerstand der örtlichen Bevölkerung und der Naturschutzvereine nicht zu reden.



Leicht förderbare Lithiumsalze finden sich hingegen in den Flamingo-Feuchtgebieten Argentiniens oder am trockensten Ort der Welt, in der Atacamawüste Chiles. Der Abbau mit Hilfe von hochgepumptem Grundwasser ruiniert die Subsistenzbauern der Atacama oder den Lebensraum der beliebten Schreitvögel. Dabei sind die Lithiumquellen in Südamerika noch nicht einmal die weltweit ergiebigsten – die sollen zum Beispiel in Sachsen oder Finnland liegen.

Da die teuren Elektroautos eher etwas für wohlhabende und Ökstatus-bewusste Westler, Japaner, Koreaner oder Chinesen sind, werden die Menschen in der Atacama und anderen

Lithium könnte auch Terroristen dazu dienen, die Besucher eines Theaters oder Kinos zu vergiften.

Orten der ärmeren Länder eher wenig gesundheitliche Probleme mit dem Lithium haben, das haben stattdessen die Nutzer des Rohstoffs.

Im Land des Abbaus werden nur die ungefährlichen Lithiumsande gefördert und dann in weitentfernten Industriezentren zum Beispiel elektrolysiert. Wenn der hohe industrielle Wasserverbrauch die örtlichen Grundwasserressourcen oder Seen verringert, ist die örtliche Landwirtschaft bedroht und die Menschen verlieren Arbeit und Heimat – gesund ist das noch viel weniger. Über solche Fälle liest man in deutschsprachigen Massenmedien wenig bis gar nichts; aber wenn ein einzelner Bauer aus Peru (dem Nachbarland Chiles) mit Hilfe westlicher NGOs das deutsche RWE verklagt, weil das vom RWE emittierte CO₂ angeblich den über des Bauers Dorf gelegenen Gletscher zum Schmelzen bringt, ist das viele Meldungen wert.

Wie entsorgen?

Fazit: Lithium ist aus modernen Anwendungen für mobile Elektrizitätsversorgung nicht mehr wegzudenken. Doch ist es seiner Natur nach hochgiftig und aufgrund seiner leichten Entzündlichkeit bei gleichzeitiger Wasserlöslichkeit auch hochgefährlich. Aufgrund seiner weltweit extrem grossen Verbreitung ist eine sachgemässe Verwendung wie auch Entsorgung nicht mehr sicherzustellen. Einer schnellen Verbreitung als hochaktives Gift steht damit eigentlich nichts mehr im Wege. Hat auch nur die Hälfte der oben geschilderten Gefahren eine relevante Eintrittswahrscheinlichkeit, dann kommt eine Umweltkatastrophe gigantischen Ausmasses auf uns zu.

Axel Robert Göhring ist Molekularbiologe und Mitarbeiter des Europäischen Instituts für Klima & Energie (EIKE), Jena.

Michael Limburg ist Vizepräsident von EIKE sowie Verfasser mehrerer Sachbücher zu Klima und Energiethemen.

Edle Seele

Zum Tod von alt Bundesrätin Elisabeth Kopp (1936–2023).

Oskar Freysinger

Meine erste Begegnung mit dem Ehepaar Kopp kam keineswegs über den trivialen Kanal der Politik zustande, sondern über die unergründlichen Wege der Kunst. Ein befreundeter, in Montreux wohnhafter amerikanischer Maler namens Philippe Visson fragte mich, als ich von irgendwelcher Debatte nach Hause fuhr und mir sein Telefonat das Autoradio ersetzte, ob ich Lust hätte, das Ehepaar Kopp kennenzulernen. Da mich verfemte Menschen schon immer faszinierten, sagte ich ja.

Erlösende Kraft der Liebe

Das Treffen fand ohne Elisabeth statt, weil sie an Leukämie erkrankt war. Ich sass also in einem Restaurant in Zumikon einzig Hans Kopp gegenüber, über den ich so viel Unrühmliches gelesen hatte, dass ich eigentlich das Weite hätte suchen sollen. Nach einer Stunde, während deren wir uns angeregt über Literatur und Philosophie unterhielten, gestand ich ihm rundheraus, es sei ihm durch die Tiefgründigkeit seiner Analysen und die Sanftmütigkeit seines Wesens in dieser kurzen Zeit gelungen, meine vorgefasste Meinung über ihn Lügen zu strafen. Mein Gegenüber tat mir kund, dass auch er dies und jenes über mich gelesen habe und à la vaudoise «positiv enttäuscht» von mir sei, reichte mir die Hand und bot mir das Du an.

In der Folge fuhr ich immer wieder zu den Kopps nach Zumikon. Vom zweiten Treffen

an war Elisabeth dabei. Bewundernd nahm ich wahr, wie zärtlich diese beiden Menschen sich ansahen, wie sanft sie zueinander sprachen. Wenn das Wort Liebe seinem wahren Sinn je gerecht geworden ist, dann in der Küche der Kopps in Zumikon, inmitten der sieben Farbradierungen des Schöpfungszyklus der Malerin Rosemarie Winteler. Da sass ich, «leichten Hauptes und leichter Hände», mit dem Ehepaar Kopp in gemütlicher Dreisamkeit und gewahrte die erlösende Kraft der Liebe, vor der alles andere verblasst.

Man stelle sich das vor: zwei vom Leben gebeutelte Menschen – sie dauerhaft leidend, er schon todkrank –, umgeben vom Anfang aller Anfänge! Der Kontrast schnürte mir die Kehle zu. Doch nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen, nie haderten sie mit ihrem Schicksal. Kein auch noch so stummer Vorwurf entzweite sie. Im Gegenteil, sie gesundeten aneinander, weil ihre Liebe Zeit und Raum überstieg.

Einmal nur redeten wir von Elisabeths Rücktritt. Ihr einziger Fehler habe darin bestanden, zurückzutreten, statt in die Ferien zu fahren, bis sich die Sache gelegt hatte, bemerkte ich. Hans nickte zustimmend. Elisabeth rang die Hände, was wohl bedeuten sollte, dass sie als Ehrenmensch nicht anders konnte. Ich fügte hinzu, dass Couchepin weit Schlimmeres getrieben habe als sie und nie auf den Gedanken gekommen sei zurückzutreten. «Er ist halt keine Frau», gab sie zurück.

An einem dieser Abende schenkte mir Hans seinen Gedichtband «Schöpfung». Während Elisabeth ihrer tiefen Bewunderung über die schriftstellerischen Fähigkeiten ihres Mannes Ausdruck verlieh, teilte mir dieser mit, er habe sich als Bewunderer der französischen Kultur immer schon eine Übersetzung der sieben Gedichte in die Sprache Voltaires gewünscht, doch dies sei wohl ein zu schwieriges Unterfangen. Im Zug nach Bern las ich dann Strophen wie diese:

*Bald weckte wild der Pflanzen Grün
Die trägen braunen Schollen,
der Boden barst von buntem Blühn,
prall prangten Kerne, Knollen.*

Alle Achtung: ein Anwalt und Notar mit Sinn für Alliteration und Assonanz!

Schwierig ist nicht unmöglich, sagte ich mir und übersetzte in der zweiten Februarwoche 2008 seine sieben Gedichte, eines pro Tag. Der E-Mail-Verkehr, den ich mit ihm und Elisabeth dabei pflegte, wurde mit den Farbradierungen von Rosemarie Winteler und Kopps Versen in einem zweisprachigen Band veröffentlicht.

Gefallener Engel

Hans hat die Veröffentlichung des Werks leider nicht mehr erlebt. Elisabeth verfasste mir aus Dankbarkeit für meine Übersetzungen das Vorwort für mein Büchlein «Löwenzahn». Einmal fuhr sie sogar mit dem Zug zu mir ins Wallis und teilte unser Mittagmahl am Familientisch. Die Kinder wunderten sich über die sanftmütige, etwas schüchterne Frau, die einst unser Land regiert haben soll. In ihrer kindlichen Unschuld erkannten sie sofort, dass da ein Mensch mit ihnen zusammensass, der zu menschlich, zu tiefsinnig und zartfühlend war, um vom Politbetrieb nicht aufgegeben zu werden.

Viele sehen in Elisabeth die erste Bundesrätin, den gefallenen Engel. Mir bleibt sie als gute Freundin, als edle Seele und hingebungsvoll liebender Mensch in Erinnerung.

Oskar Freysinger ist alt Staatsrat des Kantons Wallis und Schriftsteller.



Alliteration und Assonanz: Kopp im Nationalratssaal, um 1980.

Selbst verstümmelt, selbst verzwert

Emmanuel Macron hat den neuralgischen Punkt der Berliner Aussenpolitik offengelegt.



Frankreichs Staatspräsident Emmanuel Macron wird schon länger nicht gerade schmeichelhaft beurteilt. Jetzt hat er seinen Kritikern neue Nahrung geliefert: Mit Blick auf die wachsenden Spannungen zwischen Washington und Peking um Taiwan rief er Europa nach seinem Staatsbesuch in China auf, endlich «aufzuwachen», sich nicht in Krisen verwickeln zu lassen, «die nicht unsere sind», kein «Mitläufer der USA» zu sein, sondern einen eigenständigen «dritten Pol» in der Weltpolitik zu bilden.

Eigentlich hat Macron damit nur sein europapolitisches *ceterum censeo* wiederholt. In einer Grundsatzrede an der Sorbonne hatte er schon in seinem ersten Amtsjahr die «Neugründung» der EU gefordert, mit dem Ziel, «eine europäische Souveränität aufzubauen». 2019, zwei Jahre später, warnte er vor den versammelten Botschaftern seines Landes, wenn man weitermache wie gehabt, werde die Welt sich um zwei grosse Pole herum strukturieren und «Europa aus der Geschichte verschwinden». Kurz darauf erklärte er die Nato für «hirntot» und bot Anfang 2020 in einer Rede an der Pariser Ecole de guerre seinen EU-Partnern, allen voran Berlin, einen «strategischen Dialog» über die Rolle der französischen Atomstreitkräfte in Europas «kollektiver Sicherheit» an. Als auch dies folgenlos verhallte, klagte er, die Gemeinschaft habe sich «geostrategisches Denken abgewöhnt». Speziell für Deutschland sei die Nato zum «Über-Ich» geworden.

Die jüngste Warnung des Franzosen an die Adresse Europas ist somit nur eine weitere Iteration seines seit langem bekannten Standpunkts am Beispiel Taiwans. Dennoch reagierte das westliche Lager darauf wie von der Tarantel ge-

stochen. Allen voran die transatlantische Ham-pel-Regierung in Berlin. Sie ging sofort auf Dis-tanz zu Macron und erklärte: «Wir lehnen uns natürlich eng an die USA an.» Aussenministerin Annalena Baerbock, inzwischen selbst auf China-besuch, betonte, die Spannungen in der Taiwan-strasse könnten Deutschland selbstverständlich «nicht gleichgültig sein». Zustimmung gab es für den französischen Staatspräsidenten da-gegen kaum – auch nicht in der Opposition, den

Deutschland muss sich endlich klar für seinen Nachbarn, sprich: für Europa, entscheiden, ehe es zu spät ist.

Medien und Denkfabriken. Als wäre die DDR je Teil der BRD gewesen, werden Pekings Aspirationen auf eine Wiedervereinigung mit Taipeh ausgerechnet in Berlin gerne damit abgetan, der Inselstaat sei nie Teil der Volksrepublik gewesen. Chinas oberster Aussenpolitiker Wang Yi entlarvte die deutsche Freakshow und hielt Baerbock den Spiegel vor: Sein Land habe die Wiedervereinigung ihres Landes stets unterstützt und gehe davon aus, dass Deutschland nun auch die «friedliche Wiedervereinigung» der Volksrepublik mit Taiwan unterstütze.

Die Aufregung über den französischen Staatspräsidenten ist vor allem deshalb so gross, weil Berlin die Felle davonschwimmen. Unabhängig vom Ausgang des Krieges in der Ukraine steht Deutschland schon jetzt als einer der Hauptverlierer fest. Internationale Wettbewerbsfähigkeit und Wohlstand erodieren und mit

ihnen der Einfluss in Europa und der Welt. Und das durch eigene Schuld: Aus falsch verstandener Dankbarkeit gegenüber Amerika, aber auch um Frankreich als einziger EU-Atommacht und ständigem Mitglied im Uno-Sicherheitsrat die politische Führungsrolle auf dem Kontinent zu versperren, liess Deutschland alle Vorstösse Macrons zur Emanzipation der EU von den USA ins Leere laufen. Damit hat es sich nicht nur an Europa versündigt, sondern auch selbst wirtschaftlich verstümmelt und politisch verzwert. Hätte es die Initiativen aus Paris aufgegriffen, wäre es wohl kaum zu dem Krieg in der Ukraine, dem nachhaltigen Zerwürfnis mit Moskau, dessen Abdriften nach Peking und der zunehmenden Entfremdung von China gekommen, die dem Land als ernstzunehmende Grösse in der Welt vollends den Rest zu geben droht.

Emmanuel Macron hat Natostan, alias Europa, jetzt davor gewarnt, sich ein weiteres Mal für die globalen Hegemonialinteressen Washingtons einspannen und im Rahmen einer «Koalition der Willigen» für eine Konfrontation mit China rekrutieren zu lassen. Damit hat er den neuralgischen Punkt deutscher Aussenpolitik offengelegt: die Schaukelpolitik zwischen Washington und Paris. Deutschland muss sich endlich klar für seinen Nachbarn, sprich: für Europa, entscheiden, ehe es zu spät ist und es zusammen mit dem Kontinent in weltpolitischer Bedeutungslosigkeit versinkt.

Stefan Baron hat ein Jahr vor dem Krieg in der Ukraine das Buch «Ami go home – Eine Neuvermessung der Welt» veröffentlicht, in dem er die Notwendigkeit der Emanzipation Europas von Amerika begründet.

Unheimliche Linke

Die Gewaltbereitschaft linksextremer Gruppierungen ist enorm. Vielen Politiker scheint es egal zu sein.

Christoph Mörgeli

Wenn der Faschismus wiederkehrt, wird er nicht sagen: «Ich bin der Faschismus». Nein, er wird sagen: «Ich bin der Antifaschismus».
Ignazio Silone, zit. n. François Bondy

Die Frühdiagnose und die Prävention des gewalttätigen Extremismus gehören zu den Aufgaben des Nachrichtendienstes des Bundes (NDB) im Verteidigungsdepartement. Regelmässig wird von dieser Amtsstelle eine Lagebeurteilung zuhanden der politischen Entscheidungsträger verlangt. Tätig werden kann der NDB aber erst bei Gruppierungen, die zur Erreichung ihrer Ziele Gewalttaten befürworten, fördern oder verüben. Eher mittelmässige Beachtung finden die jährlichen Lageberichte «Sicherheit Schweiz».

Dabei steht da Interessantes zu lesen: «Die Anzahl Gewalttaten belief sich beim Linksextremismus auf 81, beim Rechtsextremismus stieg die Anzahl mit Gewalt verbundener Ereignisse auf 3.» Einen «regelmässigen» Einsatz von Gewalt beobachten die Experten des Bundes bei der linksextremen, nicht aber bei der rechtsextremen Szene. Im Lagebericht des Vorjahres steht: «Die Anzahl Gewalttaten belief sich beim Linksextremismus auf 107, beim Rechtsextremismus wurde ein mit Gewalt verbundenes Ereignis festgestellt. [...] Die linksextreme Szene setzt zudem regelmässig Gewalt ein.»

«Ganz Zürich hasst die Polizei»

Die mediale Berichterstattung wird solchen Einschätzungen der Spezialisten mitnichten gerecht. Dies bestätigt ein Blick in die Schweizer Mediendatenbank. In den letzten vier Jahren schrieben unsere Journalisten 41 237 Mal das Wort «rechtsextrem», aber nur 5781 Mal «linksextrem». Entsprechend behandeln viele Medien die Lieblingsthemen der Linksextremen so pfleglich, als wären es ihre eigenen, etwa Antikapitalismus, Antifaschismus oder die kurdische Bewegung. Dabei veranstaltet die linksextreme Szene nicht nur Demos, sondern verübt massive Sachbeschädigungen wie Farbanschläge, Einschlagen von Scheiben oder Brandstiftung.

Zunehmend kommen unkonventionelle Spreng- und Brandvorrichtungen und roheste körperliche Gewalt zum Einsatz. Jede Art von physischer Gewaltanwendung erlauben sich die Linksextremisten bei ihren Demonstrationen speziell gegen die polizeilichen Sicherheitskräfte oder gegen Personen, die sie der rechtsextremen Szene zuordnen. Der Nachrichtendienst des Bundes war während der Covid-Pandemie auch besorgt, dass die gewalttätigen Linksextremisten Personen angriffen, welche die Pandemiemassnahmen kritisierten. Und: «Die Begeisterung der gewalttätigen Linksextremistinnen und -extremisten für die kurdische Sache wird hoch bleiben.»

Dennoch klecksen die Medien das Gespenst des Rechtsextremismus in schwärzesten Farben an die Wand. Als ob deren Machtergreifung und

die daran anschliessende totalitäre Diktatur unmittelbar bevorstünden. Als sich letzten Sommer eine als «Wandergruppe» getarnte Gruppe von vornehmlich deutschen Rechtsextremen in der Pfadihütte Rüti einmietete, überschlugen sich Zeitungen, Radio und TV in Empörung. Eine teilweise Besinnung setzte erst ein, als in

Zunehmend kommen Spreng- und Brandvorrichtungen und roheste körperliche Gewalt zum Einsatz.

der Nacht vom 1. auf den 2. April mehrere hundert Linksextremisten durchs Zürcher Langstrassenquartier marschierten und dabei eine Spur der Verwüstung hinterliessen. Sie zerrümmerten viele Schaufensterscheiben von



«Stimmung aufgeheizt»: AL-Präsident Schiwow.



«Welcher schwarze Block?»: Antifa in Zürich.

Kleingewerblern, schlugen Polizeifahrzeuge kaputt und versprühten Wände ohne Zahl.

Auf die Polizisten warf der entfesselte Mob Flaschen, Steine und Molotowcocktails, ging mit Eisenstangen auf sie los und verletzte sieben Ordnungshüter – es hätte ohne weiteres zu Todesopfern kommen können. Die Medienmitteilung der Stadtpolizei Zürich zeigt das Mass der Brutalität: «Ein Polizist wurde in einen Hauseingang gedrängt, von rund einem halben Dutzend Personen zu Boden geworfen und mit Fäusten und Fusstritten gegen den Kopf und den Körper traktiert.» Minutenlang skandierte die Menge: «Ganz Zürich hasst die Polizei». Und auf Hausmauern las man Parolen wie «Kill cops». Doch was titelte danach der *Tages-Anzeiger*? «Polizeieinsatz wirft Fragen auf».

Mit unschöner Regelmässigkeit widersetzte sich auch die politische Linke im Zürcher Stadtparlament einer eindeutigen Verurteilung. SP-Fraktionschef Davy Graf machte sich vielmehr über «selbsternannte Sicherheitsexperten» unter den bürgerlichen Politikern lustig, die besser zuerst eine «Analyse der Ereignisse» abwarten sollten. Der Grünen-Sprecher Luca Maggi warb sogar offen um Verständnis für die Gewalttäter: «Wenn Hunderte ihrer Wut Raum schaffen, sollten wir diese Zeichen ernst nehmen.» Mehr Repression sei eher schädlich, als dass sie nütze.

Der Votant der Alternativen Liste (AL), Mischa Schiwow, prügelte verbal ebenfalls auf die Ordnungskräfte ein: «Der Polizeieinsatz war keineswegs deeskalierend. Im Gegenteil, die

Stimmung wurde noch aufgeheizt.» Schuld an den Vorgängen trage die Stadt, die Wohnraum und nichtkommerzielle kulturelle Freiräume vernichte: «Die AL ist nicht bereit, die Geschehnisse allein mit der Gewaltbereitschaft von linksextremen Chaoten zu erklären.»

Absoluter Widerstand

Björn Resener vom Gewerkschaftsbund des Kantons Zürich antwortete der NZZ im Hinblick auf die 1.-Mai-Feier auf die Frage, warum er sich nicht vom gewaltbereiten «schwarzen Block» distanzieren: «Welcher schwarze Block? Ich will diesen negativ konnotierten Begriff nicht verwenden, weil es diese Organisation in dem Sinne nicht gibt.» Es sei ohnehin während des Umzugs nicht feststellbar, wer nun linksextrem sei und wer nicht. Die linke Wochenzeitung *P.S.* heulte nach einem parlamentarischen Vorstoss der SVP im Stadtparlament entsetzt auf und bejammerte dessen «verbale Gewalt».

Schon im Februar hatte es in Zürich anlässlich einer unbewilligten Demonstration der Hausbesetzerszene eine Krawallnacht mit schweren Verwüstungen abgesetzt. Und ein Jahr zuvor hatten linksextreme Kreise zu einer Demonstration gegen Covid-Massnahmen-Kritiker aufgerufen. An die Spitze dieser «antifaschistischen» Manifestation mit schweren Gewalttaten gegen Polizisten und erheblichen Sachbeschädigungen setzte sich SP-Nationalrat Fabian Molina, der auf Instagram stolz mit Victoryzeichen posierte: «Züri stabil nazifrei». In der Zeitung *20Minuten* verlangte Molina ab-

soluten Widerstand gegen die extreme Rechte unter den Gegnern der Covid-Massnahmen: «Wer Proteste gegen faschistische Aufmärsche mit diesen gleichsetzt, verharmlost die nazistische Ideologie und hat nicht verstanden, welche Gefahr von ihr ausgeht.» Diese verbrecherische Ideologie sei eine Gefahr für die Demokratie, so Molina. «Es ist deshalb die Pflicht aller Menschen, sich zu wehren, wenn Faschisten sich breitmachen wollen.»

Die Sendung «SRF News» des Schweizer Fernsehens vermeldete im Untertitel zu Aufnahmen, welche linksextreme Krawallanten zeigten: Es sei eine «grössere, gewaltbereite Gruppe aus der rechten Szene» polizeilich abgeführt worden. Die Demonstranten durchbrachen Polizei-

Grünen-Sprecher Luca Maggi: «Wenn Hunderte ihrer Wut Raum schaffen, sollten wir die Zeichen ernst nehmen.»

sperren, bedrohten Polizisten, griffen sie tätlich an und verletzten drei von ihnen. Später titelten Mitglieder von «Antifa» und «Revolutionärer Jugend» in den sozialen Medien stolz: «Zäme hebe, zäme stah. Bulle, Bonze, Nazis schlah.»

Nachdem an jenem Februarwochenende 2022 vermummte Demonstranten vor dem Zunfthaus zur Zimmerleuten Tische und Stühle auf die Strasse geworfen und ahnungslose Touristen enorm erschreckt hatten, twitterte Ronja Jansen, Präsidentin der Schweizer Jungsozialisten: «Weil jeder Fussbreit für Faschos ein Schritt zur



«Stabil Nazifrei»: Nationalrat Molina.

«Analyse abwarten»: SP-Gemeinderat Graf.

EXTREMISMUS

Die Antifa, ihre «Recherche-Experten» und der Schweizer Journalismus

Die Freizeitgestaltung der Antifa ist bekannt: blindwütiger Vandalismus und exzessive Gewalt. Die Deutungshoheit, wer rechtsextrem oder gar ein «Nazi» ist, beanspruchen die Anarchos für sich. Das können Corona-Massnahmengegner sein – oder der Bassist der Reggae-Band «Lauwarm», der vor der Berner Reitschule zusammengeschlagen wurde.

Nun haben sich Personen aus dieser Szene ein neues Tätigkeitsfeld erschlossen: als vermeintliche Rechtsextremismus-Experten für Medienhäuser wie Tamedia oder CH Media. In der *Basler Zeitung* (Tamedia) und im *St. Galler Tagblatt* (CH Media) erschienen jüngst Artikel von Mirjam Kohler, Ex-Präsidentin der Juso Basel-Stadt, respektive Enrico Kampmann, in denen ein «Recherchekollektiv» namens «Betonmalerinnen» zitiert wird.

Die «Betonmalerinnen» sind Anna und Noah (Namen der Redaktion bekannt). Aktiv sind die beiden vorwiegend auf Twitter unter «@farbundbeton». Die «Betonmalerinnen» bezeichnen Weisse als «privilegiertes europäisches Weissbrot», tweeten den Antifa-Schlachtruf ACAT («All Cops Are Targets»), rufen zur nicht bewilligten «Sponti-Demo» gegen die Wahl von Albert Rösti auf («wer kann da hin!») und solidarisieren sich mit dem verurteilten Terroristen Alfredo Cospito, der für den Bombenanschlag auf eine Polizeischule und das Attentat auf den Atom-Manager Roberto Adinolfi in Italien inhaftiert ist. Ihre Gefolgschaft auf Twitter und Patreon grüssen die «Betonmalerinnen» mit dem Anarcho-A und «Alerta Antifa».

Angefragt, ob Tamedia eine solche Quelle als seriös erachte, antwortet Sprecherin Sofia Sabatini, die «Informationen aus dem genannten Twitter-Profil» seien «gemäss journalistischer Standards auf ihre Richtigkeit überprüft» worden. Samuel Althof, Leiter der Fachstelle für Extremismus und Gewaltprävention (Fexx), führte ein längeres Gespräch mit Anna und sieht das kritischer: «Was dieses vermeintliche Rechercheportal praktiziert, ist ein Internetpranger für Menschen, welche die «Betonmalerinnen» im Kontext ihrer einseitigen Perspektive als Nazis definieren», schreibt er auf Anfrage. «Diese öffentliche Diffamierung ist eine Form von psychischer Gewalt, die zu Selbstjustiz animiert und, wie bei der Anti-

fa-Prügelmiliz von Zürich im März, in reale Gewalt umschlagen kann.» «Es ist fahrlässig, dass renommierte Medien sich auf derart zweifelhafte Quellen berufen. Das verunmöglicht der Leserschaft, zu unterscheiden, ob man über ein Zerrbild informiert wird oder ob die Informationen öffentlichkeitsrelevant sind.»

Auch *20 Minuten*, das reichweitenstärkste Medium der Schweiz, bezieht sich auf das «Rechercheportal». Kommunikationsleiterin Eliane Loum-Gräser schreibt auf Anfrage, man habe den Twitter-Account «zu wenig eingeordnet», dies sei nun «im Artikel nachträglich transparent gemacht» worden. Dort ist jetzt zu lesen, das «aktivistische Rechercheportal «Farbundbeton 2.0» sei «selber der Antifa zuzurechnen». Die Frage, ob *20 Minuten* mit der prominenten Erwähnung das Antifa-Portal legitimiert hat, mag Loum-Gräser nicht beantworten.

Banalisation des Nazi-Widerstands

Althof sieht ein weiteres Problem: «Die inflationäre Verwendung des Begriffs «Nazi» kommt nicht nur einer Verhöhnung der Nazi-Opfer gleich, sondern banalisiert auch den nationalsozialistischen Widerstand», betont er. «Die «Betonmalerinnen» skandalisieren eine Tagung der esoterischen Anastasia-Bewegung oder bauschen einen Auftritt von Daniele Ganser auf. Das sind aber Themenbereiche, denen sich unsere Zivilgesellschaft in ihrem Alltagsumgang stellen muss.»

In ihrem Gespräch mit Althof äusserte Anna die Absicht, mit dem Recherchekollektiv «SRF Investigativ» Kontakt aufzunehmen, um dort als Expertin «Geld zu verdienen». Die SRF-Medienstelle wollte dazu keine Stellung nehmen, ebenso wenig zur Tatsache, dass auch «Arena»-Moderator Sandro Brotz öffentlich auf die «Betonmalerinnen» verwiesen hatte. Brotz lässt eine Anfrage unbeantwortet. Dasselbe gilt für Patrik Müller, Chefredaktor CH Media.

Würde die NZZ Hinweise von dubiosen Twitter-Accounts aus dem rechtsextremen Spektrum als «Recherche» feilbieten, der Aufschrei bei Tamedia, CH Media und SRF wäre ohrenbetäubend. Doch bezüglich der eigenen Zusammenarbeit mit der links-extremen Szene gelten offenbar andere Standards.

David Klein

Normalisierung ihres gefährlichen Gedankengutes ist. Danke an alle Antifaschist*innen, die heute ein starkes Zeichen gesetzt haben!» Gegenüber *20 Minuten* verdeutlichte Jansen ihre Meinung nach einer eher mechanisch vorgetragenen Verurteilung «jeglicher Art» von Gewalt: «Doch ich bin froh, dass es Menschen gab, die uns vor den gewalttätigen Neonazis geschützt haben, die am Hauptbahnhof in die friedliche Menge gerannt sind.» Die Verbreitung der Ideologie der Neonazis sei für die Gesellschaft ein wesentlich grösseres Problem als Sachbeschädigungen.

Kurse gegen Rechtsextremismus

Die rot-grüne Mehrheit des Stadtzürcher Parlaments hat denn auch entschieden, städtische Angestellte in verpflichtende Weiterbildungskurse zum Thema Rechtsextremismus zu schicken. Denn Neonazis seien nicht mehr so leicht wie früher zu erkennen. Als die SVP eine Strategie gegen den «gut vernetzten und äusserst aktiven Linksextremismus» verlangte, prallte dieses Anliegen am Bollwerk der linken Mehrheit

SP-Nationalrat Fabian Molina:
«Der Staat ist auf dem rechten Auge blind.»

ab. Moritz Bögli von den Alternativen verneinte die Gleichwertigkeit von «Linksradikalen und Faschos». Das hiezulande herrschende «repressive System» unterdrücke alles, was sich dem «kapitalistischen Dogma» entziehe und nichts als «legitime Forderungen» stelle.

Im Rahmen eines Jubelporträts begleitete der *Tages-Anzeiger* SP-Nationalrat Fabian Molina an eine «Podiumsdiskussion über Rechtsextremismus in der Schweiz». Dazu behauptete der Fachverein Polito der Universität Zürich als Veranstalter: «In der Schweiz und in den Nachbarländern sind rechtsextreme Bewegungen im Aufschwung.» Molina kam «unvorbereitet», wusste aber umso mehr bestens Bescheid: «Der Staat ist auf dem rechten Auge blind.» In Wahrheit hat beispielsweise der Schweizerische Nationalfonds mit mehreren Millionen Franken Steuergeld das Projekt «Rechtsextremismus – Strategien und Gegenmassnahmen» gefördert. Eine ähnliche Studie über den Linksextremismus existiert bis heute nicht.

Umso überzeugter ist Fabian Molina von der überall lauernenden Gefahr von rechts. Sogar an der Chilbi im Dorf Illnau habe er «Nazis» gesehen. Wenige Tage nach diesem Podium kam es zur Gewaltexplosion von fast tausend Linksextremisten im Langstrassenquartier. Doch was tut der angeblich rechtsäugig blinde Staat? In Zürich soll es künftig keine Bussen für die Teilnahme an illegalen Demonstrationen mehr geben. Und die bisherige Bewilligungspflicht für Manifestationen soll durch eine einfache Meldepflicht ersetzt werden.

Hatten die Römer Sexspielzeuge?

Die Forschung ist sich uneins.

Wolfgang Koydl

Theoretisch braucht es nicht viel, um eine Frau glücklich zu machen. Zumindest körperlich. Oft reicht ein dickerer, länglicher Gegenstand, der an einem Ende konisch zuläuft. Und besonderer handwerklicher Fähigkeiten bedarf es nicht, ein solches Ding zu schnitzen.

Mit anderen Worten: Es ist eher unwahrscheinlich, dass der Dildo ein Produkt der Neuzeit ist und nicht schon früheren Kulturen zu Diensten stand. Doch genau darüber ist eine Debatte unter Archäologen, Kunsthistorikern und Altertumsforschern entbrannt. Was ist der hölzerne Prügel von Vindolanda – stopfte man damit Strümpfe, zerstiess man Getreide in einem Mörser, oder kam er doch als Penis-Ersatz zum Einsatz?

Prüde Archäologie

Vindolanda war ein römisches Kastell am Ende der damals bekannten Welt, ein paar Kilometer südlich vom Hadrianswall, der den äussersten nördlichen Vorposten Roms in Britannien an der Grenze zu den Pikten markierte. Errichtet wurde es im Jahr 85 nach Christus, und für die nächsten 300 Jahre, bis zum Ende der römischen Herrschaft auf der Insel, waren in der kalten, nebligen Hügellandschaft Legionäre stationiert.

Gefunden wurde das fragliche Artefakt zwar schon vor dreissig Jahren, aber erst jetzt gibt es zu reden. Denn die beiden Archäologen Rob Sands vom University College Dublin und Rob Collins von der Universität Newcastle stellen den ursprünglich vermuteten Verwendungszweck als eine Art Stopfei oder als Stössel in Frage. In dreidimensionalen Scans entdeckte Collins «einige wirklich interessante Gebrauchsspuren», die auf eine andere Verwendung als zusammen mit Stopfgarn hindeuteten. «Das beweist zwar noch nichts», so Collins, «aber es bekräftigt die Möglichkeit, dass das Artefakt ein funktionales Ende hat», meinte er.

Die Grabungen von Vindolanda sind vor allem insofern interessant für die Archäologie, weil dort rund tausend hölzerne Gegenstände entdeckt wurden – einschliesslich einer Klobrille. Die besondere Beschaffenheit des Torfbodens verhinderte, dass das Holz verrottete. Die weit-



«Wirklich interessante Gebrauchsspuren»: hölzerner Prügel aus Vindolanda, um 200 n. Chr.

aus meisten Fundstücke aus dem Altertum sind gewöhnlich aus Ton, Stein oder Metall.

Aus der römischen Literatur wusste man, dass sich römische Damen mit Dildos aus Leder oder Holz befriedigten. Die Objekte zerfielen freilich schnell in der Erde. Hinzu kommt, dass frühere Generationen von Archäologen Hinweise auf Sex und Erotik prüde zu vertuschen suchten. So versteckte das Archäologische Museum von Neapel alle in Pompeji und Herculaneum freigelegten erotischen Mosaik. Erst 2005 wurden sie der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Mit dieser Einstellung sah man daher in einem Sexspielzeug lieber ein Schneiderwerkzeug.

Einsame Höhlennächte

Das änderte sich erst nach der sexuellen Revolution der 1970er Jahre – und damit auch für den Phallus aus Nordengland. Denn ausser den Gebrauchsspuren erkennt Collins im *business end* des Gegenstandes eindeutig die Eichel eines männlichen Geschlechtsteils. «Ich muss gestehen: Ein Teil von mir hält es für augenscheinlich, dass das ein Penis ist», meinte er.

Mutmassliche Dildos kennt die Kunstgeschichte auch aus älteren Perioden. So wurde 2005 in einer Höhle in Baden-Württemberg ein 28 000 Jahre alter, zwanzig Zentimeter langer polierter Stein gefunden. Bislang gehen die Meinungen auseinander: Spaltete man mit ihm

Feuersteine, oder kam er in einsamen Höhlennächten zum Einsatz? Andererseits: Man hat auch schon davon gehört, dass nicht dafür bestimmte Geräte als Freudenspender zweckentfremdet wurden. In Ägypten hat man einen

«Ich muss gestehen: Ein Teil von mir hält es für augenscheinlich, dass das ein Penis ist.»

dreizehn Zentimeter langen Terracotta-Phallus ausgegraben – zu gross für einen Talisman, zu klein für ein Kunstwerk. Es sei denn, so Rebecca Fasman vom Washingtoner Kinsey Institute, er war Teil einer grösseren Statue.

Unwahrscheinlich ist das nicht, denn Phalli spielten in der Kulturgeschichte der Menschheit eine prominente Rolle – nicht zuletzt im alten Rom. Man hing sie sich entweder als Amulett um den Hals oder als Windspiel in das Atrium seiner Villa. In einer in Marokko freigelegten Römersiedlung wies ein aus Stein gehauener riesiger Phallus den Weg zum örtlichen Bordell.

Mit Priapos, dem Sohn des Dionysos und der Aphrodite, gab es sogar eine eigene Fruchtbarkeitsgottheit. Seine Darstellungen lassen keinen Zweifel, wer Hauptdarsteller und wer Anhängsel ist – wie wenn der Schwanz mit dem Hund wedelt. Eine Eindeutigkeit, die dem Artefakt von Vindolanda leider noch immer abgeht.

Eine Abbitte zu viel

Die deutschen Medien dreschen auf Mathias Döpfner ein.
Der mächtige Springer-Chef gibt klein bei.

Kurt W. Zimmermann

Am fürchterlichsten aufgeregt haben sie sich über seine spitzen Bemerkungen über die Ostdeutschen. So schrieb er etwa über sie: «Die Osis werden nie Demokraten.»

Dann wurde er noch etwas provokanter: «Die Osis sind entweder Kommunisten oder Faschisten. Dazwischen tun sie es nicht.»

Die beiden Zitate stammen aus SMS-Nachrichten, Chats und Mails von Mathias Döpfner, dem Vorstandsvorsitzenden und Miteigentümer der Axel-Springer-Mediengruppe. Ihre wichtigsten Publikationen sind die Verlagsgruppen von *Bild* und *Welt* in Berlin und die News-Plattform *Politico* in den USA.

Döpfners Spitzen gegen die Osis, als sie vergangene Woche ruchbar wurden, eskalierten in Deutschland natürlich sofort zu einem Fall nahe bei Landesverrat.

Zuvorderst stand dabei die *Zeit*, welche unzählige private Internet-Messages von Döpfner öffentlich machte. Dutzende von Döpfners privaten Mitteilungen, oft vom Handy gesendet, waren dem Blatt zugespielt worden.

Gesinnungsfreunde springen auf

Die *Zeit* nutzte den Fund mit Begeisterung. Ebenso skandalös wie Döpfners Misstrauen gegenüber den Ostdeutschen fand die *Zeit* seine Unterstützung der bürgerlichen Partei FDP. Empört publizierte das Blatt eine Nachricht Döpfners an den damaligen *Bild*-Chefredaktor Julian Reichelt, in der er bat: «Please, stärke die FDP.» Das zeige, schäumte die *Zeit*-Redaktion, «wie Springer-Chef Mathias Döpfner denkt – und wie er mit *Bild* Politik macht».

Dass man selber selbstverständlich auch Politik macht, war natürlich kein Thema. Stattdessen setzte sich die *Zeit* in ihrem Kampfes-eifer gegen den bürgerlichen Döpfner über die letzten Reste von Respekt vor der Intimsphäre hinweg, die es zuvor im deutschsprachigen Journalismus noch gegeben hatte. Das Briefgeheimnis, der Schutz der privaten Korrespondenz, das seit 1950 in der Menschenrechtskonvention verankert ist, war für sie nur noch ein Witz. Der linke Zweck heiligt die Mittel. Logischerweise sprangen die Ge-

sinnungsfreunde in den Medien sofort auf die *Zeit*-Schiene auf und holten Döpfner so richtig vom Podest. «Der allerschönste Grössenwahn» titelte die *Süddeutsche Zeitung* zu Döpfner. Ein «Monster» war er für die *Tageszeitung*. «Doktor Döpfners Abgründe» erkannte der *Spiegel* und attestierte ihm «ein Spatzenhirn». Die «Tagesschau» machte Döpfner zur Story des Tages, ungleich gewichtiger als die News vom Ukraine-Krieg. «Döpfner, das Doppel-D», erregte sich auch die liberale *Frankfurter Allgemeine Zeitung* in Anspielung auf die überdimensionierte Körbchengrösse DD. Da wollte auch die Deutschland-Ausgabe der ansonsten nüchternen NZZ nicht zurückstehen. Sie beschrieb den Springer-Vormann als «schrillen Charakter» und «Unruheherd».

Woher also kommt diese Aversion der Journalle gegen Springers Mathias Döpfner? Es hat primär einen materiellen und einen intellektuellen Grund.

Döpfner begann seine Karriere als gewöhnlicher Kulturjournalist und Musikkritiker. Über die Jahre arbeitete er sich zum Chefredaktor der *Hamburger Morgenpost* und der *Welt* empor. Im Jahr 2000 wechselte er ins Management des Axel-Springer-Verlags, wo er zwei Jahre später Vorstandsvorsitzender wurde.

Und er wurde noch viel mehr. Vor drei Jahren schenkte ihm Friede Springer, die Witwe von Firmengründer Axel Springer, 20 Prozent der Firmenaktien. Seitdem beläuft sich das Vermögen von Döpfner auf rund eine Milliarde Euro. Als kleinen Zustupf verdient er dazu rund zehn Millionen an jährlichem Gehalt, eines der höchsten Managersaläre Deutschlands.

Döpfner ist damit so etwas wie die negative Projektionsfläche der deutschen Journalisten. Auch sie haben als gewöhnliche Journalisten begonnen, sind aber dann zeitlebens gewöhnliche Journalisten geblieben. Als Redaktor selbst bei renommierten Blättern wie *Spiegel*, *Süddeutsche* oder *Stern* kommt man heute auf ein Nettogehalt von vielleicht 60 000 Euro im Jahr. Die Aufstiegsrakete Döpfner sammelte in diesem Umfeld nicht allzu viele Sympathiepunkte.

Noch weniger beliebt machte er sich durch seine politische Eigenwilligkeit. Die deutsche Medienlandschaft, anders als in der Schweiz oder in Österreich, ist ja von erstaunlicher Gleichförmigkeit. Die grossen Blätter und die öffentlichen Sender von ARD und ZDF marschieren zumeist in geschlossenem Gleichschritt. Vereint hielten sie Angela Merkel hoch, so wie sie nun der Ampelkoalition applaudieren, bei Corona bejubelten sie selbst die absurdesten Kontaktverbote, Energiewende und Atomaus-

Zuletzt legte man sich mit dem von der Restpresse verehrten Robert Habeck von den Grünen an.

stieg propagieren sie bis heute bemerkenswert kritiklos, die wachsende Kriminalität als Folge der Migrationspolitik wird kleingeredet, der Niedergang des Industriestandorts Deutschland stärker beklatscht als beklagt. Kurzum, Regierungskritik ist in den deutschen Medien keine populäre Disziplin.

Döpfner und seine *Bild*- und *Welt*-Redaktionen gaben als einzige publizistische Macht hier kräftig Gegensteuer, 2015 noch sang zwar auch die *Bild*-Zeitung kräftig mit im Kirchenchor der Willkommenskultur. Zunehmend schwenkte sie dann um. Wenn es heute in Deutschland zu den wachsenden Verbrechen muslimischer Einwanderer kommt, titelt *Bild* ohne Umschweife: «Afgahne vergewaltigt Schülerin». In den anderen Blättern gilt das dann als «Hetze».

Während Corona ging der Springer-Verlag genauso auf Gegenkurs. Deutschland verhängte die härtesten Freiheitsbeschränkungen in Europa. Die Mainstream-Medien fanden das unausweichlich, *Bild* hingegen schrieb von «Corona-Irrsinn» und «Corona-Wahnsinn».

«Ein Krawallblatt», kritisierte die *Zeit* den Abweichler von Springer. «Cholerischen Kampagnenjournalismus» erkannte der *Spiegel* beim Abweichler.

Zuletzt legte sich das Haus Springer mit dem von der Restpresse verehrten Wirtschaftsminister Robert Habeck von den Grünen an.

Seine Pläne zum Verbot von Öl- und Gasheizungen wurden in der Luft zerrissen. «Habeck ist ein gefährlicher Traumtänzer!», kommentierte *Bild*. «Habecks Heizungstraum», kommentierte die *Welt*.

Die persönlichen SMS, Chats und Mails von Mathias Döpfner, die nun von der *Zeit* skandalisiert wurden, waren denn eine Steilvorlage. Die Journalisten der ideologischen Konkurrenz nutzten sie als Disziplinierungshebel gegen den wichtigsten Mann in Deutschlands Medienindustrie und seinen Vier-Milliarden-Konzern.

Nun wäre es allerdings zu simpel, den aktuellen Shitstorm gegen Döpfner als rein politische Kampagne darzustellen. Der Mann hat sich die scharfen Reaktionen auch selber zuzuschreiben, denn er hat mitunter ziemlich Schmarren formuliert. Oft haute er seine teils skurrilen Kurznachrichten an seinen Bekanntenkreis noch abends spät in sein Handy, vielfach waren sie mit Schreibfehlern durchsetzt.

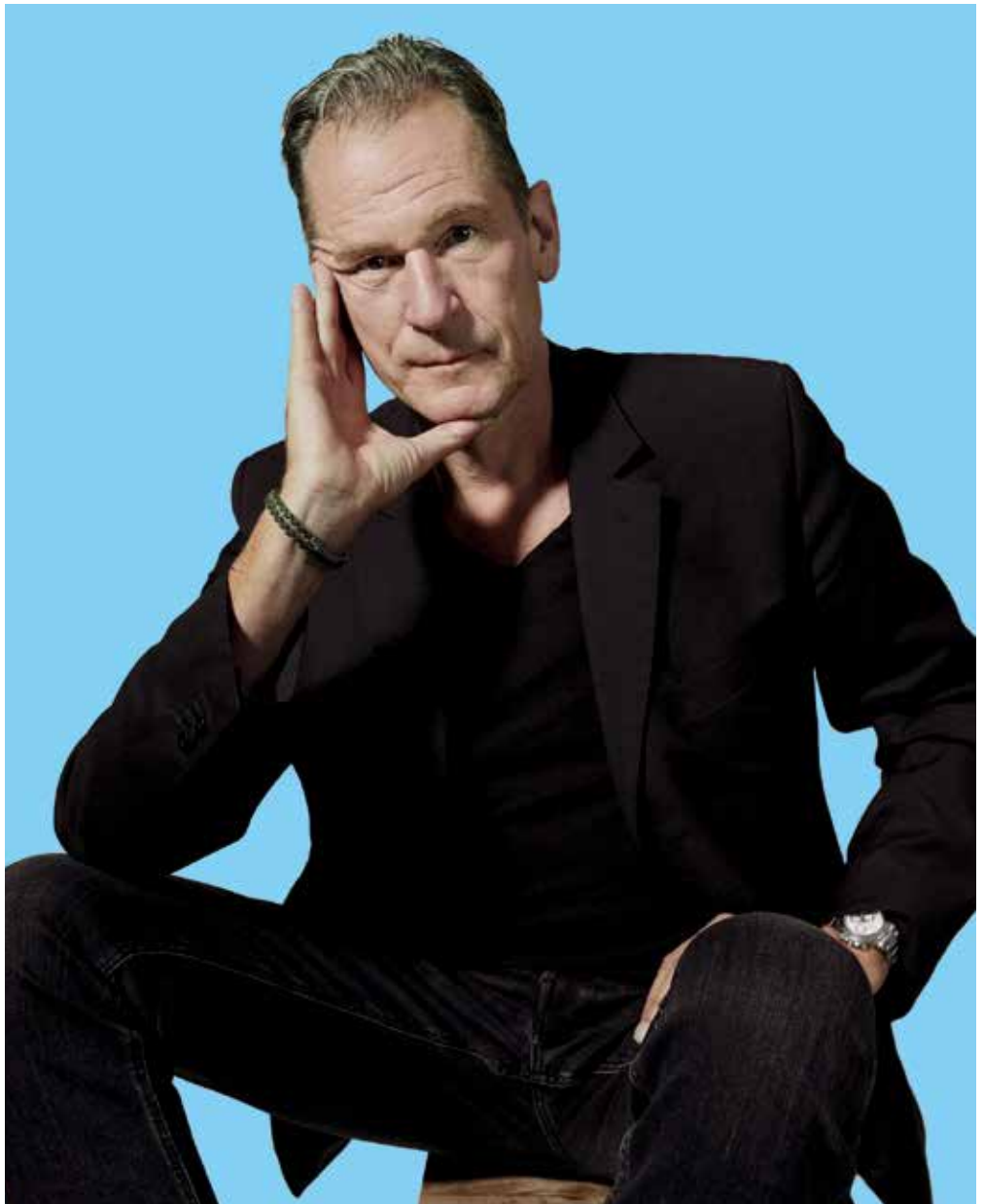
«Corona ist eine Grippe»

Über Angela Merkel schrieb er an einen Bekannten: «Sie ist ein sargnagel der Demokratie.» Über Corona wusste er: «Corona ist eine Grippe gefährlich für alte und kranke.» Zur Einwanderung formulierte er an einen Adressaten: «free west, fuck the intolerant muslims und all das andere Gesochs.» Über den US-Präsidenten: «Mein Vorschlag. Friedensnobelpreis für Trump. Und ibama wieder wegnehmen.» Über den Zustand seines Landes: «Kollektiver Verstandes Verlust. Das absolute scheitern der Eliten.» Und sein berühmtestes *quote* war orthografisch auch nicht ganz lupenrein: «Die oisis sind entweder Kommunisten oder faschisten.»

Als lockerer helvetischer Journalist könnte man dazu sagen: Na ja, vielleicht war da mal ein Glas Rotwein zu viel im Spiel. Für einen strammen deutschen Journalisten ist solche Nachsichtigkeit natürlich inakzeptabel. Für ihn handelt es sich, wie immer, um einen unerhörten Jahrhundertskandal.

Döpfners Verhalten ist gut erklärbar durch seine selbstgewählte Doppelrolle. Zum einen markiert er in der Branche immer mal den Aussenseiter, der sich und seinem Unternehmen einen nonkonformen Blick bewahrt. Zum anderen will er ebenso gern zum Elitekreis der Unternehmer dazugehören, zu dem er durch seine Position ohnehin gehört. Bis 2022 war er etwa, durchaus geschmeichelt, Präsident des deutschen Verlegerverbandes. In allerlei gehobenen Vereinen und Verwaltungsräten sitzt er seit je ebenso gerne ein.

Im Dilemma zwischen Widerstand und Anpassung hat sich Döpfner zuletzt für die Anpassung entschieden. Er hat einen Kniefall für seine frechen Sprüche hingelegt. «Ich bitte um Entschuldigung dafür», sagte er, «dass ich mit meinen Worten viele gekränkt, verunsichert oder verletzt habe.»



Widerstand und Anpassung: Manager Döpfner.

Es war das klassische Ritual der schnell-drehenden Mediengesellschaft. Der angeklagte Bösewicht klopft sich, mea culpa, an die Brust, nimmt dadurch Dampf aus dem Kessel, dann noch eine letzte, fette Schlagzeile, und die Journalistengilde kann sich per sofort auf den nächsten Jahrhundertskandal stürzen.

Dasselbe Muster hatten Döpfner und sein Verlag in eigener Sache auch schon im Herbst 2021 vorgelegt.

Alltägliche Intrigengeschichte

Bild-Chefredaktor Julian Reichelt hatte damals die Schlagzeilen gestürmt. Er hatte sich immer mal wieder mit jüngeren Journalistinnen und Volontärinnen seiner Redaktion vergnügt. Die hatten zwar nichts dagegen, aber das Brandzeichen von «Machtmissbrauch» stand dennoch lodern an der Wand.

Döpfner zögerte erst, doch dann liess er Chefredaktor Reichelt fallen wie eine heisse Kartoffel.

Damit zerbrach eine langjährige Männerfreundschaft. Nachdem die heisse Kartoffel entsorgt war, schob der Springer-Verlag eine der üblichen Abbitten nach.

Vielleicht war es eine Abbitte zu viel.

Einiges deutet nun darauf hin, dass die von der *Zeit* publizierte Privatkorrespondenz Döpfners aus der Quelle des geschassten Chefredaktors Julian Reichelt stammen könnte. Etliche der veröffentlichten Kurznachrichten Döpfners waren direkt an Reichelt gerichtet – wer sonst sollte sie kennen?

Wenn es so ist, dann ist es eine richtig schöne Medienstory. Ein Verlagschef feuert einen Chefredaktor, weil er bei ihm privates Fehlverhalten vermutet. Der Chefredaktor rächt sich, indem er bei seinem Verlagschef privates Fehlverhalten vermutet. Es wäre eine alltägliche Intrigengeschichte.

Für die Medienbranche ist es natürlich ein Jahrhundertskandal.

Patrioten-Ballett

Nicht nur im Fussball wirkt ein neuer Pass als Raumöffner. Aber hier besonders.

Peter Hartmann

Jakobinische Eiferer des linken Wochenblatts *Woz* haben den Mann aus Schenkon LU, den Fernsehreporter Sascha Ruefer, als Rassisten angeprangert, weil er in einem ohnehin weggeschnittenen Statement zu einer Dokumentation über die Schweizer Fussball-Nationalmannschaft eine sarkastische Bemerkung über den Captain Granit Xhaka fallen liess: «Er ist vieles, aber kein Schweizer.»

In diesem Urteil, das Ruefer so nicht mehr gelten lässt, steckt auch der Wahrheitskern von Xhakas Zerrissenheit, von seinen ihm auferlegten und auch von seinen selbstgewählten Rollen, die er gleichzeitig durchlebt.

Granit und Taulent

Er ist in Basel zur Welt gekommen. Aber seine Lippen bleiben beim Schweizerpsalm geschlossen. Er ist Muslim. Für wen er während der Hymne die Hand aufs Herz legt, scheint klar, bei 113 Länderspielen im Dienste der Schweiz. Aber Xhakas Vaterland bleibt, wörtlich, seines bewunderten Vaters Land, der den Krieg erlebte: das Kosovo, der unlöschbare Konfliktherd zumindest für die Generation Xhaka. Er macht, trotz seines als schwierig wahrgenommenen stolzen oder egomanischen Charakters, manches richtig. Die Bilderbuchkarriere und viel Geld bei Arsenal London. Er engagiert sich, mittlerweile als Captain und nicht immer gentlemanlike, für die Nationalmannschaft. Er bekennt sich zu diesem idealistischen Traum, dass eines Tages das Kosovo als unabhängiges, freies Land existiert. Die kosovarische Diaspora der Geflüchteten und Ausgewanderten liebt und verehrt ihn als Helden. Damit wird er zur politischen Figur, mit jeder Faser.

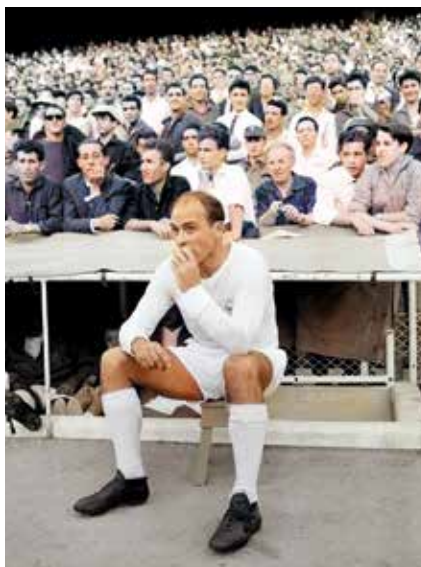
Dafür verdient Granit Xhaka Respekt. Sein älterer Bruder Taulent hat sich für Albanien Pass und Nationalmannschaft entschieden. Ihn lässt man in Ruhe.

Roger Federers Mutter Lynette ist ursprüngliche Südafrikanerin, Martina Hingis kam als Tschechoslowakin in die Schweiz. Der Doppelbürger Ignazio Cassis gab seine italienischen Papiere erst zurück, als er für den Bundesrat

kandidierte. Sie haben alle kein Identitätsproblem. Aber Fussballer ticken möglicherweise anders. Der Pass ist für sie auch ein Chancenöffner.

Ivan Rakitic ist vier Jahre älter als Xhaka und schweizerisch-kroatischer Doppelbürger. Geboren in Rheinfelden AG und Junior des FC Basel, wie Xhaka, durchlief er sämtliche Schweizer Nachwuchs-Nationalteams, aber als er neunzehn wurde, rief der kroatische Nationalcoach Slaven Bilic schneller bei ihm an als sein zögerliches Schweizer Pendant Köbi Kuhn. Nach der Weltmeisterschaft 2014 bot ihm der FC Barcelona die Bühne zur grossen Karriere (er stand damals noch beim FC Sevilla unter Vertrag).

Schon in der ersten Saison mit Barça gewann Rakitic das Triple Meisterschaft, Pokal und Champions League. Und er hatte das Privileg, fünf Jahre als unermüdlicher Ballschlepper mit dem genialen Lionel Messi zusammen zu spielen, der ihn auch als privaten Freund sehr schätzt. An der WM 2018 scheiterte Rakitic mit Kroatien erst im Final an Frankreich. Als erster (halber) Schweizer im Endspiel, aber hierzulande wird er eher als Fahnenflüchtling betrachtet.



Argentinien, Kolumbien, Spanien:
Alfredo Di Stéfano in Madrid, 1964.

Das bürokratische Passspiel haben die Italiener erfunden, nicht nur den Catenaccio; schon immer waren sie schlauer als die andern bei der Auslegung von Reglementen und Gesetzen. Die Klubs lockten nach dem Zweiten Weltkrieg, mit dem Duft von Ruhm und hohen Gagen, Spieler aus Südamerika mit italienischen Wurzeln,

Übrigens: Sascha Ruefer, der Mann aus Schenkon, hat eine slowenische Mutter.

sogenannte *oriundi*, Nachkommen von Auswanderern. Die Serie A beschäftigte eine veritable Fremdenlegion, die Nationalmannschaft profitierte von Ausnahmekönnern wie José Altafini (Brasilien), Omar Sivori (Argentinien) und Alberto Schiaffino (Uruguay).

Schon vor 115 Jahren spaltete sich im Mailänder Ristorante «L'Orologio» die Internazionale vom Platzhirsch AC Milan ab und hat bis heute die Etikette als der fortschrittlichere Klub bewahrt, der Grossbürgertum wie Intellektuelle anzieht: Inter öffnete sich damals erstmals auch für Ausländer.

Reisläufer aus Osteuropa

Alfredo Di Stéfano, laut Augenzeugen wie dem früheren Fifa-Präsidenten Sepp Blatter der beste Fussballer aller Zeiten, war Argentinier mit einem italienischen Vater und einer französisch-irischen Mutter, spielte für Argentinien, danach kurz für Kolumbien und schliesslich als Star von Real Madrid für Spanien. Aber auch aus Osteuropa strömten Reisläufer in die Fussballmetropolen. Ladislav Kubala, ein Slowake, trug nacheinander das Trikot der Tschechoslowakei, das Ungarns und das Spaniens. Nach dem gescheiterten Aufstand in Ungarn von 1956 sprang die ganze Nationalmannschaft ab. Der ehemalige Armeemoffizier Ferenc Puskás, nun ebenfalls mit spanischem Pass, wurde an der Seite des Weltbürgers Di Stéfano zur unvergleichlichen Angriffswaffe Real Madrids.

Übrigens: Sascha Ruefer, der Mann aus Schenkon, hat eine slowenische Mutter.

Wer zu spät kommt, den bestraft der Wähler

An der AfD führt – zumindest im Osten – kein Weg mehr vorbei.



Rund zwei Monate ist es her, dass Julian Reichelt's Kurzdokumentation «Der Aufstand» über das Dorf Upahl in Mecklenburg-Vorpommern im Netz die Runde machte. In dem kleinen Ort ohne nennenswerte Infrastruktur oder gar Ausgahmöglichkeiten sollten bis zu 500 Asylbewerber untergebracht werden – bei gerade mal 500 Einwohnern. Upahl wurde zum Sinnbild einer völlig kopflosen Asylpolitik, die geradewegs in die zweite Flüchtlingskrise seit 2015 führte. Kommunen ächzen, von Integration kann schon lange keine Rede mehr sein. Die Bundesinnenministerin verkündet, dass es keine Obergrenze für Menschlichkeit gebe, und behauptet, dass noch immer acht von zehn Flüchtlingen aus der Ukraine kämen. Eine glatte Lüge.

Für viele Bürger, insbesondere in Ostdeutschland, scheint es jedoch sehr wohl eine Grenze der Belastbarkeit zu geben. Das konsequente Ignorieren jedweder infrastruktureller und auch kultureller Kapazitäten auf Seiten der Regierung trägt mittlerweile auch dort Früchte, wo man, um es im Jargon des ehemaligen Bundespräsidenten Joachim Gauck zu sagen, bis dato immer noch ein wenig «Hellddeutschland» vermutete.

Nun steht die AfD auch in Mecklenburg-Vorpommern bei 25 Prozent und damit nur noch drei Prozentpunkte hinter der SPD, die als (noch) stärkste Kraft auf 28 Prozent kommt. Vor einem Jahr kamen die Blauen hier noch auf 18 Prozent und damit auf sieben Prozentpunkte weniger als jetzt.

Die Spontan-Nazifizierung im Osten schreit voran, würde man wohl bei Grünen und SPD

analysieren. Die Zusammenhänge von Ursache und Wirkung möchte man auch im Jahr acht nach der ersten grossen Flüchtlingskrise und mitten in der zweiten grossen Migrationswelle nicht sehen. «Die Osis sind entweder Kommunisten oder Faschisten. Dazwischen tun sie es nicht», wurde kürzlich erst Springer-Chef Mathias Döpfner zitiert. Ganz so einfach ist es dann doch nicht, auch wenn das Kopf-an-Kopf-Rennen von Linkspartei und AfD in Bundesländern wie Thüringen auf den «Wessi» durchaus eine befremdliche Wirkung hat.

Wahrscheinlicher ist, dass sich viele ostdeutsche AfD-Wähler lieber einmal mehr in der Wahlkabine die Nase zuhalten, als sich Zustände wie in Westdeutschland aufzubürden. Migration ist hier das Stichwort, aber auch andere Themen wie der grüne Ökosozialismus bescheren der AfD Zulauf. Für den Erfolg der Partei zählt nicht, was sie selbst

Für den Erfolg der Partei zählt nicht, was sie selbst tut, sondern das, was die anderen tun oder nicht tun.

tut oder wen sie als Kandidaten aufstellt, sondern das, was die anderen tun oder nicht tun. Es gibt sie sicherlich, die überzeugten AfD-Wähler, aber vor allem auch den Protestwähler, den verzweifelten Bürger, für den es keine wirkliche konservative und liberale Alternative mehr gibt.

Im Osten ist die AfD längst Volkspartei. In Thüringen und Brandenburg sind die Blauen

stärkste Partei. In Sachsen, Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern zweitstärkste. Das sind Realitäten, mit denen sich die anderen Parteien auseinandersetzen und auf die sie Antworten werden finden müssen.

Insbesondere bei der CDU hat man es jahrelang versäumt, der AfD durch konsequente konservative Politik das Wasser abzugraben. Bei den grossen Themen Migration, Klima, aber auch Genderideologie zog man es aus purer Feigheit vor, sich jenen anzubiedern, die einen ohnehin nicht wählen, statt Politik für die eigene Wählerschaft zu machen. Nur werden Wahlen eben nicht durch die Gunst der linken Twitter-Bubble gewonnen, und wenn das Vertrauen erst einmal weg ist, dann ist sehr schwer zurückzuerlangen. Die Zeiten, in denen man die AfD noch durch gute Politik hätte marginalisieren können, sind endgültig vorbei. Ignoriert man die AfD weiter, wird sich das Problem in den nächsten Jahren verschärfen.

Die Frage, wie man gegen eine Partei anregiert, die in einigen Bundesländern stärkste Kraft ist, sollte man sich, angesichts der selbst errichteten Brandmauer, besser jetzt als einen Tag vor der jeweiligen Landtagswahl stellen. Auf welche Koalitionen soll es im Osten hinauslaufen, wenn man anstrebt, die AfD weiterhin aussen vor zu lassen? Möchte die CDU künftig mit der Linkspartei und den Grünen zusammen gegen die Blauen regieren? Dann steht die AfD bei der übernächsten Wahl bei 40 Prozent und die CDU bei 10 – wenn sie Glück hat.

Der kaukasische Teufelskreis

Der Ukraine-Krieg hat Folgen im Kaukasus. Dort entflammt ein jahrzehntealter Konflikt neu. Während Russlands Militärkräfte im Donbass gebunden sind, stösst Aserbaidschan in Armenien vor.

Luca Steinmann

Eriwan

Der russische Offizier, der am Checkpoint am Dorfeingang von Shurnukh nach Dokumenten fragt, trägt eine Kalaschnikow über der Schulter. Sein Gesicht ist von einer Sturmhaube verdeckt. Einige Meter hinter ihm stehen russische Soldaten in dichtem Nebel neben einem gepanzerten Militärfahrzeug. Unweit davon weht eine hohe blau-rot-grüne Flagge Aserbaidschans mit dem Halbmond über einer Zeile zerstörter Häuser.

Die Häuser waren einst von Armeniern bewohnt. Nach dem Vorstoss der Aserbaidschaner flüchteten die ehemaligen Bewohner in den oberen Teil des Dorfes, der unter der Kontrolle Eriwans geblieben ist. Hier haben die armenischen Soldaten Befestigungen in den Felsen gegraben, auf denen ein grosses Kreuz steht, das auf den Feind herabblickt. Russische Soldaten kontrollieren die Trennungslinie zwischen den beiden verfeindeten Lagern.

Massenflucht der Bevölkerung

Shurnukh ist ein Dorf mit wenigen Einwohnern und steht genau auf der Grenze zwischen Armenien und Aserbaidschan. Beide Seiten beanspruchen seine Kontrolle. Auf der ganzen Kontaktlinie zwischen den zwei Ländern kommt es bereits fast täglich zu bewaffneten Auseinandersetzungen mit mehreren Toten und Verwundeten. «Die Spannung war noch nie so hoch», sagt eine hochrangige armenische Regierungsquelle, «wir erwarten jeden Moment, dass Aserbaidschan uns angreift. Wir Armenier sind ein Kollateralschaden des Ukraine-Kriegs.»

Die seit mehr als dreissig Jahren andauernde Krise zwischen Armenien und Aserbaidschan eskalierte im Jahr 2020, als die aserbaidschanische Armee mit militärischer Unterstützung der Türkei Bergkarabach angriff, eine umstrittene Grenzregion unweit von Shurnukh, die völkerrechtlich zu Aserbaidschan gehört, damals aber ausschliesslich von Armeniern bewohnt und von Eriwan kontrolliert worden war.

Durch ihren unerbittlichen Vormarsch zwingen aserbaidschanische Soldaten Armenien zur Unterzeichnung eines Friedensabkommens,



Vom Feind umzingelt: Eriwan mit Berg Ararat.

das die Überführung eines grossen Teils Bergkarabachs unter aserbaidschanische Kontrolle festschrieb und eine Massenflucht der Bevölkerung auslöste. Der einzige Teil, der in armenischer Hand blieb, ist die Stadt Stepanakert und ihre Umgebung, die zu einer Enklave geworden ist. Dort leben bis heute 120 000 Armenier in einer sehr schwierigen humanitären Situation. Vom Feind umzingelt, können sie jetzt Armenien nur über eine von aserbaidschanischen Streitkräften umgebene Route erreichen: den Latschin-Korridor, der gemäss dem Friedensabkommen von ein paar tausend russischen Soldaten kontrolliert wird. Diese sollen dafür sorgen, dass der Verkehr von Menschen

Russische Soldaten kontrollieren die Trennungslinie zwischen den beiden verfeindeten Lagern.

und Gütern und der Schutz der in Bergkarabach verbliebenen Armenier garantiert bleiben.

und Gütern und der Schutz der in Bergkarabach verbliebenen Armenier garantiert bleiben.

In den letzten zweieinhalb Jahren hat sich die Lage drastisch verschlechtert. Dafür gibt es zwei Gründe: erstens die Fragilität Armeniens, das militärisch durch den Krieg geschwächt ist und durch innenpolitische Auseinandersetzungen aufgerieben wurde. Zweitens die Zurückhaltung Russlands, das mit Armenien verbündet ist, aber dessen militärische Kräfte und politische Konzentration auf die Ukraine fokussiert sind.

Dies nutzt Aserbaidschan aus und hat damit begonnen, nicht nur die Kontrolle über ganz Bergkarabach, sondern auch über grosse Teile Armeniens, einschliesslich der Hauptstadt Eriwan, für sich zu beanspruchen. Nun fordert Baku eine durch Südarmenien führende exterritoriale Verbindung zur Türkei namens Sangesur-Korridor. Eriwan verweigert die Eröffnung einer solchen Strasse, die das armenische Staatsgebiet durchtrennen und Armenien von seinem südlichen Nachbarn Iran abschneiden würde.

Die Spannung ist derart gestiegen, dass es wiederholt zu militärischen Auseinandersetzungen kam. Im Mai und November 2021 sowie im September 2022 griffen Bakus Soldaten nicht nur Bergkarabach, sondern direkt Armenien an und eroberten Gebiete in drei seiner anderen Grenzregionen. Aserbaidschan hält seitdem an mehreren Stellen insgesamt 150 Quadratkilometer armenisches Territorium besetzt und hat dort Militärstellungen errichtet. Wenn man auf der Strasse fährt, die vom Latschin-Korridor Richtung Süden verläuft, kommt man durch eine stille Front. Die armenischen Schützengräben sind auf der linken Seite, rechts sieht man die aserbaidschanischen Posten. Die Soldaten beider Seiten beäugen sich gegenseitig, beide sind zum Krieg bereit.

Der Höhepunkt der Spannungen wurde im Dezember 2022 erreicht, als eine Gruppe von selbsternannten Klimaaktivisten, die in Wahrheit von Baku kontrolliert wurden, den Latschin-Korridor besetzte, den Verkehr blockierte und die Armenier von Bergkarabach vollständig isolierte. Wieder greifen die Russen nicht ein. 120 000 Menschen sind daher in Stepanakert ge-

strandet, es mangelt an Lebensmitteln, Medikamenten, Gas und Benzin.

Marut Vayan ist ein vierzigjähriger Journalist aus Stepanakert. Er rief uns nachts an, in einem Moment, als er Strom hatte. «Alle drei Stunden wird er abgeschaltet», sagt er, «die Generatoren erreichen uns aus Armenien nicht mehr. Beim Blick aus dem Fenster ist alles dunkel und verlassen. Die einzigen Lichter kommen aus den von Aserbaidschan kontrollierten Gebieten in den Hügeln um uns herum.»

Passive Rolle Moskaus

In seiner Nachbarschaft gab es sieben Lebensmittelgeschäfte. Heute sind sie fast alle geschlossen, die wenigen noch offenen sind halb leer, ebenso die Apotheken. Die einzigen verfügbaren Produkte werden gelegentlich von den Russen und dem Internationalen Roten Kreuz eingeführt. Die Preise für Medikamente sind um das Siebenfache gestiegen.

«Wir sind psychisch zerstört», erklärt Vayan, «wir fühlen uns wie Tiere in einem Labor, in dem Aserbaidschaner beobachten, wie lange sie es unter misslichsten Verhältnissen aushalten

Aserbaidschans Präsident Alijew sieht eine historische Chance. Seine Töne werden immer kriegerischer.

können. Wir fühlen uns gedemütigt. Es ist unmöglich, so zu leben.» Wenn Aserbaidschan auch Stepanakert angreifen und erobern sollte, könnte die gesamte derzeitige Bevölkerung zur Flucht gezwungen und in Bergkarabach jede armenische Präsenz getilgt werden. Viele befürchten, dass es jetzt nur noch eine Frage der Zeit ist.

Die passive Rolle Russlands stösst die Armenier vor den Kopf. So hat Moskau nicht bloss auf militärische Schützenhilfe verzichtet; Moskau hielt sich auch mit Kritik an Aserbaidschan weitgehend zurück. Eigentlich hatten die Armenier erwarten dürfen, dass ihnen Russland in dem eskalierenden Konflikt beisteht. Russland und Armenien sind seit 1992 durch eine formelle Allianz vereint, welche bei einem Angriff von Dritten gegenseitige Bündnistreue festschreibt.

Dass Russland die Unterstützung unterlassen hat, hat nicht nur damit zu tun, dass Russlands Waffen im Ukraine-Krieg gebunden sind. Aserbaidschan befindet sich heute dank der Sanktionspolitik des Westens in einer Position ausserordentlicher Stärke. Baku pflegt sowohl mit Moskau als auch mit der EU (und der Schweiz) eine strategische Partnerschaftsrolle. Seitdem der Westen wegen der Sanktionen keine Kohlenwasserstoffe von Russland mehr kaufen kann, ist die Lieferung aus Aserbaidschan lebenswichtig geworden. Am 11. Juli 2022 unterzeichnete die Präsidentin der Europäischen Kommission, Ursula von der Leyen, mit dem aserbaidschanischen Präsidenten Ilham Alijew

eine Absichtserklärung zur Verdoppelung der Gasexporte aus Aserbaidschan in die EU. Gleichzeitig zeigen mehrere Berichte, dass auch die russische Gazprom kürzlich einen Vertrag mit Socar in Aserbaidschan über die Lieferung von einer Milliarde Kubikmeter Gas abgeschlossen hat. Kurzum: Wegen des Krieges ist Aserbaidschan ein wichtiger Handelspartner geworden, Verlierer dieser Handelsbeziehungen sind die Armenier.

Aserbaidschans Präsident Alijew sieht eine historische Chance, mit Druck mindestens seine Forderungen in Bezug auf Armenien und Bergkarabach durchzusetzen. Seine Töne werden immer kriegerischer, und in den letzten Stun-

den meines Aufenthalts häuften sich aserbaidschanische Militärfahrzeuge entlang der Kontaktlinie. Die Invasion könnte jeden Moment beginnen. Das kleine Grenzdorf Sotk ist von hohen Bergen umgeben. Wenn der Nebel verschwindet, kann man dort die aserbaidschanischen Militärstellungen sehen. «Die Türken», so nennt man die Aserbaidschaner abschätzig im Dorf, seien zum Angriff bereit. Bereits im Jahr 2022 haben sie das Dorf zerbombt, viele Trümmer liegen noch am Boden.

Luca Steinmann ist ein schweizerisch-italienischer Journalist. Letztes Jahr erhielt er den «Premiolino», einen der wichtigsten Journalistenpreise Italiens, für seine Berichterstattung aus dem Donbass.

GESCHICHTE

Verkeilt im Kaukasus

Der jahrhundertealte Konflikt zwischen Armenien und Aserbaidschan trat nach der Auflösung der Sowjetunion in seine jüngste Phase. Die beiden neuen Staaten waren bevölkerungsmässig nicht scharf getrennt. Wichtige Teile der armenischen Bevölkerung lebten in Aserbaidschan und umgekehrt. Besonders heikel war die Lage im Grenzgebiet Bergkarabach, das von einer grossen armenischen Mehrheit bewohnt, aber von Stalin der Gerichtsbarkeit der sozialistischen Republik Aserbaidschan unterstellt worden war. 1989 waren von den etwa 188 000 Menschen in Bergkarabach 73,5 Prozent armenischer Herkunft, 25,3 Prozent Aserbaidschaner. Während der Auflösung der Sowjetunion beanspruchte Armenien die Kontrolle über Bergkarabach, und die Gewalt zwischen Armeniern und Aserbaidschanern brach aus. Tausende aserbaidschanische Staatsbürger wurden aus Armenien und Bergkarabach vertrieben und mussten

nach Aserbaidschan fliehen. Dort wiederum kam es zu Pogromen gegen armenische Einwohner, welche die Flucht ergriffen. So fand ein enormer Bevölkerungsaustausch statt, im Zuge dessen viele Flüchtlinge und Zivilisten getötet wurden. Die Präsenz von Aserbaidschanern in Armenien und Bergkarabach erlosch ebenso wie die armenische Präsenz in Aserbaidschan.

1992 brach zwischen Armenien und Aserbaidschan ein offizieller Krieg um die Kontrolle von Bergkarabach aus, der 1994 endete. Die Armenier besetzten den grössten Teil der aserbaidschanischen Bezirke Agdam, Cudradli, Füzuli, Kalbacar, Lacin, Qubadli und Zangilan ausserhalb von Bergkarabach. In diesen Gebieten kam eine de facto von Armenien kontrollierte selbsternannte Republik an die Macht. Nach internationalem Recht wurden diese Gebiete jedoch weiterhin als Teil Aserbaidschans betrachtet.

Von 1994 bis 2020 kam es zu wiederholten Waffenstillstandsbrüchen und zahlreichen bewaffneten Auseinandersetzungen, ohne dass sich die Grenzen wesentlich veränderten. Luca Steinmann



Bewaffnete Auseinandersetzungen und Waffenstillstandsbrüche.

Boykottiert den Rundfunk

Das heutige Mediensystem ist der Dreh- und Angelpunkt der Macht. Wieso bezahlen Sie für Lügen, Werbung und Propaganda?

Milosz Matuschek

Vor kurzem ging ein Text der Deutschen Presse-Agentur durch die Medien, den gut 200 Mainstream-Plattformen willfährig teilten, mit der immer ähnlich lautenden Überschrift: «Warum Querdenker meinen, recht gehabt zu haben». Diese hatten zwar tatsächlich mit sehr vielem recht (womit eigentlich nicht?), aber im Artikel erfahren wir, dass dies im Nachhinein schlecht war, weil beispielsweise die Skepsis gegenüber der Impfung auf Bauchgefühl beruhte und nicht auf Daten und Fakten, während die Impfbefürwortung des Mainstreams auf, nun ja, reinem Opportunismus und Unterwürfigkeit beruhte, obwohl die Datenlage für die Impfung gruselig war. Will heißen: besser irren auf der (pseudo)wissenschaftlichen Grundlage des Mainstreams als intuitiv und auf Erfahrung gestützt richtigliegen.

Hochfinanzierte Pressesekte

Wer sich noch fragte, wie die Aufklärung des Corona-Unrechts in den Medien vorangeht, darf darin ein Zeichen der Zeit erkennen: Es braucht immer mehr propagandistischen Aufwand, um die Autosuggestion der eigenen Unfehlbarkeit aufrechtzuerhalten. Wenn das so weitergeht, werden die Diffamierungsetiketten à la Querdenker, Covidioten, Esoteriker, Anthroposophen und Reichsbürger schon bald die informellen Ehrentitel der Zukunft sein, gestanz von einer Branche, die sich gefühlt (ganz nach Bauchgefühl, versteht sich!) selbst mehr Preise verleiht, als sie Mitarbeiter hat. Der Immunologe Kay Klapproth hat daraufhin in einem bemerkenswerten Leserbrief dargelegt, vor welchen Schäden ihn sein Bauchgefühl bereits bewahrt hat. Es darf hiermit als amtlich gelten: Die grösste Desinformationsmaschine war in den letzten drei Jahren der Medien-Mainstream, der sich zu einem Unfehlbarkeitskult, einer hochfinanzierten Pressesekte und einem Wahrheitsministerium nach bester orwellscher Manier herausgebildet hat.

Doch wundert es uns wirklich noch, dass im Mainstream Desinformationspolitik statt In-

formation und Aufklärung betrieben wird? Gesundheitspolitik macht krank, Geldpolitik macht arm, Erinnerungspolitik macht vergessen, Friedenspolitik führt dauernd Krieg, Philanthropen sind Menschenhasser, Diversity ist Eindimensionalität, Frauen tragen Schnurr-



«Sie können Unschuldige für schuldig erklären»: Bürgerrechtler Malcolm X.

bart und Männer Röcke, der Arbeitsplatz der Zukunft wird Hausarrest im Home-Office ähneln, mit punktuellen Freigang bei guter Führung, aber man ist ja abgelenkt von Metaverse & Videospiele, von billigen Dopaminen durch Pornokonsum und legalisierte Drogen. Huxley & Orwell haben schon jetzt in Kombination auf schaurige Weise recht gehabt: Die meisten Menschen werden mitmachen bei einer vermeintlichen «Diktatur ohne Tränen».

Mainstream-Medien von heute sind ein *variété de l'absurdité*. Mediale Gatekeeper sind moder-

ne Schwarzmagier. Je mehr Macht sie haben, die Wirklichkeit zu verdrehen, desto mehr Geld zahlt man ihnen, um genau das zu tun. Die Spitze im Journalismus verdient mehr als Kanzler und Staatsoberhäupter. Dabei sind sie ein *one-trick pony*, und das seit 2500 Jahren, wenn man

Platons Höhlengleichnis heranzieht. Ihre Aufgabe ist es, die flackernden Projektionsbilder an der Wand als Realität zu verkaufen. Platon hat hellsichtig das moderne Mediensystem beschrieben: die Matrix der Wirklichkeit als Illusionsveranstaltung. In der Masse, wie die Realitätsvermittlung ein Fake ist, kann die darauf beruhende Demokratie auch nur eine Fassade sein. Der Journalist Joseph Pulitzer hat recht behalten: «Eine zynische, käufliche, demagogische Presse wird mit der Zeit ein Volk erzeugen, das genauso niederträchtig ist wie sie selbst.»

Lehren von Bertolt Brecht

Was tut man gegen eine solche Presse? Ihre Lügen sind dokumentiert. Die Hetze gegenüber Andersdenkenden ebenfalls. Die Gleichschaltung sehen wir jeden Tag. Sie sind für jeden Krieg. Sie lecken noch jeden Stiefel für Geld, sie inthronisieren Scharlatane wie Bill Gates und Karl Lauterbach, sie kungeln willfährig mit Regierungen, wie in der Schweiz während Corona. Der einstige Hauptleitartikler der *New York Times*, John Swinton, hat vor 150 Jahren Journalisten als «intellektuelle Prostituierte» beschrieben. Im Fall des öffentlich-rechtlichen Journalismus ist die «presstitute» ein Feudalherr, der seinem Zuschauervasallen per Zwangsgebühr in die Tasche greift, sich fürstliche Pensionen und Ausschweifungen (siehe RBB) gewährt und Millionen in Kampagnen auf Social Media pumpt, die man vor dem Gebührenzahler verheimlicht. Dagegen soll was genau helfen? Bettelei um Teilhabe? Um eine Sendung mit Ausgewogenheit? Um etwas Dialog und Transparenz? Was wäre das andere als, Pardon, Arschkriecherei bei einem Feudalherrn? Eine putzige Idee.

«Die dümmsten Kälber wählen ihre Metzger selber», heisst ein bekanntes Zitat von Bertolt

Brecht. Man müsste ergänzen: «Die noch dümmen Kälber bezahlen ihre Metzger auch noch.» Die Bevölkerung hat jedes Recht zum Widerstand gegen alle, die eine Umkehrung der Realität durch manipulative Propaganda betreiben. *Defund the police?* Ich sage: *Defund disinformation!* Zerbrechen wir den Glaspalast der Vexierbilder, die Matrix des Spiegelkabinetts. Kein Geld mehr für Propagandaministerien! Es gibt kein Recht auf Bezahlung für Lug und Trug. Der öffentlich-rechtliche Rundfunk in Deutschland verlangt schon nach der nächsten Gebührenerhöhung. Das Propaganda-Monster hat ständig wachsenden Hunger. Bald sollen es zehn Milliarden im Jahr sein. Zehn Milliarden für etwas Fussball, Fernsehgarten, Desinformation, Vertuschung, inkompetentes *fact-checking*, Transideologie und Gendersternchen-Bullshit.

Man kann realistischere Aufklärung von Fehlern von einer Institution verlangen, die sich selbst für unfehlbar hält. Der Bürgerrechtler Malcolm X hat die Medien zu Recht als mächtigste Institution der Welt bezeichnet: «Sie kön-

Wo bleibt der Aufschrei, dass Assange seit vier Jahren für die Aufdeckung der Wahrheit im Gefängnis sitzt?

nen Unschuldige für schuldig und Schuldige für unschuldig erklären.» Wo bleibt der Aufschrei, dass Julian Assange seit vier Jahren für die Aufdeckung der Wahrheit unschuldig im Gefängnis sitzt? Wo bleibt der #MeToo-Aufschrei, wenn Joe Biden notorisch vor laufender Kamera Kinder begrepscht? Wann sprechen wir über die prominenten Namen aus dem Adressbüchlein des bekanntesten Pädophilen der Welt, Jeffrey Epstein? Diese Namen sind für jedes Kind ungefähr so leicht zu finden wie Druckfehler in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

Komplizenschaft und Mitläufertum

Effektiver Widerstand kann nur dort Sinn machen, wo er etwas verändert. Der Ausstieg des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit führt über die Abschaffung derjenigen, die davon leben, dass sie andere unmündig halten. Hören wir auf, den öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu bezahlen. Stornieren wir die Zahlungsaufträge an mediale Gaukler und Falschmünzer. Das Mediensystem ist der Dreh- und Angelpunkt der Macht. Wer dieses Mediensystem noch mit Zahlungen unterstützt, macht sich mitschuldig durch Komplizenschaft und Mitläufertum. Und zwar durch Finanzierung von Informationsterrorismus.

Holen wir uns die Realität zurück. Jetzt.

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er den *Spiegel*-Bestseller «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty, 2022).

BASIEREND AUF WAHREN BEGEBENHEITEN

Der ukrainische Winzer, der Federer im Tennis schlug

Ein Tropfen aus Blut, Schweiß, Tränen – und Gold!

Tom Kummer

Samstagabend. Besuch in meiner rot-grünen Wohlfühlloase. Eine riesige Altbauwohnung. Kalt wie ein Kühlschrank. Sparmassnahmen! Was mit der Menge an konsumiertem Wein kompensiert wird.

Ein Dutzend Weinsnobs sitzt an einem langen Holztisch. Flasche um Flasche nachhaltiger Bioweine machen die Runde. Es wird viel über Wein gequatscht. Weinliebhaber-Talk. Viele haben sich hier über die Jahre eine beachtliche Expertise angetrunken. Darunter meine Sitznachbarin, die jetzt behauptet: «Der hier, Tom, der Tropfen ist was ganz Besonderes, da steckt eine unfassbare Ausgewogenheit drin, der wird dir die Augen öffnen ...» Und sie will jetzt, dass ich die Augen schliesse, während ich «teiste».

Nur kurz kann ich noch die Etikette erkennen, bevor ich das Weinglas an den Mund setze. Es zeigt einen Tennisspieler beim Aufschlag!

Säure, Dichte, Transparenz

«*Nid bschiisse*, Tom!» Die junge Frau drückt jetzt ihre warmen Hände auf meine Augen, während edles Rot durch meine Mundhöhlen schaukelt. Sofort sinke ich ins Innere eines geheimnisvollen Tropfens, spüre Säure, Dichte und Transparenz, sehe jetzt sogar durch den Wein hindurch, wie bei einem klaren Fluss, erkenne Kieselsteine, tiefer gelegene Strömungen, Gräser, schaue bis hinunter auf den Grund und entdecke plötzlich meine Vorstellung eines perfekten Weins. Wow!

Ich blinzele jetzt unbemerkt durch die langen, zarten Finger. Halte die Spannung nicht mehr aus. Vor mir auf dem Tisch steht eine Traumnovelle! «*Ace by Stakhovsky*» steht auf dem Label. Ein Merlot. «Product of Ukraine».



Wein siegt immer.

Kann es sein? Wein vom besten ukrainischen Tennisspieler aller Zeiten, Sergiy Stakhovsky? Der Typ, der unseren Roger Federer am 26. Juni 2013 in der zweiten Runde von Wimbledon besiegte? Du hast es erfasst, Tom.

Werde jetzt von den Weinsnobs gefeiert, die mir sofort die Story hinter diesem Tropfen erzählen möchten. Im Jahr 2015 erhielt Stakhovsky die Gelegenheit, einen Weinberg im westlichsten Teil seiner Heimat zu übernehmen. Seit er sich bei einem Turnier in Bordeaux den Weinliebhabervirus eingefangen hatte, träumte er vom eigenen Weinberg. Der befindet sich in Transkarpatien, hat Reben, die auf Hügeln mit einer Höhe von fünfzig bis 200 Metern wachsen. Diese Hügel sind die Fussstapfen der Karpaten, die das Grundstück vor Kältefronten aus dem Osten schützen. Und

jetzt kommt es: Die Reben wurzeln im Gold! Wusste ich's doch. Nur wenige hundert Meter vom Rand des Anwesens entfernt befindet sich nämlich die einzige in Betrieb befindliche Goldmine der Ukraine.

Seit der russische Angriff auch inmitten von Anbaugebieten tobt, hat sich dieser Stakhovsky, der unseren Roger besiegte, dem Kampf gegen Russland angeschlossen. Zum Schutz der Weinberge! Und als mir die Weinliebhaberin mit den zarten Fingern jetzt das nächste Glas füllt und dabei ihre Augen leicht tränen, sagt sie noch: Nun fragen sich die Militärexperten, wieso Russland seit dem Angriff auf die Ukraine eine sechsstellige Zahl von Soldaten verloren hätten? Ist doch klar. Weil sie zu viel Wodka saufen. Wein siegt immer!

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern und literarischer Korrespondent der *Weltwoche*. Er war Schweizer Juniorenmeister im Tennis und zählt bis heute zu den besten Spielern seiner Generation.

Er ist wahrhaft auferstanden

Wer nicht gestorben ist, kann auch nicht auferstehen. Die rationalistischen Scheintod-Theorien zur Kreuzigung Jesu können sich nicht auf historische Quellen berufen.

Benjamin Kilchör

Es ist origineller, an Karfreitag den Kreuzestod zu bestreiten als an Ostern die Auferstehung. Den Originalitätspreis hat Johannes Fried mit seinem Beitrag «Jesus ist nicht am Kreuz gestorben» in der österlichen *Weltwoche* (Nr. 14/23) auf sicher. Es gibt ein einziges Argument gegen den Tod und die Auferstehung Jesu, und zwar kein historisches, sondern ein weltanschauliches: Tote können nicht auferstehen. Die weltanschauliche Voraussetzung dieses Arguments: Es gibt keinen Gott, der Macht über Leben und Tod hat. Für die Ereignisse rund um den Tod Jesu von Nazareth und die Entstehung der christlichen Urgemeinde braucht es dann eine andere Erklärung.

Ende der messianischen Ansprüche

Interessant ist, warum Fried nicht die Auferstehung, sondern den Kreuzestod bestreitet. Der Grund dürfte folgender sein: Die Entstehung des Christentums aus einer kleinen, unbedeutenden Schar aus einer Provinz am Rand des Römischen Reichs lässt sich mit dem Tod Jesu kaum erklären. Viele Messias-Anwärter wurden getötet, ihr Tod bedeutete das Ende ihrer messianischen Ansprüche. Es braucht also die Auferstehung, um die gewaltige Bewegung zu erklären, die durch die Ereignisse rund um den Kreuzestod Jesu von Nazareth losgetreten wurde.

Wenn man aber die Auferstehung nicht bestreiten kann, so doch seinen Tod. War er nur

scheintot, dann lässt sich die Auferstehung «natürlich» erklären. Aus diesem Grund ist die Scheintodtheorie mit dem Rationalismus so populär geworden. Sie funktioniert nur mit einer Verschwörungstheorie. Alle, die eingeweiht waren, dass Jesus die Kreuzigung überlebt hat, haben das zu ihrem Schutz erfolgreich geheim gehalten.

Die Frage ist dann aber, wie wir davon wissen können, wenn sie es erfolgreich geheim gehalten haben. Hier kommt die Fantasie ins Spiel. Fried

Die Entstehung des Christentums aus einer kleinen Schar lässt sich mit dem Tod Jesu kaum erklären.

beruft sich auf «Zeugnisse des zweiten Jahrhunderts», die er nicht näher benennt, sowie auf eine Passage bei Flavius Josephus. Meine Aufforderung an alle Interessierten: Lesen Sie diese Quellen, sie werden sich wundern, dass sie nichts von all dem finden, was Fried behauptet. Man kann diese Theorie nicht aus den Quellen herauslesen, man kann sie nur hineinlesen, muss sie dafür aber zuvor schon glauben.

Leichtgläubigkeit statt Glauben

Apropos glauben: G.K. Chesterton hat einst geschrieben: «Wenn Menschen aufhören, an Gott zu glauben, glauben sie nicht an nichts, sondern an alles Mögliche.» Johannes Fried liefert einen Beweis dafür. Tod und Auferstehung Jesu sind in den Quellen gut belegt. Die Scheintodtheorie nicht. So kann man sich fragen: Wenn Fried nicht an die Auferstehung glauben mag, warum sagt er dann nicht einfach: «Ich glaube nicht an Gott, darum auch nicht an die Auferstehung, und was mit Jesus wirklich geschehen ist, wissen wir nicht?» Warum macht er sich die Mühe, Bücher mit einer fiktiven Gegenerzählung zu schreiben?

Die Antwort darauf kann meines Erachtens nur lauten: weil so viel auf dem Spiel steht. Das apostolische Zeugnis des Todes und der Auferstehung des Jesus von Nazareth hat eine solche geschichtsverändernde Kraft entfaltet,

dass man es nicht einfach bestreiten oder ignorieren kann, sondern dass man verzweifelt nach einer kraftvollen Gegenerzählung sucht. Doch wen wird die Scheintodtheorie überzeugen?

Auch Paulus war Jude

Leider verbindet Johannes Fried seine Theorie mit der Behauptung, das Christentum gründe nicht im Judentum. Nicht Jesus, sondern Paulus sei der Erfinder des Christentums. Das Abendmahl habe Paulus unter dem Einfluss des Mithraskultes erfunden. Die Versuche, die jüdischen Wurzeln des Christentums zu bestreiten, haben eine unrühmliche Geschichte im Bemühen um Säuberung des Christentums von jüdischen Elementen. Ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben diverse Gelehrte dagegen im Detail herausgearbeitet, dass Paulus durch und durch Jude war («New Perspectives on Paul»).

Johannes Fried mag ein hervorragender Mediävist sein, doch hier wird deutlich, dass ihm die Expertise und jedes Verständnis für das antike Judentum fehlen. Die bei Paulus und in den Evangelien überlieferte Einsetzung des Abendmahls spielt auf 2. Mose 24, 8 an, wo Mose das Volk mit Opferblut besprengt und sagt: «Seht, das ist das Blut des Bundes, den Jahwe mit euch geschlossen hat.» Im Alltag mied man zwar die Berührung mit Blut, doch im Kult diente es als Symbol des Lebens. Am Jom Kippur hat der Hohepriester Bundeslade und Volk mit Opferblut besprengt. Man kann das Abendmahl als Deutung des Kreuzestods nur vom Alten Testament, nicht vom Mithraskult her verstehen.

Ich grüsse alle Leser mit dem christlichen Ostergruss: «Christus ist auferstanden! Er ist wahrhaftig auferstanden!» Und bevor er auferstanden ist, ist er am Kreuz gestorben.

Benjamin Kilchör ist Professor für Altes Testament an der Staatsunabhängigen Theologischen Hochschule Basel.



„Tja - wenn Sie das Trinkgeld nicht nehmen wollen...“

HERODOT



Israel befindet sich am Rande eines Bürgerkrieges, weil die Regierung durch eine Justizreform die Kontrolle über die Ernennung der Richter erlangen und mittels einfacher Parlamentsmehrheit auch Entscheide des Obersten Gerichts umstossen will. Dies wäre das Ende von Rechtsstaat und Gewaltentrennung, ja der Demokratie schlechthin, denn diese braucht allgemein akzeptierte Grundregeln, die nicht von einer Zufallsmehrheit nach Belieben geändert werden können. Besonders unappetitlich ist das Ganze, weil Premier Benjamin Netanjahu wegen Korruption vor Gericht steht. Der Verdacht liegt nahe, er wolle über die volle Kontrolle der Justiz einer Verurteilung entgehen. Angesichts massiver Proteste und des Drucks aus Washington hat er zwar die Reform sistiert, aber nur bis Ende Monat.

Israels rechte Parlamentsmehrheit hat aber auch politische Motive: Immer wieder hat die Justiz Entscheide gefällt, welche der Entrechtung der Palästinenser und der jüdischen Landnahme im besetzten Westjordanland gewisse Schranken setzen (wenn auch weit geringere, als es das Völkerrecht vorsieht). Kompliziert wird das Ganze dadurch, dass Israel keine Verfassung hat. Dies war eine Konzession der Staatsgründer an die religiösen Juden. Die Richter haben einen weit grösseren Spielraum als in anderen Ländern, aber auch eine prekärere Stellung, da diese nicht durch eine Verfassung abgesichert ist, welche nur mit qualifizierter Mehrheit geändert werden könnte.

Trotz aller israelischen Besonderheiten ist der Konflikt symptomatisch für ein Phänomen, das sich auch in Europa und den USA beobachten lässt. Die Politik wird

immer stärker polarisiert, der demokratische Grundkonsens erodiert, politische Kompromisse lassen sich immer weniger finden. In dieser Situation wird von politisch unterlegenen (meist linken) Kräften häufig versucht, über die Gerichte Dinge zu erreichen, für welche politische Mehrheiten fehlen, beziehungsweise die Umsetzung missliebiger demokratischer Entscheide zu verhindern. Gleichzeitig gibt es in manchen obersten oder internationalen Gerichten eine Tendenz, das eigene politische Ermessen an die Stelle desjenigen von Verfassungs- und Gesetzgeber zu setzen. Auch dies ist als Verletzung von Gewaltentrennung und Demokratie zu werten.

In den USA hat diese Anmassung des Supreme Court eine alte Tradition. Weil ein äusserst umständliches Verfahren eine Revision der US-Verfassung seit vielen Jahrzehnten faktisch verunmöglicht, hat der Supreme Court auf dem Weg von recht abenteuerlichen Interpretationen alter Verfassungsbestimmungen deren Weiter-

Wünschbar wären Richter, die sich an den Buchstaben von Verfassung und Gesetz halten.

entwicklung an die Hand genommen. In jüngerer Zeit macht dieses amerikanische «Vorbild» auch in Europa Schule, nicht zuletzt wegen der EU. Neben dem gewollt parteiischen EU-Gerichtshof ist die Rolle des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte besonders problematisch. Dieser interpretiert zunehmend Dinge in die Europäische Menschenrechtskonvention hinein, welche deren Autoren in ihren kühnsten Träumen nicht in den Sinn ge-

kommen wären. Er hebt damit die demokratischen Entscheidprozesse in den Mitgliedstaaten des Europarates aus und zwingt ihnen soziale Entwicklungen auf, die in manchen Ländern keine politische Mehrheit finden. Unabhängig davon, ob man diese «progressiven» Entscheide inhaltlich begrüsst oder nicht, muss man als Demokrat besorgt darüber sein, zumal das Pendel auch zurück schlagen kann.

Die Anmassungen der Richter in Washington, Strassburg und Lausanne beförderten bisher fast immer eine linke, neuerdings «woke» Agenda. Seit einiger Zeit beginnt sich die politische Rechte zu wehren und schlägt dabei ihrerseits über die Stränge. In den USA wurde so die politische Orientierung neuer Richter des Supreme Court zu einer der wichtigsten und umstrittensten politischen Fragen. Langsam gelang es der politischen Rechten, den lange sehr linksliberalen Supreme Court umzupolen. Nach einer Zeit ausgewogener politischer Zusammensetzung hat Präsident Trump die Mehrheit weit nach rechts verschoben.

In Israel soll nun mit einer staatspolitisch fragwürdigen Brechstange dasselbe Ziel erreicht werden. In Europa und der Schweiz sind wir noch nicht so weit. Wünschbar wären weder rechte noch linke Richter, sondern solche, die sich an den Buchstaben von Verfassung und Gesetz halten und nicht ihre eigenen politischen Überzeugungen an die Stelle demokratischer Entscheide setzten.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Marx wäre heute konservativ

Die heutigen Linken verraten die Ideen ihres Idols.

Elena Louisa Lange

Wäre Karl Marx (1818–1883) heute ein Marxist? Schon zu Lebzeiten wusste Marx auf diese Frage eine Antwort: Im Zuge der Aufstände der Pariser Kommune Anfang der 1870er Jahre sagte er über die revolutionären Marxisten: «Alles, was ich weiss, ist, dass ich kein Marxist bin!»

Doch lohnt es sich, zu fragen, was Marx, ein Kämpfer gegen die preussische Zensur, heute von linker Cancel-Culture halten würde, was der Historiker Marx von der Geschichtsvergessenheit der Grünen hält oder was der Individualist Marx, dessen politische Kritik immer vom «Standpunkt des einzelnen, wirklichen Individuums» ausging, heute vom neuen Corona- oder Klimakollektivismus denken würde.

Bruch mit der Linken

Marx würde sich von dem, was heute unter dem Banner «linker Ideologie» läuft, kopfschüttelnd ab- und eher dem konservativen Lager zuwenden. Dort fände er geeigneteren Mitstreiter für sein radikal-demokratisches Projekt: nicht nur beim Kampf für Meinungsfreiheit und gegen staatliche Übergriffigkeit, sondern auch bei der Parteinahme für die arbeitende Bevölkerung, gegen die spalterische Gender- und Identitätspolitik der Linken.

Marx war auch einer der Ersten, die mit ihrer Kritik der «Verdinglichung» die Methode der Machterhaltung von Technokraten erkannten und mit einer Grundsätzlichkeit kritisierten, auf die sich Demokraten heute beziehen sollten, wenn sie korporatistischen Plänen wie dem neuen WHO-Pandemievertrag oder den Enteignungsplänen des WEF etwas entgegenzusetzen wollen. Es gibt kaum ein gesellschaftspolitisches Thema, bei dem Marx sich nicht gegen linke Technokraten und grüne Kollektivistinnen stellen würde.

Indes gibt es Theorien darüber, wie die westliche Linke in Bezug auf Marx so auf den Hund kommen konnte. Das Ende der klassischen Arbeiterbewegung und der Beginn der Studentenbewegung der 1960er markieren den Bruch. War in der Arbeiterbewegung bis ins 20. Jahrhundert hinein die Forderung nach

einem Ende der Ausbeutung von Arbeit massgeblich – heute betont man, dass es sich dabei um «männliche» und «weisse» Arbeiter handelte, und unterstellt der Arbeiterbewegung oft «rassistische» Motive –, wurden diese Ideale in der Studentenbewegung durch den Kampf gegen «Diskriminierung» und eine nicht näher spezifizierte «Unterdrückung» ersetzt.

Theoretiker wie der Philosoph Herbert Marcuse, ein Stichwortgeber der Studentenbewegung, aber auch stark an Marx orientierte Geistesgrößen wie Theodor W. Adorno und Max Horkheimer hielten von der «Emanzipation» der Arbeiter bereits nicht mehr so viel. Während Adorno und Horkheimer, durch die Erfahrung von Auschwitz geprägt, Klassenkampf durch jüdische Identitätspolitik ersetzten, sah Marcuse das «revolutionäre Subjekt» vielmehr in den «Verdammten dieser Erde» (Frantz Fanon): in der «Dritten Welt», in Frauen, Schwarzen, Homosexuellen.

In der Vorstellung Marcuses sollte diesen «Marginalisierten», in einer Quasi-Neuaufgabe des maoistischen Kulturkampfes, die historische Rolle zukommen, «die alten Zöpfe abzuschneiden» und der kulturellen Hege-

Ohne die Freiheit jedes Einzelnen kann es gemäss Marx so etwas wie «kollektive Freiheit» nicht geben.

monie bürgerlicher Vorstellungen von Glück – eine weisse, «heteronormative» Familie, Farbfernseher, Auto, Eigenheim – einen «neuen Menschen» entgegenzusetzen. Von der Emanzipation aller Menschen – also der Befreiung von Menschen durch Herrschaft überhaupt – war von da an keine Rede mehr. In der Vorstellung der neuen Linken würde erst dann Gerechtigkeit geschaffen, wenn «Marginalisierte» nun auch «dazugehören», einen Platz am Tisch der Macht ergattern können.

Heute sehnt sich die Parole von «Diversity, Equity, Inclusion» nach nichts anderem als dem: die Neubesetzung von Herrschaft, nicht ihre Aufhebung. Bei aller Kritik an der kapitalistischen

Produktionsweise hätte Marx, der ein konservativ bescheidenes Familienleben führte, sich über die kulturevolutionären Vorstellungen der Linken gewundert: Als politischer Denker betonte Marx stets die Errungenschaften des Kapitalismus gegenüber dem Feudalismus – Produktivkräfte, die die Armut beseitigen könnten, die Schaffung des bürgerlichen Rechtssubjekts, Presse- und Meinungsfreiheit, freie Verfügung über Eigentum, formale Freiheit und Demokratie. Hinter diese Errungenschaften dürfe man nicht zurücktreten. Für ihn war vielmehr ökonomisch produzierte Armut das Problem, nicht «Diskriminierung»: Die Abschaffung der Diskriminierung hat noch niemanden satt gemacht.



Kult des Kollektivismus: Marx (r.) mit Engels.

Die Vorstellung einer Aufteilung der Menschen in «Unterdrücker» und «Unterdrückte», nach Hautfarbe, Geschlecht und sexuellen Präferenzen, und nicht nach ihrer Rolle im Gefüge der Macht steht im Widerspruch zu Marx' ganzer politischer Philosophie. Dass man, anstatt das Leben aller verbessern zu wollen, den «weisen, heterosexuellen» Mann zum Feindbild erklärt, und sei er nur ein Fabrikarbeiter, wäre für Marx Anzeichen einer fundamentalen politischen Degeneration. Es ist aber kein Zufall, dass heute Menschen an den Hebeln der Macht sitzen, die genau diese Degeneration verkörpern: eine grün-professionelle Wohlstandsklasse, die Marx dem «kleinbürgerlichen Sozialismus» zugerechnet und vehement bekämpft hatte.

Machtkult der Technokraten

Was liegt dieser neuen staatlichen Elite näher, als der Bevölkerung auch noch das zu nehmen, was sie unabhängig gegenüber dem Staat macht – Eigentum und das unveräusserliche Naturrecht der Freiheit? Die Corona- und die Klimadebatte liefern hierzu den vollkommenen Vorwand und hätten Marx den ausschlaggebenden Grund geliefert, sich gegen die herrschenden Linken und auf der Seite der ins Abseits gedrängten Konservativen und Liberalen zu positionieren.

Schon ein oberflächlicher Blick auf die Themen Covid und Klima zeigt, dass diesen Begriffen etwas Unantastbares anhaftet: «Du sollst

keine anderen Götter haben neben mir!», lautet die neue «Alltagsreligion» von Klima und Corona, die, mit Marx gesprochen, heute durchaus als «Opium für das Volk» gelten kann. Mit dieser verabsolutierenden Vorstellung lässt sich Gefolgschaft erwirken – schliesslich gehe es um das «nackte Überleben». Der zynische und erpresserische Blick auf Menschen, die sich mit dem Verweis auf die «Rettung des Lebens» (was gibt es Edleres?) kontrollieren lassen, weil es angeblich «keine Alternative» zur Gesundheitsdiktatur gebe, bildete die ideologische Basis des Corona-Regimes. Marx nannte ein solches Vorgehen «Verdinglichung»: Etwas gesellschaftlich zu Verhandlendes, wie etwa die Frage nach dem Umgang mit einem potenziell tödlichen Virus, wird kurzerhand zu etwas «Naturgegebenem» umgedeutet, das angeblich nur eine autoritäre Politik der «Sachzwänge» zulässt.

Erinnern wir uns an die Worte eines deutschen grünen Ministerpräsidenten: «Der Druck [auf Ungeimpfte] kommt vom Virus, nicht von uns [Politikern].» Polizeischlagstöcke auf ältere Menschen und Kinder wurden auf den «Sachzwang» des Virus geschoben, politische Entscheidungsträger jeder Verantwortung für grösste Rechtsbrüche enthoben.

Wie effizient diese Umdeutung eines auf politischen Entscheidungen beruhenden Phänomens zur «Naturgewalt» ist, zeigt sich am ungeheuren Machtzuwachs technokratischer

Eliteverbände wie des WEF und der WHO. Die Auslöschung der individuellen Freiheit durch ein «Impfkollektiv», die Untergrabung der staatlichen Souveränität sowie eine dem Klimagötzen darzubringende kollektive Enteignung – diese Verdinglichung von Politik zum Zweck der Machtkonsolidierung einer elitären Klasse hätte Marx erschauern lassen. «Die Gedanken der herrschenden Klasse sind in jeder Epoche die herrschenden Gedanken», heisst es in der «Deutschen Ideologie». Macht braucht Legitimation, und was gibt es Besseres, als eine totalitäre Ideologie als im Interesse aller auszugeben. Das gilt speziell für die Klima- und die Covid-Ideologie. Flankiert wird sie von einer um sich greifenden Cancel-Culture. Diese wird konsequenterweise als «Schutz vulnerabler Gruppen» ausgegeben, während bestehende Machtverhältnisse das Einzige sind, das durch Zensur geschützt wird.

Abschaffung der freien Meinung

Marx' Vorstellung von Freiheit ging immer vom Individuum aus – ohne die Freiheit jedes Einzelnen kann es so etwas wie «kollektive Freiheit» nicht geben. Für Marx beruht die ideale Gesellschaft auf einer «Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist». Während Corona brachten nur konservativ-liberale Kräfte die individuelle Freiheit als politisches Anliegen überhaupt erst auf den Tisch. Marx, der Radikalindividualist, hätte sich klar gegen den totalitaristischen Kollektivismus positioniert.

Neben der Abschaffung von Gesellschaftlichkeit und freier Meinung braucht es für das Gelingen eines neuen, links-technokratischen Autoritarismus die Ausschaltung der Geschichtlichkeit. Der Kult des Kollektivismus folgt daher einer ahistorischen Nullpunkt-Logik, in der die Gesellschaft ständig zu einer Verhandlungsmasse erklärt wird, die jederzeit neu bestimmt und notfalls sogar zerstört werden kann. Dies ist Teil eines grösseren Trends, bei dem globale Eliten die Bevölkerung um ihr intellektuelles, kulturelles, politisches und historisches Erbe bringen, um selbstbestimmtes Handeln zu delegitimieren. Wie der konservative Linguist Michael Esders herausstellt, ist erst «das bindungs- und geschichtslose Subjekt ein dankbares Objekt soziometrischer Erfassung, Steuerung und Kontrolle». Diese Diagnose würde Marx heute teilen, mehr noch: Für den Historiker Marx wäre eine kollektive Geschichtsvergessenheit Zeichen einer beispiellosen Gegenaufklärung. Marx, der wegen staatlicher Verfolgung 1849 aus Deutschland fliehen musste, wäre heute ein ähnliches Schicksal bestimmt. Nur wären heute nicht die Konservativen, sondern die Linken seine Verfolger.

Elena Louisa Lange ist Philosophin und Buchautorin. Zuletzt von ihr erschienen: «The Conformist Rebellion: Marxist Critiques of the Contemporary Left» (Rowman and Littlefield, 2022).



Ist es doch so, wie Platon vermutete?

Der griechische Mönch Tolotos ist der einzige Mann der Welt, der zeit seines Lebens keine einzige Frau gesehen hat.

Michael Bahnerth

Es gibt bei dieser Geschichte keine Antworten, nur Vermutungen. Vermutlich war Mihailo Tolotos als Mensch so glücklich und so unglücklich, wie ein Mensch in der Lage ist, glücklich oder unglücklich zu sein. An gewissen Tagen mochte er das Leben, an andern empfand er es als eine Qual. Er liebte Gott und die Stille, wahrscheinlich auch die Menschen. Ob er Frauen liebte, lieben konnte, bleibt ein Rätsel.

Nur weibliche Katzen werden toleriert

Tolotos war Mönch auf dem Berg Athos, dem Herz der Orthodoxie, sein ganzes Leben lang, und nie soll er eine Frau gesehen haben. Er kam 1856 irgendwo auf der Halbinsel Chalkidiki auf die Welt, für die Mutter war es ein kurzes

Glück oder ein langes Unglück; sie gebar ihn und starb, oder sie verschwand, es ist nicht ganz klar. Das Neugeborene wurde, von wem, weiss man nicht, umgehend ins Kloster Athos gebracht, in dem Tolotos 82 Jahre später verstarb. Nie verliess er es, nicht ein einziges Mal.

Tolotos war wohl der einzige Mann der Welt, der zeit seines Lebens nie eine Frau gesehen hatte. Er wusste, dass es Frauen gab, da waren Erzählungen seiner Glaubensbrüder, waren ikonische Bilder von Frauen, meist von Maria, der Muttergottes. Er wusste wohl von der verführten und unheilbringenden Eva, aber viel mehr wusste er nicht. Nicht, wie sie sich anfühlen, nicht, wie sie riechen, nichts über ihre Sinnlichkeit, ihre Zärtlichkeit, ihre Brutalität und ihre Fähigkeit, das grösste Glück und das grösste Unglück der Welt zu sein.

Auf dem heiligen Berg, wo die Erde zum Himmel wird und umgekehrt, sind Frauen verboten, waren es schon immer. Das geht so weit, dass nicht einmal weibliche Kühe und Ziegen auf der Erde des Klosters grasen dürfen, nur weibliche Katzen werden toleriert, und zwar auch nur, weil die Katzen immer einen Weg ins Kloster finden und man sie umbringen müsste, um sie loszuwerden.

Man könnte jetzt vermuten, dass die Mönche dort unter einer Form von Gynophobie leiden, der Angst vor Frauen, vor dem Weiblichen, oder dass sie einfach klug sind, weil sie von all jenen Männern gelernt haben, deren Ehen sie viel öfter in die Hölle als in den Himmel führen. Aber das wäre zu einfach.

Der mönchische Dienst an Gottes Werk verlangt Entsagung vom Weltlichen und vom Fleisch; nur so ist der Geist und der Körper rein und fein und frei genug, um Eingang zu finden in die Peripherie von Gottes Mysterium. Nun ist es aber so, dass auch Mönche über

einen Geschlechtstrieb verfügen, wenngleich er durch die Hingebung an das Göttliche und durch Willensstärke etwas von seinem Drängen verlieren und nicht so ausgeprägt sein mag wie bei einem Schafhirten vielleicht. Die Frage, die sich nun stellt, ist nicht ganz unheikel; onanieren Mönche? Wahrscheinlich schon, so darf vermutet werden. Mann bleibt Mann.

Das Mysterium der Onanie beruht auf Fantasie. Woran also hat sich Tolotos ergötzt, wenn er dem Drang, Hand an sich zu legen, nicht wider-

Woran also hat sich Tolotos ergötzt, wenn er dem Drang, Hand an sich zu legen, nicht widerstehen konnte?

stehen konnte? An den Ikonenbildern der heiligen Frauen an den Wänden des Klosters sicher nicht, das wäre eine Sünde gewesen.

Hat er sich an homoerotischen Fantasien festgehalten, und wenn ja, stellt sich nun eine profunde Frage: Führt das gänzliche Fehlen der Erfahrung des Weiblichen zwangsläufig zu Homosexualität? Oder ist es doch so, wie Platon vermutete, dass jeder Mensch von jedem Ding eine Idee in sich trägt, die ewig ist und unantastbar, und Tolotos in der Lage war, diese Idee irgendwie vor seinem inneren Auge zu vergegenständlichen?

Erregung und Befriedigung

Es könnte natürlich auch sein, dass Tolotos die gelegentlichen Erregungen einfach vorübergehen, sie in langen Gebeten erschaffen oder in harter Arbeit weich werden liess. Man weiss es nicht, wird es nie wissen. Und womöglich verschafft einem die ungeteilte Hingabe und die Liebe zu Gott doch eine gleichzeitige Erregung und Befriedigung jenseits weltlicher Gelüste; wenn schon nicht bei den Katholiken, so vielleicht bei den Orthodoxen.

Wenn Tolotos' Schicksal eines gezeigt hat, wenn es etwas lehren sollte, dann vermutlich dies, und es mag ein Trost sein für viele Männer: Man braucht nicht unbedingt eine Frau, um glücklich oder unglücklich zu werden.



Die letzte Männerwelt: Asket Tolotos.

Ständige Betroffenheit ist ungesund

Sind links eingestellte Menschen sensibler als andere? Studien zeigen überraschende Befunde.



In Zeiten von politischer Korrektheit und Hypersensibilität entsteht leicht der Eindruck, dass sich politisch linksgerichtete Zeitgenossen in Gesellschaftsfragen häufiger empören, sensibler sind als alle anderen. Ja, Linke prangern kleinste sprachliche Patzer an, als handle es sich um Kapitalverbrechen. Aber auch Liberale und Konservative wehren sich, wenn die «Tagesschau» in einem Online-Beitrag von «gebärenden Menschen» statt von Müttern spricht. Im Grossen und Ganzen aber sind verletzte Gefühle unter den Linken, so mein Eindruck, weit häufiger verbreitet. Unter anderem manifestiert sich das darin, dass sie deutlich mehr Gefallen finden an der Unterdrückung von Sprache oder von Meinungen, die ihnen missfallen oder von denen eine Gefahr ausgehen könnte. Entrüstung, Wut und Angst sind mit mentaler Gesundheit verwoben. Schlagen Linken Dinge mehr auf die Psyche, und könnte das ihre Erregbarkeit ein Stück weit erklären?

In dem Gastbeitrag «Warum die psychische Gesundheit progressiver Mädchen zuerst und am schnellsten gesunken ist» (publiziert bei «The Free Press») stellt der Psychologe Jonathan Haidt mehrere amerikanische Studien vor, die herausgefunden haben, dass weibliche progressive Jugendliche von psychischen Krankheiten am meisten betroffen sind.

Eine Studie hatte während des Covid-Lockdowns 2020 drei Gruppen – Konservative, Moderate und Progressive – gefragt: «Hat ein Arzt ihnen je gesagt, dass Sie an einer psychischen Erkrankung leiden?» Die Gruppe junger, linker Frauen gab mit Abstand die meisten Ja-Antworten. Nicht nur das, auch die meisten

von ihnen bejahten die Frage. In einer anderen Untersuchung wurden konservative und progressive Jugendliche über «Stimmung und Depression» befragt. Während vor 2012 keine Geschlechterunterschiede festzustellen waren, stieg ab 2012 die Anzahl Depressionen unter linken weiblichen Teenagern am schnellsten an – und so hoch wie bei keiner anderen Gruppe.

Wissenschaftler um Haidt sind sich einig, dass die sozialen Medien, deren globaler Siegeszug etwa 2012 begann, für den Anstieg ver-

Ja, Linke prangern kleinste sprachliche Patzer an, als handle es sich um Kapitalverbrechen.

antwortlich sind. Dass übermässige Nutzung von Social Media einen negativen Impact auf die mentale Gesundheit von jungen Menschen haben kann, ist uns ja bekannt. Neu ist, dass Personen aus konträren politischen Spektren offenbar unterschiedlich betroffen sind.

Die ganze Generation Z (Personen zwischen 1997 und 2012 geboren) sei nach 2012 ängstlicher und depressiver geworden, so Haidt. Er erklärt es damit, dass viele von ihnen «Unwahrheiten absorbiert» hätten, wie etwa zu glauben, dass sie fragil seien und vor Büchern, Rednern und Worten geschützt werden müssten. Oder zu denken, die Gesellschaft bestünde aus Opfern und Unterdrückern. Dies führe zu «verzerrten Denkweisen»; Progressive hätten diese Überzeugungen mehr aufgenommen als Konservative – und junge, links-

gerichtete Frauen aufgrund ihrer stärkeren Nutzung sozialer Medien noch viel mehr als alle anderen.

Ich halte das für plausibel, zumal in den sozialen Medien Undifferenziertheit und Überdramatisieren belohnt und gefördert werden. Natürlich prägen sich solche Denkmuster ins Hirn ein. Vielleicht ist das ja tatsächlich eine Erklärung, warum Linksliberale heute oft gereizter und empfindlicher wahrgenommen werden als Liberale und Konservative. Und wer ständig darüber nachdenkt, warum Dinge nicht richtig sind, immerzu auf der Suche nach Verbesserungen ist, anstatt das zu geniessen, was er hat: Diese permanente Betroffenheit kann einem Wohlbefinden empfindlich zu setzen. Man sieht es etwa angesichts der jungen Aktivistinnen, die sich, von Angst getrieben, in maximaler Eskalation an Strassen festkleben.

Je zufriedener man im Augenblick ist, je weniger Ablenkung alle möglichen Probleme verursachen, desto mehr wirkt es sich auf das mentale Wohlbefinden aus. Man kann es ihnen aber nicht verübeln, wenn sie es in ihrer Verantwortung sehen, gefühlte oder tatsächliche Missstände zu beheben. Indem die Erwachsenen oftmals selbst überdramatisieren, Speaker ausladen, Worte verbannen, hypererregt und dauerempört durch soziale Medien pilgern, geben sie ihnen erst das Gefühl, in der Verantwortung zu stehen. Den Impact, den das eigene Verhalten auf junge Menschen hat, sollte man besser nicht unterschätzen.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Zauberlehrlinge

Nr. 14 – «Hängt sie höher!»
Roger Köppel über den Untergang der Credit Suisse

Das CS-Debakel ist ein Lehrstück. Die anhaltende Überforderung zeigt sich daran, dass auch heute noch niemand aufzeigen kann, welche brauchbaren Alternativen zur Verfügung standen. Alle stochern im Nebel herum und geben Mutmassungen zum Besten. Das zeigt, dass niemand – inklusive Bundesrat – dem Thema gewachsen war und ist. Und es zeigt auch, dass ein solches Problem nur lösbar ist, wenn man es auf überschaubare Dimensionen verkleinert. Das Tanzen auf der grossen internationalen Finanzbühne wäre somit raschestmöglich zu beenden. Und die unvermeidlichen Zauberlehrlinge könnten nur wenig Unheil stiften. *Hanspeter Bornhauser, Bedano*

Vollkasko-Mentalität

Nr. 15 – «Prämienschock in Permanenz»
Kolumne von Christoph Mörgeli

Dass die Immigranten die Krankenkassen massiv belasten, dürfte inzwischen allen klar sein. Ein zweiter wichtiger Grund für die Prämiensteigerung ist aber die Vollkasko-Mentalität der Schweizer Ärzte und Patienten: Was man nicht zahlen muss, wird missbraucht. Eine Lösung wäre einfach: Für eine Prämienreduktion könnten die Krankenkassen anstatt Franchise-Stufen auch eine Kostenmitbeteiligung von beispielsweise 10 bis 30 Prozent anbieten. Dann würden sich die Patienten zweimal überlegen, ob sie mit jeder Banalität zum Arzt gehen, und würden genauer hinschauen, ob die Arztrechnung nicht frisiert ist. In der Schweizer Zahnmedizin hat sich die Privatbeteiligung im Vergleich zum

Ausland seit Jahren bewährt, die Vorteile liegen auf der Hand. *Ivan Valent, Adliswil*

Humor und Picknicks

Nr. 14 – «England, mein England»
Hommage von Rolf Hürzeler

Auch für mich ist England, seit Jahrzehnten schon, die Liebe meines Lebens. Das, was England so liebenswert macht, findet man überwiegend abseits von London in der *countryside* – in den vielen landschaftlich schönen Countys, ihren kleinen, architektonisch hübschen Städten, den idyllischen (unzerstörten!) Dörfern mit typischen Cottages, alten kleinen Kirchen und verwunschenen Friedhöfen, den historischen Pubs, den so typisch engen Landsträsschen mit den Steinmauern oder einer Furt, den *footpaths*, den unzähligen Herrenhäusern und ihren wundervollen Parks mit uralten Bäumen, den überall liebevoll gepflegten Gärten, den romantischen *village greens* mit Cricket, beim berühmten Oxbridge-Ruderrennen auf der Themse, in Ascot mit seinen Hüten, in Wimbledon und den Erdbeerschälchen... Und dann Glyndebourne mit seinen Picknicks – oft kopiert und nie erreicht. Nicht zu vergessen der unvergleichliche englische Humor, die englische Debattenkultur, der englische Gentleman, den es immer noch gibt. England ist eine der ältesten parlamentarischen Demokratien – davon können wir Deutschen nur träumen.

Ute Vogt, Bad Zwischenahn (D)

Der Autor zeichnet von Oxford und Cambridge ein übertrieben romantisches Bild. Über die Rasen huschen keine Studenten, diese werden nur von *senior members* betreten. Die *gowns* werden nur zu speziellen Anlässen getragen und

dann meist gemietet oder geliehen (auch von Dozenten). Die vielgerühmte Ausbildung beruht seit je weitgehend auf dem Selbstlernprinzip – oftmals ist die einzige Lehrveranstaltung der wöchentliche Besuch beim Supervisor (Cambridge) oder Tutor (Oxford). Die Vorteile auf dem Arbeitsmarkt schwinden zusehends, man achtet zunehmend auf die reine Abschlussnote (*class of degree*). Da fragt sich manch einer: warum nicht lieber in Manchester oder London eine *First* als in Oxbridge eine *Lower Second* oder *Third*?
Peter Butler, Basel (King's College, Cambridge)

Eigene Wettbewerbe

Nr. 15 – «Schläge vom Kerl im Frauenkleid»
Thomas Renggli über Riley Gaines

Transfrauen haben im Frauensport nichts zu suchen. Umgekehrt: Haben Sie schon einen Transmann gesehen, der gegen geborene Männer antritt? Wird es nie geben, weil chancenlos. Transfrauen sollen ihre eigenen Wettbewerbe austragen, die LGBTQ-Community kann dann die Tribünen füllen und die Pokale stiften.

Urs Maurer, Birr

Korrigenda

Nr. 14 – «Niedergang einer Erfolgspartei»
Hubert Mooser über die SVP Zürich

Der zweite SVP-Sitz in der Zürcher Kantonsregierung wurde nicht durch den amtierenden Regierungsrat zurückerobert, sondern bereits durch Markus Kägi im Jahr 2007. Wir bitten um Entschuldigung für diesen Fehler.

Redaktion Weltwoche

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Meir Shalev (1948–2023)
Mary Quant (1930–2023)



Eine Institution im Land: Schriftsteller Shalev.

Meir Shalev ist – wie es bei der tückischen Krankheit Krebs wohl heisst – «plötzlich und unerwartet» gestorben, mit nur gerade 74. Der Staatspräsident hat kondoliert, der Kulturminister Israels ebenfalls, denn Meir war eine Institution im Land, als Schriftsteller, TV-Moderator und Kolumnist. Ich hatte ihn vor einem Vierteljahrhundert kennengelernt, als ich über ihn und seinen faszinierenden «Russischen Roman» schrieb, der von der zweiten *alijah* handelt, dieser jüdischen Einwanderungswelle aus Russland voller begeisterter Sozialisten und Idealisten in den 1920er Jahren.

Er hat mir damals Jerusalem gezeigt und den Felsen von Masada bei Vollmond nach einer Lesung in einem Kibbuz. Meir Shalev ist Zionist und links. Er kennt die Bibel und ihre wunderbaren Erzählungen auswendig, seine komischen und tragischen Geschichten sind gespickt mit Anspielungen. Mein Sohn hat mit seinen Kinderbüchern lesen gelernt.

Vor drei Jahren haben meine Frau und ich ihn zum letzten Mal gesehen, er war kahl, ich habe mir nichts dabei gedacht, denn er war lustig und optimistisch wie immer. Er war umgezogen in eine Kooperative an den Fuss des Bergs Horeb, und er zeigte uns seinen Garten, auf den er stolz war. Er hat ein wunderbares Buch darüber geschrieben.

Wieder einmal sprachen wir über seine Lesereisen, diesmal über die Frankfurter Buchmesse. Und er erzählte, wie er darüber erschrak,

dass im Schrank seines Frankfurter Hotels eine Fledermaus hing. «Das muss doch ein Schock gewesen sein», sagte ich. Darauf er: «Das ist nichts gegen den Schrecken, den die Fledermaus hatte.» Und dann malte er aus, wie diese Fledermaus zu ihren Freunden zurückkehrt und erzählt, wie sie nichtsahnend im Schrank abhängt und pennt, als plötzlich das Licht anging. «Und was steht vor mir? Ein Jude!»

Ich wollte ihn als Kolumnisten für die *Weltwoche* gewinnen, denn Meir war der begnadetste und witzigste Geschichtenerzähler unter meinen Schriftstellerfreunden. Dass er politisch auf der anderen Seite stand, fand ich eher anregend. Leider ist daraus nichts geworden.

Er, der im Sechs-Tage-Krieg auf den Golanhöhen verwundet wurde, plädierte für die Zwei-Staaten-Lösung, und er hielt nicht nur «Bibi» Netanjahu für eine korrupte Nummer, sondern auch dessen damalige Kulturministerin für absolut ahnungslos. Wir standen gemeinsam auf einer Einladung der deutschen Botschaft herum, betranken uns während ihrer Rede, lästerten und sangen die israelische Nationalhymne. Ich ahmte ihn einfach nach, und er lobte mich für mein Hebräisch, das ich absolut nicht beherrsche. Wir hatten Spass.

Und nun, mein säkularer Freund, stehst du vor deinem Schöpfer, an den du nicht geglaubt hast, und ich bin sicher, ihr kommt beide nicht aus dem Lachen heraus. Ruhe in Frieden. Schalom. *Matthias Matussek*

Ja, sicher, er war für die Frauen eine Befreiung vom Mief der fünfziger Jahre. Aber der Minirock veränderte auch das Leben der Männer: Entzückt konstatierten wir nun auch ausserhalb der Badi, dass ein Frauenbein nicht unterhalb des Knies endete. Der Mini, er war auch für Männer eine kleine Revolution.

Viele Legenden ranken sich um das Kleidungsstück und um ihre Erfinderin: Mary Quant habe sich an Coco Chanel rächen wollen, die sie nicht mochte und das Knie als das hässlichste Körperteil bezeichnet hatte. Doch die Engländerin sah sich noch nicht einmal als Schöpferin des Mini – benannt nach ihrem Lieblingsauto, dem Mini Cooper: «Niemand hat den Mini erfunden», meinte sie, «er war gewollt.» Er sei «unausweichlich» gewesen.

Wohl wahr. Denn er kam auf alle Fälle zur rechten Zeit. Die verkrusteten Strukturen der Nachkriegsjahre brachen überall auf, und London wurde zum Zentrum der *Swinging Sixties* – und Mary Quant war mittendrin. Es machte Spass, Frau zu sein.

Sie habe den Rock für sich selbst abgeschnitten, sagte sie: weil sie ihre schönen Beine zeigen und schnell zum Bus zur Arbeit rennen wollte. Damit waren die Tabus jener Zeit umrissen: Frauen kleideten sich schicklich, sie rannten nicht, und ihre Arbeit verrichteten sie daheim am Herd, in einer langen Kittelschürze.

Natürlich wollte Quant provozieren: «Das Leben ist vulgär, guter Geschmack ist der Tod.» Sie selbst trug bis ins hohe Alter Mini. «Beine halten sich gut», stellte sie fest. «Die können sich lange sehen lassen.» Eine Feststellung, die jeder Mann unterschreiben kann.

Wolfgang Koydl



«Beine halten sich gut»: Mini-Erfinderin Quant.

Reto Knutti organisiert den CO₂-Alarm

Wissenschaftler weibeln kollektiv fürs Klimagesetz mit Argumenten aus der Sommaruga-Zeit.



Zwei Monate vor der Volksabstimmung über das Klimagesetz tritt «die Wissenschaft» mit gebündelter politischer Stellungnahme an die Öffentlichkeit. Unter dem Titel «Warum wir Wissenschaftler:innen das Klimaschutz-Gesetz unterstützen» werben bekannte Namen für ein Ja am 18. Juni, an dem der indirekte Gegenvorschlag zur Gletscherinitiative fürs Volk kommt. Die Vorlage enthält ungefähr das im Juni 2021 von der Bevölkerung abgelehnte CO₂-Gesetz in veränderter Form sowie die Vorgabe, die Schweiz müsse die Treibhausgasemissionen bis 2050 auf netto null reduzieren.

An der Spitze der Wissenschaftsbewegung – eingebettet in die Kampagne des politischen Pro-Komitees – ziehen die ETH-Professoren Reto Knutti, Sonia Seneviratne, Anthony Patt und Tobias Schmidt voran, neben dem Berner Professor Thomas Stocker und der Professorin Regina Betz von der Zürcher Fachhochschule ZHAW, die mit dem Slogan auftritt: «Ja zum Klimaschutz-Gesetz, denn es macht uns unabhängiger von Schurkenstaaten!» Schmidt seinerseits meint: «Als Technologie- und Finanzplatz kann die Schweiz von starkem Klimaschutz nur profitieren!» Und Knutti sagt: «Für uns, für alle, für den Planeten: Das Klimaschutz-Gesetz stärkt die Schweiz!»

Dieser Positionsbezug der Wissenschaft wird mit drei Seiten Text unterlegt und einer Liste von über 200 Wissenschaftlern ergänzt, die sich mit Angabe von Namen, Institution und Fachgebiet hinter den Appell stellen.

Die inhaltliche Begründung entspricht etwa den Alarmmeldungen, wie sie auch schon in der CO₂-Abstimmung 2021 von Knutti und Mit-

kämpfern gekommen waren. «Die Klimaveränderungen und die Auswirkungen sind klar», ertönt es von den gut 200 Stimmen. «Die direkten klimatischen Folgen führen dazu, dass Hitzewellen, Starkniederschläge und Dürren zunehmen», und als Belg der Link Studien auf einer Internetsite des Bundes: Die Datenlage stammt von 2018 – heute wird also das gleiche Menü serviert wie vor fünf Jahren.

Die Wissenschaftler warnen dann davor, die negativen Klimawirkungen auf Landwirtschaft, Energieversorgung, Gesundheit, Arbeitsproduktivität, Tourismus, Wasserhaushalt, Wald und Biodiversität würden sich in Zukunft noch verstärken. Woher stammt das Prognosewissen? Auch hier gibt es einen Verweis auf Studien von 2018. Um aus aktuellster Sicht Alarm zu schlagen, greift Knuttis Gruppe auf den Fundus des Umwelt- und Energie-departements aus der Sommaruga-Zeit zurück.

Ähnliches gilt für die Behauptung, die Wirksamkeit von verschiedenen klima- und energiepolitischen Instrumenten sei ausführlich dokumentiert. Beleg? Eine Broschüre der Schweizer Akademien der Wissenschaft von 2018.

Und der Satz «In vielen Bereichen setzt das Klimaschutzgesetz den Weg fort, den die international tätigen Firmen heute schon erfolgreich gehen» wird untermauert mit einem Link zur Beratungs- und Prüfungsfirma PWC, die da schreibt: «Für eine grüne Schweiz engagiert». Bei anderen Quellen sind Umwelt- und Menschenrechtsorganisationen wie Germanwatch involviert.

Was ist die Botschaft einer Wissenschaftlergruppe, die sich argumentativ mit alten Konser-

ven in einen klimapolitischen Abstimmungskampf begibt?

Erster Gedanke: Neueste wissenschaftliche Debatten bieten wohl kein griffiges Material, um das Klimagesetz politisch zu unterstützen – immerhin war oft die Rede davon, dass Klimamodelle des Uno-Weltklimarats IPCC unverständliche Resultate liefern.

Aber vielleicht richtet sich der Appell ohnehin weniger ans Volk, sondern eher an Politiker. Mit ihrer Unterschrift zeigen Forscher, dass sie ja auf der Bundesseite stehen, also nah bei jener Instanz, die beim Finanzieren der Hochschulen und Institutionen grossen Einfluss hat.

Was tun mit der Hypothek?

Hauseigentümer, die einen Hypothekarkredit auf ihrer Immobilie haben, stehen angesichts der Inflation vor der Frage: Soll ich jetzt eher ans Zurückzahlen der Hyposchuld denken oder den Kredit belassen? Von einem privaten Vermögensverwalter kommt die Einschätzung, die Rückzahlung sei wie eine Investition ins eigene Haus, deren Rendite zunehme, wenn der Hypozins im Sog von Inflation und Geldpolitik steige. Die Kreditamortisation, jedenfalls teilweise, wäre so kein schlechter Schachzug.

Anders der Rat auf der UBS-Homepage, nämlich: Die Hypo-Belohnung belassen und die daneben bestehende Liquidität längerfristig in Anlagen investieren. Gerade in inflationärem Umfeld, heisst es, könne das Halten der Hypothek dazu beitragen, «deutlich schneller Vermögen aufzubauen als mit einer vermeintlich sicheren Rückzahlungsstrategie». Die Bank plädiert fürs Belassen des Geldes bei der Bank.

POLITIK

Pierre de Gaulle



«Ich bin Offizier,
Sohn eines Admirals,
Enkel eines Generals –
Stalingrad war und ist
für mich die Schlacht
schlechthin.»

Seite 54

«Frankreich und Europa
sind die grossen Verlierer
des Ukraine-Kriegs.
Die Amerikaner haben
die Sanktionen von
langer Hand geplant.»

Seite 56

«Die USA werden die
Ukraine fallen lassen.
Und Selenskyj wird man
zum Schuldigen für
diesen Krieg machen –
nicht ganz zu Unrecht.»

Seite 60

«Europa vom Atlantik bis zum Ural»: Strategie de Gaulle.

«Putin verteidigt sein Land und sein Volk»

Geopolitik-Experte Pierre de Gaulle, der Enkel von General Charles de Gaulle, klagt an: Die USA und Europa hätten Russland in einen Krieg gezwungen, den sie nicht gewinnen könnten. Die Zeit spiele für Wladimir Putin. Dessen Armee habe einen technologischen Vorsprung von mehreren Jahren.

Jürg Altwegg

Weltwoche: Monsieur de Gaulle, Sie pendeln zwischen Barcelona, wo Sie mit Ihrer Familie wohnen, und Genf, wo Sie als geopolitischer Berater für Unternehmen tätig sind. Wir sitzen hier in Paris zusammen, in einem Hotel ganz in der Nähe der Place Charles-de-Gaulle, die nach Ihrem Grossvater, dem General und Präsidenten, benannt ist. Was machen Sie in Paris?

Pierre de Gaulle: Mein Vater, Admiral Philippe de Gaulle, lebt hier. Er ist über hundert Jahre alt. Ich besuche ihn so oft wie möglich.

Weltwoche: Wie geht es ihm? Ende 2022 gab er dem *Journal du Dimanche* ein Interview und sprach vom Krieg gegen die Ukraine.

De Gaulle: Es geht ihm so gut, wie es einem Mann in seinem Alter gehen kann. Er sagte, dass man den Kontakt zu den Russen nicht abbrechen solle, denn Russland gehöre zu Europa. Er kritisierte die Politik von Emmanuel Macron, dem es an Perspektiven fehle und der kein grosses Projekt für Frankreich habe. Macron ist jetzt mit Ursula von der Leyen nach China gereist. Können Sie sich vorstellen, dass mein Grossvater einen europäischen Kommissar zum Besuch bei Mao Zedong mitgenommen hätte?

Weltwoche: Sie reisen regelmässig nach Russland. Das ist kompliziert geworden.

De Gaulle: Man kann über Dubai fliegen oder über Istanbul. Auch aus Serbien gibt es Flüge nach Moskau. Aus Helsinki ist es ein bisschen komplizierter. Aber problematischer ist sowieso die Tatsache, dass westliche Kreditkarten in Russland nicht mehr funktionieren.

Weltwoche: Sie waren bei der Gedenkfeier zum 80. Jahrestag des Endes der Schlacht von Stalingrad. Es gab keine westlichen Vertreter.

De Gaulle: Wir waren drei Franzosen. Der Organisator, meine Frau und ich. In der Krypta der Gedenkstätte zu Ehren aller Gefallenen auf dem Mamajew-Hügel habe ich mich bekreuzigt. Es war sehr bewegend. Ich bin Offizier, Sohn eines Admirals, Enkel eines Generals – Stalingrad war und ist für mich die Schlacht schlechthin. Die furchterlichste des Zweiten Weltkriegs, zwei Millionen Tote. Der Patriotismus der Russen, die In-

brunst ihres Gedenkens haben mich aufgewühlt. In Wolgograd, dem früheren Stalingrad, befindet man sich im wahren Russland, das nicht mit Moskau vergleichbar ist. Die Frauen sind Töchter oder Enkel der Soldaten. Die weinen, wenn sie

«Die Scheinheiligkeit des Westens ist den Russen fremd und verstört sie zutiefst.»

von der Schlacht reden. Ich habe die Russen als aufrechte, wahrhaftige, warmherzige Menschen kennengelernt. Auf den ersten Blick wirken sie etwas distanziert. Aber sie sind authentisch und ehrlich. Die Scheinheiligkeit des Westens ist ihnen fremd und verstört sie zutiefst.

Weltwoche: Warum reisten Sie nach Wolgograd?

De Gaulle: Um den Russen und ihrer Bevölkerung die Ehre für das im Kampf gegen den Nationalsozialismus vergossene Blut zu erweisen. Um der in der Schlacht gefallenen Soldaten zu gedenken. Um für den Frieden zu wir-



«Mein Grossvater hielt an der Unabhängigkeit fest»: Charles de Gaulle.

ken. Ich bin dabei, eine Stiftung zu gründen. Ich führte Gespräche. Im diplomatischen Gespräch mit Russen wird man nicht unterbrochen. Man spricht zehn Minuten. Dann spricht der andere. So geht man das Problem an.

Weltwoche: Charles de Gaulle war zweimal in Stalingrad.

De Gaulle: 1944 und 1966. Für meinen Grossvater waren diese Besuche äusserst wichtig. Er verband die Schlacht mit der Opferbereitschaft und Selbstlosigkeit der russischen Armee. Sie kompensierte die Ungleichheit der Mittel. Das hat ihn am meisten beeindruckt. Die Deutschen waren besser ausgerüstet und vorbereitet als die Russen, die gewaltige Verluste hinnehmen mussten. Aber in Stalingrad brachen sie der Wehrmacht das Rückgrat.

Weltwoche: Was haben Sie gesehen?

De Gaulle: Wir besuchten das frühere Generalquartier des Generalfeldmarschalls von Paulus. Hier befanden sich die vom Staat betriebenen Geschäfte. Die Mauern sind noch einigermaßen intakt. Die Emotionen, die von diesem Schauplatz ausgehen, überwältigen einen. Vor allem die Art und Weise, wie die Russen davon erzählen. Der Gouverneur von Wolgograd, der mich empfing, sagte mir, dass er alle westlichen Regierungen einlade: Sie sollten sich ein Bild davon machen, was damals geschah. Das würde ihnen erlauben, sich eine Vorstellung von der russischen Seele und der aufopfernden Widerstandsbereitschaft des russischen Volkes zu machen. Die russische Seele ist romantisch und melancholisch, in Wolgograd kann man sie begreifen. Auf dem Hügel Mamajew gibt es einen Charles-de-Gaulle-Weg. Mein Grossvater wird wegen seines Widerstands gegen Hitler-Deutschland verehrt. Aber auch, weil er zeit seines Lebens um gute Beziehungen zu Russland bemüht war. Ich wurde vom französischen Fernsehen über die Zeremonien befragt, das Interview wurde aber nicht ausgestrahlt.

Weltwoche: Gibt es in Kiew eine Avenue Charles-de-Gaulle?

De Gaulle: Ich weiss es nicht. Aber es gibt nach Stepan Bandera benannte Strassen. Der Freiheitsheld des ukrainischen Nationalismus hat



«Ich bin für den Frieden zwischen den Völkern» Pierre de Gaulle.

in einer Uniform der Wehrmacht auf Seite der Deutschen gekämpft.

Weltwoche: Wie machen sich die Sanktionen im Alltag der Russen bemerkbar?

De Gaulle: Auch dafür interessierte ich mich. Ich konnte keinen negativen Einfluss feststellen. Es gibt keinen Mangel. Die Russen sind an ein Leben in Autarkie gewöhnt. Meine Frau musste in Wolgograd in eine Apotheke. Es gab Schmerzmittel, Tropfen, Antibiotika – alles Medikamente, an denen es in Frankreich mangelt. Wer hat ein Problem – sie oder wir? In Moskau und in den anderen grossen Städten sind die Geschäfte bis um 22 Uhr oder gar Mitternacht geöffnet. In den Restaurants kann man zu jeder Tageszeit essen. Das ist die russische Normalität. Man sagt, ich sei ein Putin-Versteher und deswegen blind. Aber hier handelt es sich um Tatsachen, die man zur Kenntnis nehmen muss. Für 2022

bescheinigte der Internationale Währungsfonds (IWF) Russland eine Rezession von 2,2 Prozent – man war von einem Zusammenbruch seiner Wirtschaft und infolgedessen des Regimes ausgegangen. Für das laufende Jahr geht man von einem Wirtschaftswachstum aus. 2024 soll es nach den Prognosen des IWF höher als das europäische ausfallen.

Weltwoche: Was wird am Fernsehen gezeigt und gesagt? Wie steht es um die Propaganda, die Sender wie Rossija 1 verbreiten?

De Gaulle: Sie verteidigen ihr Land, sie verteidigen ihren Führer. Natürlich ist die Information gelenkt. Aber sie ist gleichwohl einigermaßen objektiv. Wir haben es mit einer Nation zu tun, deren Volk und Kultur verleumdet und angegriffen werden. Sie verteidigt sich.

Weltwoche: Die russischen Auslandssender wie RT und Sputnik haben sich in die franzö-

sischen Wahlen eingemischt. Zum Beispiel mit den Gerüchten, Macron sei homosexuell. Sie feuerten die Revolte der Gelbwesten an.

De Gaulle: Die sozialen Netzwerke? Man hat nachgewiesen, dass das nicht stimmt.

Weltwoche: Nicht nur – auch RT, Sputnik.

De Gaulle: Wenn Sie das Niveau der Propaganda in den westlichen Medien als Massstab nehmen, die Desinformation, das Fehlen von Pluralismus – Pardon: Wer manipuliert hier wen? Im russischen Fernsehen kann man sagen, was man will. Die Journalisten unterbrechen Sie nicht.

Weltwoche: Sie können sagen, was Sie wollen. Und was Sie sagen, hören die Russen gerne.

De Gaulle: Das stimmt, ich habe wie mein Grossvater stets die Notwendigkeit einer Partnerschaft mit Russland verteidigt.

Weltwoche: Nicht nur deswegen.

De Gaulle: Russische Journalisten fallen einem nicht ins Wort wie die französischen, die einen ständig unterbrechen, wenn man nicht sagt, was sie hören wollen. Es gibt in Russland eine ganze Serie von alternativen Programmen, die freier sind als die staatlichen. Aber je mehr das russische Volk verleumdet wird, umso entschlossener scharf es sich hinter dem Chef zu-

«Pardon: Wer manipuliert hier wen? Im russischen Fernsehen kann man sagen, was man will.»

sammen. Die Russen sind Patrioten. Von der Macht unabhängige Institute haben mit ihren Meinungsumfragen Putins Popularität ermittelt. Die Zustimmung sank nie unter 60 Prozent. Im Moment beträgt seine Popularität mindestens 70 Prozent.

Weltwoche: Vielleicht hat das ja doch auch ein bisschen mit der Propaganda und Einschüchterung zu tun. Macron jedenfalls kann von solchen Quoten nur noch träumen. Die monarchistische Verfassung der Fünften Republik, die auf Ihren Grossvater zugeschnitten wurde, erlaubt es Macron, dennoch zu regieren. Er konnte die Rentenreform ohne Mehrheit im Parlament durchsetzen.

De Gaulle: Die Rentenreform wurde überstürzt durchgezogen. Ich habe den Eindruck, dass Macron eine Herabstufung der französischen Kreditwürdigkeit durch die amerikanischen Rating-Agenturen wegen der hohen Staatsverschuldung befürchtete. Diese hat 3000 Milliarden Euro erreicht. Die Reform ist auf die Beamten zugeschnitten. In der Privatwirtschaft werden die 25 Jahre vor dem Erreichen des Rentenalters für die Berechnung der Rente berücksichtigt. Bei den Beamten sind es die letzten sechs Monate – und sie werden dann meist noch schnell befördert. Die Reform privilegiert den Beamtenstaat, auf Kosten der Demokratie und des französischen Volks. >>>

Weltwoche: Welches sind die Auswirkungen der Sanktionen für die französische Bevölkerung? Die Gaspreise hat Macron gedeckelt.

De Gaulle: Die Haushalte, die Handwerker, die kleinen Unternehmen unterliegen einer generellen Teuerung. Das betrifft besonders die Rohstoffe und die Zinsen. Die Versorgungsketten sind gestört. Frankreich und Europa sind die grossen Verlierer des Kriegs in der Ukraine. Die Amerikaner haben die Sanktionen gegen Russland von langer Hand geplant.

Weltwoche: Woher wollen Sie das wissen?

De Gaulle: Gesunder Menschenverstand. 12 000 Sanktionen wurden ausgesprochen, das kann man nicht über Nacht improvisieren. Aber zurück zur französischen Staatsverschuldung: Nimmt man zu den 3000 Milliarden Euro die nicht budgetierten anstehenden Kosten hinzu, zum Beispiel jene für den Abbau der Atomkraftwerke und die Rentenreform für die Beamten, kommt man auf 8000 Milliarden. Als die Zinsen niedrig waren, musste Frankreich 1,3 Prozent bezahlen – sie verschlangen gleichwohl zwei Drittel seines Bruttosozialprodukts. Verweigert es den Amerikanern die Gefolgschaft, wird es auf den Finanzmärkten angegriffen. Und muss dann für zehnjährige Anleihen nicht wie jetzt 3, sondern 4,5 oder 5 Prozent bezahlen.

Weltwoche: Frankreich ist von den USA abhängig, die Sie für den Krieg verantwortlich machen?

De Gaulle: Der sogenannte Euromaidan von 2014 war ein Putsch, den Victoria Nuland und Antony Blinken als hochrangige Mitglieder der Obama-Administration inszenierten. Heute, unter Präsident Biden, besetzen sie wieder Schlüsselpositionen. Blinken ist zum Aussen-

minister aufgestiegen. Die Vorfahren beider stammen aus der Ukraine. Es ging 2014 darum, eine proamerikanische und proeuropäische Regierung an die Macht zu bringen. In einem abgehörten Gespräch sagte Nuland damals: «Fuck the EU.» Diese Entwicklung ging mit Wolodymyr Selenskyj weiter, er ist eine Marionette der Amerikaner. Selenskyj hat einen tausendseitigen Katalog publiziert, in dem er Waffen zum Kauf anbietet. Diese Waffen werden bei Re-

«Russland ist ein Land, das auch unsere traditionellen Werte – Familie, Arbeit, Religion – verteidigt.»

volutionen, Kriegen, Konflikten zum Einsatz kommen. Von hundert Milliarden Dollar, die man der Ukraine zur Verfügung stellte, wurde kaum mehr als ein Drittel für die Hilfe an der Bevölkerung aufgewendet. Der Rest ist Korruption. Selenskyj hat zu ihrer Bekämpfung viele hohe Beamte entlassen.

Weltwoche: Ist die Behauptung, die Ukraine sei ein riesiger Umschlagplatz für den Waffenhandel, belegt?

De Gaulle: Das steht in der Presse.

Weltwoche: In der westlichen Presse?

De Gaulle: Ja. Wobei man anmerken muss, dass die angelsächsischen Zeitungen sehr viel kritischer, objektiver berichten als die europäischen. Selenskyj hat sein Land verkauft. Ein Drittel der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche gehört angelsächsischen Fonds. Am vergangenen 28. Dezember hat er mit Blackrock einen Exklusivvertrag für den Wiederaufbau der zerstörten Ukraine unterzeichnet. Die Uk-

raine ist ein Werkzeug der Amerikaner, mit dem sie einen Krieg mit Russland anzetteln wollen.

Weltwoche: Der zu Zeiten des Kalten Kriegs nicht stattfand?

De Gaulle: Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs gab es den Antagonismus zwischen den Systemen und Blöcken. Nach dem Zerfall der Sowjetunion haben die Amerikaner nach Mitteln und Wegen zur Bekämpfung des russischen Einflusses gesucht. Sie haben nie akzeptiert, dass sich Russland nach einem anderen Modell als dem amerikanischen weiterentwickelt hat. Für die deutsche Wiedervereinigung war die Zustimmung der Russen notwendig. Im Gegenzug hat man das Versprechen abgegeben, dass es im Osten keine Nato-Erweiterung geben werde.

Weltwoche: Die französische Russland-Historikerin und Académie-française-Chefin Hélène Carrère d'Encausse sagt, dass ihr dieses Versprechen von Michail Gorbatschow persönlich bestätigt worden sei.

De Gaulle: Viele Versprechungen wurden gemacht und nicht gehalten. Henry Kissinger hat dieses Verhalten kritisiert und für gute Beziehungen zu Russland plädiert. Was Kissinger sagt, entspricht der Politik meines Grossvaters. Das Gleichgewicht, der Frieden und der Wohlstand in Europa sind auf gute Beziehungen zu Europa angewiesen. Charles de Gaulle kannte Russland und seine Herrscher. Als Staatschef hatte er es von Josef Stalin bis Leonid Breschnew mit ihnen zu tun. Es gab viele Konflikte, die Kubakrise, den Algerienkrieg, den Einmarsch der Roten Armee in der Tschechoslowakei 1968. Mein Grossvater aber hielt stets am Gespräch mit Moskau fest. Er plädierte für eine Allianz zwischen einem Europa der Vaterländer – nicht der Brüsseler Technokratie – und Russland. Er vertrat die Vorstellung eines gemeinsamen Blocks, den er als stabile Einheit sah und der eine diplomatische Macht ersten Ranges dargestellt hätte. In geostrategischer Hinsicht und bezüglich der Versorgung mit Rohstoffen unabhängig. Er hatte mit dem Aufbau dieser Allianz begonnen. Nicht alle Regierungen nach ihm führten diese Politik weiter. François Mitterrand zumindest war die Notwendigkeit guter Beziehungen zu Russland bewusst. Einen Monat nach dem Fall der Berliner Mauer reiste er nach Moskau – Helmut Kohl reagierte ziemlich verstimmt auf diesen Besuch.

Weltwoche: Mitterrand wollte die deutsche Wiedervereinigung verhindern.

De Gaulle: Ihm war die enorme Gefahr bewusst, die vom Zerfall der Sowjetunion ausgehen würde.

Weltwoche: Sein Minister Jean-Pierre Chevènement hat im Gespräch mit der *Weltwoche* erklärt, dass jetzt «in der Ukraine das Blut von 1989 fliesst». Handelt es sich um einen Krieg der Systeme und ihrer Ideologien?

De Gaulle: Russland ist ein Land, das auch unsere traditionellen Werte – Familie, Arbeit,



«Hinweise, dass die CIA den Aufstand finanzierte»: Studentenführer Cohn-Bendit in Paris, 1968.



«Davos – *c'est fini*»: Von der Leyen, Macron.



«Russland ist geeinter denn je»: Präsident Putin mit Offizieren.

Religion – verteidigt. Im Westen befinden sie sich im Niedergang, im Osten werden sie verteidigt. Auch in den arabischen Ländern, in Asien. Die Amerikaner führen Kriege, um ihre verlorene Hegemonie wiederherzustellen. Und um die Stellung des Dollars als dominierender Währung zu erhalten. Mit dem Krieg in der Ukraine werden sie das Gegenteil davon bewirken. Sie glaubten an den schnellen Sieg und den Sturz Putins. Aber Russland ist geeinter denn je. Die Sanktionen begannen 2014 wegen der Krim. Doch deren Bewohner hatten sich mehrmals für die Zugehörigkeit zu Russland ausgesprochen.

Weltwoche: Das waren keine gefälschten Abstimmungen?

De Gaulle: Keineswegs. Schon 1991 hatte sich die Krim für Russland ausgesprochen: mit 94 Prozent der Stimmen. 1992 bekam sie den Status einer selbstverwalteten Republik. 1995 erklärte die ukrainische Regierung die Verfassung der Krim für nichtig, der Präsident wurde abgesetzt, die Krim von der Ukraine annektiert. Die russische Sprache und Kultur wurden unterdrückt, die Rentenzahlungen ausgesetzt. 1998 votierten sowohl das Parlament der Krim wie jenes der Ukraine für die Wiederherstellung der selbstverwalteten Republik, 2014 die Bevölkerung ein zweites Mal für die Zugehörigkeit zu Russland. Putin aber hatte keine Lust, sie wieder zu übernehmen, er kam nur dem Wunsch der Bevölkerung entgegen. Dass die Krim für Russland von strategischem Interesse ist, will ich nicht unterschlagen.

Weltwoche: Die Antwort waren die ersten Sanktionen.

De Gaulle: Sie haben sich von allem Anfang an als kontraproduktiv erwiesen. 2014 hat Russ-

land damit begonnen, seine Ökonomie neu zu organisieren. Das Land wurde modernisiert mit dem Ziel, eine möglichst hohe Autonomie zu erreichen. Man muss auch die Verlogenheit der Sanktionen erwähnen: Nie wurde so viel Dieseltreibstoff aus Russland importiert wie jetzt. Gas und Uran werden weiter gekauft, und sei es auf Umwegen. In Antwerpen floriert der Handel mit russischen Diamanten.

Weltwoche: Russland leidet nicht, Putin ist populär ...

De Gaulle: Genau das haben die Amerikaner in keiner Weise vorausgesehen.

Weltwoche: Die Sanktionen werden Russland retten?

De Gaulle: Es wendet sich von Europa ab und China zu. Eurasien ist im Aufbau begriffen. Russland und China verbindet eine tiefe Freundschaft. Neue Strassen werden gebaut. China investiert enorme Mittel – bis nach Afrika. Es hat Häfen gekauft und baut Eisenbahnlinien. Innerhalb der russisch-chinesischen Partnerschaft wird der Handel in Yuan abgewickelt. An den

«Ich bin überzeugt, dass jetzt die Phase der Friedensverhandlungen beginnen kann.»

russischen Börsen ist er zur meistgehandelten Devisen geworden. China und Russland bauen in Sibirien eine Pipeline, die so viel Gas transportieren kann wie Nord Stream. Die Russen sind kein unterentwickeltes Volk. Sie sind sehr intelligent und im Begriff, die Ökonomie neu zu gestalten. Russland entwickelt ein Blockchain-System, das ans Gold gebunden ist. Für

jede Stadt, Provinz, Region gibt es Vorgaben und Ziele, die Putin jüngst in einer Rede vorgestellt hat.

Weltwoche: Wird der Zusammenschluss Eurasiens, wie ihn der Ideologe Alexander Dugin propagiert, die wichtigste Folge des Kriegs sein?

De Gaulle: Davos – *c'est fini*. Die Welt stellt sich im Osten neu auf. Eurasien wird für alle Brics-Staaten zunehmend attraktiv: Brasilien, Russland, Indien, China, Südafrika. Vierzig weitere Länder wollen sich den Brics anschließen: Saudi-Arabien, Algerien, Indonesien, afrikanische und südamerikanische Staaten. Ihnen geht es um eine Alternative zum Dollar. Sie lehnen den amerikanischen Neoliberalismus ab und weigern sich, die amerikanischen Schulden zu finanzieren. In Afrika ist die Empörung über die westliche Arroganz besonders stark verbreitet.

Weltwoche: Wer hat die Nord-Stream-Pipelines sabotiert?

De Gaulle: Das ist die entscheidende Frage. Man hat tatsächlich die Russen für den Anschlag verantwortlich gemacht: Sie sollen ihre eigenen Installationen sabotiert haben, so wie sie das Atomkraftwerk von Saporischschja, das sie besetzt hatten, mit Raketen beschossen haben sollen. Wer soll das glauben? Inzwischen gibt es aus Amerika die von der *Washington Post* verbreitete Version eines ukrainischen Anschlags, die von den deutschen Geheimdiensten umgehend aufgenommen und mit Details angereichert wurde. Man lokalisierte ein Boot, sprach von sechs Männern. Für mich sind das Indizien dafür, dass die Amerikaner eine neue Etappe einleiten: Sie brauchen Selenskyj nicht mehr, er wird lästig. Der Wiederaufbau des Landes hat begonnen.

Weltwoche: Bevor der Krieg zu Ende ist? >>>

De Gaulle: Und wenn er vorbei ist, wird man an den Sanktionen festhalten. Ich bin überzeugt, dass jetzt die Phase der Verhandlungen beginnt. Gleich nach dem Angriff am 24. Februar 2022 war Selenskyj bereit, den russischen Friedensplan zu akzeptieren. Putin wollte den Verzicht auf den Nato-Beitritt und die Anerkennung der russischen Bevölkerung im Donbass, die seit 2014 bombardiert wurde.

Weltwoche: Welche Rolle haben die Russen im Donbass gespielt? Haben Sie die Bevölkerung aufgewiegelt, den Separatismus angeheizt?

De Gaulle: Sie haben die Bevölkerung geschützt. Natürlich befinden sich im Donbass immense Bodenschätze. Aber es ging Russland im Wesentlichen um den Schutz seiner Bevölkerung. Und natürlich wollte es auch zeigen, dass es die Osterweiterung der Nato nicht einfach so hinnimmt. Seit Jahren wurden die Russen für dumm verkauft. Nach seiner Machtübernahme hatte Putin seine Bereitschaft zum Dialog mit dem Westen bekundet. Diese Bereitschaft wurde von beiden Seiten in vielen Erklärungen beschworen. Bis sich Putin 2007 bewusst wurde, dass es sich um eine Strategie des Westens handelt. Das erklärte er in seiner Rede in München. Putin wollte die Krim als Brücke zu Europa, die Nato und die EU sehen sie als Grenze.

Weltwoche: Das ist das russische Narrativ. Es schliesst einen Kompromiss aus. Glauben Sie trotzdem an den Beginn von Verhandlungen?

De Gaulle: Ja. Ich bin überzeugt, dass jetzt die Phase der Friedensverhandlungen beginnen kann. Schon vor einem Jahr – im März 2022 – waren die vom damaligen israelischen Premierminister Naftali Bennett initiierten Gespräche für einen Waffenstillstand weit fortgeschritten. Es gab sieben oder acht Etappen. Der Waffenstillstand scheiterte am Widerstand Amerikas und Grossbritanniens, Bennett hat das erst kürzlich wieder bestätigt. Nicht Russland – der Westen bewegt sich. Im westlichen Europa wendet sich ein wachsender Teil der Bevölkerung von der Unterstützung dieses Kriegs ab. Der Stimmungswechsel ist nicht zu übersehen. Im Handel- und Wirtschaftskrieg, den die USA gegen China und Russland führen, wird sich Europa zwischen Hammer und Amboss wiederfinden.

Weltwoche: Wie sehen Sie die Rolle von Europa in der Welt?

De Gaulle: Ich bin für den Frieden zwischen den Völkern. Ich kämpfe dafür, dass Frankreich und Europa ...

Weltwoche: ... in dieser Reihenfolge?

De Gaulle: ... dass Frankreich auf der internationalen Bühne seine Stimme wiederfindet. Dass es seine Rolle in Eurasien spielt. Eine Rolle, die der Bedeutung unserer Kultur, unserer Industrie, unserer Geschichte, unseres Denkens entspricht. Dem, was mein Grossvater immer verteidigt hat. Und dass Frankreich bei den Ver-



handlungen mit am Tisch sitzt. Dass es sich als Grossmacht äussern kann und sich nicht mehr länger einer europäischen Technokratie unterwirft. Oder einer amerikanischen Verwaltung, die nur ihre eigenen Anliegen vertritt. Die Amerikaner haben keine Freunde, nur Interessen. Wissen Sie, was mein Grossvater über sie gesagt hat? Ich zitiere ihn: «Die Wahrheit ist, am Schluss werden die Amerikaner von allen gehasst. Auch von ihren treuesten Alliierten. Alle Fälschungen der Amerikaner werden von den Fakten dementiert.» Wussten Sie, dass Daniel Cohn-Bendit, der des Landes verwiesen worden war, dem mein Grossvater die Staatsbürgerschaft aberkannt hatte, aus Deutschland nach

«Putin hat versucht, die Zivilbevölkerung so weit wie möglich zu verschonen.»

Paris zurückkehrte, um die Demonstrationen der Studenten im Mai 68 anzuzünden? Das Auto, in dem er in Deutschland abgeholt wurde, gehörte dem Chefredaktor von *Paris Match*, der ein antigaullistischer Atlantiker war. Es gibt Hinweise, dass die CIA den Aufstand finanzierte, um meinen Grossvater zu stürzen.

Weltwoche: Meines Wissens war Daniel Cohn-Bendit, als er ausgewiesen wurde, staatenlos. Aus Deutschland wurde er von der Schauspielerin Marie-France Pisier nach Paris zurückgeführt.

De Gaulle: Er bekam die französische Staatsbürgerschaft später, in der Tat. Aber es stimmt, dass er im Wagen des Chefredaktors von *Paris Match* nach Frankreich infiltriert wurde. Wissen Sie, was mein Grossvater über den EU-Gründungsvater Jean Monnet sagte? Er nannte ihn «Geometer» und später «Verräter». Monnet war Berater von Franklin Roosevelt, er arbeitete für die Warburg-Bank und J.P. Morgan. Er war ein Händler.

Weltwoche: Der während der Prohibition Cognac schmuggelte.

De Gaulle: Voilà. Monnet war der Gestalter dieses Europas, das unglücklicherweise kein Europa der Vaterländer, der Nationen ist. Mon-

net wollte alle wichtigen europäischen Entscheidungen von der Zustimmung der Nato abhängig machen. Europa als solider, politisch und ökonomisch stabiler Block hätte sich mit Russland verbünden können, das ihm die Unabhängigkeit im Bereich der Rohstoffe garantiert hätte. Auch strategisch mit der Kooperation in militärischer Hinsicht war ihre Allianz sinnvoll. Aber die Amerikaner konnten sie nicht akzeptieren, sie empfanden sie als grosse Bedrohung. Ein Europa vom Atlantik bis zum Ural.

Weltwoche: Die schlechten Beziehungen zu Charles de Gaulle gingen auf den Zweiten Weltkrieg zurück.

De Gaulle: Vichy war eine Katastrophe. Aber die Amerikaner haben nichts unterlassen, um uns nach der *libération* zu schaden. Roosevelt hatte sich nie für Frankreich und Europa interessiert. Er machte im Debakel Frankreichs von 1940 eine Möglichkeit aus, unser Kolonialreich zu erben – es war das zweitgrösste nach jenem der Briten. Darum geht es heute noch immer. Nach den im Seevölkerrecht definierten ausschliesslichen Wirtschaftszonen bleibt Frankreich das weltweit grösste Meeresimperium. Deshalb halten wir an Saint-Pierre-et-Miquelon und den Kerguelen-Inseln fest. Es geht um immense Rohstoffvorkommen und Handelszonen. Sie sind den Amerikanern ein Dorn im Auge.

Weltwoche: De Gaulle wollte den dritten Weg zwischen den Blöcken. Hat der französische Antiamerikanismus nicht auch damit zu tun, dass man den Amerikanern im Gegensatz zu den Russen den Beitrag am Sieg über die Nazis nie wirklich verziehen hat? Sie befreiten Paris ...

De Gaulle: Über die Landung der Alliierten in der Normandie am 6. Juni 1944 hatten sie meinen Grossvater nicht informiert. Winston Churchill unterrichtete ihn am Vorabend von den Plänen. Die Bedeutung des französischen Widerstands wurde verniedlicht. Auch die französischen Versuche der Rückeroberung in Nordafrika. Bir Hakeim und al-Alamein waren im Grunde französische Siege gegen Erwin Rommel. In Frankreich wollten die Amerikaner den Dollar einführen. Das hat mein Grossvater verhindert. Das ging bis zum Algerienkrieg. Die algerische Befreiungsfront FLN wurde von den USA finanziell unterstützt. Sie versuchten, unsere Atomforschung zu sabotieren.

Weltwoche: 1966 erklärte Charles de Gaulle Frankreichs Rückzug aus der Nato.

De Gaulle: Er entzog Frankreich ihrem operativen Kommando. Als ständiges Mitglied des Sicherheitsrats blieb es Mitglied des Atlantikpakts. Mein Grossvater hielt an der strategischen und politischen Unabhängigkeit fest. Er wollte die Entscheidung über den Einsatz unserer Armee im Ausland nicht an andere delegieren. Das zu akzeptieren, bedeutete für ihn das Ende von Frankreich. Und leider ist es genau das, was wir heute erleben.

Weltwoche: Noch einmal: Welche Rolle können Frankreich und Europa in der Welt spielen?

De Gaulle: Europa ist zerstritten, jedes Land verfolgt seine eigenen Interessen. Deutschland hat die französische Automobilindustrie unterminiert und beim Abbau unserer Atomwirtschaft eine ausschlaggebende Rolle gespielt. Es bewilligt hunderte Milliarden für den Kauf von Waffen und kauft keine französischen, sondern amerikanische Flugzeuge. Europa muss sich völlig neu organisieren.

Weltwoche: Sein Zentrum verlagert sich nach Osten, Frankreich wird an seinen Rand gedrängt. Es verfügt als einziges Mitglied der EU über die Atombombe. Gleichwohl hat der Schriftsteller Jonathan Littell erklärt, die Ukraine werde die stärkste Armee Europas haben.

De Gaulle: Das müsste man dann wohl als amerikanische Besatzungsarmee bezeichnen. Solche Vorstellungen sind für die militärische Eskalation verantwortlich und äusserst gefährlich. Es droht ein dritter Weltkrieg. Ich denke nicht, dass die Nato und Amerika so verrückt sind, dass sie das wirklich wollen. Aber sie tun alles, um die Russen zu provozieren. Um Putin dahin zu bringen, den entscheidenden Fehler zu begehen. Die Russen haben keine Angst. Wir befinden uns in einem Krieg, in dem Putin ver-

sucht hat, die Zivilbevölkerung so weit wie möglich zu verschonen. Man kann sein Vorgehen nicht mit Dünkirchen und Dresden vergleichen, wo die Alliierten die Zivilbevölkerung massiv bombardierten.

Weltwoche: Sie sprechen von der Provokation, einen entscheidenden Fehler zu begehen. Sie sehen, worauf ich hinauswill: War nicht schon der Krieg gegen die Ukraine ein solcher?

De Gaulle: Aber sicher, er ist ein gewaltiger Fehler.

Weltwoche: Von Putin.

De Gaulle: Nein. Des Westens. Man muss sich in Putins Lage versetzen. Russland wollte sich Europa annähern, seit 1996, 1997. Es wurden Ab-

«Selenskyj ist ein Schauspieler. Er tut, was man ihm sagt. Ein Schauspieler – aber nicht Ronald Reagan.»

kommen unterzeichnet. Es gab Bemühungen für einen Dialog. Für eine Partnerschaft. Sie wurden sabotiert. Natürlich hat Putin die Ukraine angegriffen. Weil die Gefahr der Umzingelung zu gross geworden war. Wenn man den Gegner zu sehr herankommen lässt, gibt es den Moment, in dem man sich nicht mehr weiter zurückziehen kann. Der Ausbruch des

Kriegs war unvermeidlich. Im März 2021 hat Joe Biden Selenskyj dazu aufgefordert: Selenskyj erliess ein Dekret, in dem er die Rückeroberung der Ostukraine proklamierte. Er verstärkte die Bombardierungen. Biden war überzeugt, dass die Russen angreifen würden – es war das, was er wollte.

Weltwoche: Selenskyj war ein eher gemässigter Präsident, der gewählt wurde, um die Situation zu besänftigen.

De Gaulle: Selenskyj ist ein Schauspieler. Er tut, was man ihm sagt. Ein Schauspieler – aber nicht Ronald Reagan. Sie werden sehen, man wird ihn fallen lassen, sobald man ihn nicht mehr braucht. Man kann jetzt schon absehen, wie sich das Narrativ verändert.

Weltwoche: Sie kritisierten Eric Zemmour heftig, als er im Wahlkampf erklärte, Philippe Pétain habe die französischen Juden gerettet.

De Gaulle: Achtung! Zemmour war für Macron sehr nützlich. Er half ihm, die Rechte zu zerstören. Seine Aussage über Pétain war völlig falsch: Pétain ging bei der Verfolgung der Juden weiter, als Hitler es von ihm verlangt hatte.

Weltwoche: Was ich sagen wollte: Putin betreibt die gleiche Geschichtsfälschung wie Zemmour.

De Gaulle: Putin verteidigt sein Land und sein Volk. >>>



Investieren Sie Seite an Seite mit unserer Eigentümerfamilie

Vorausschauend
seit Generationen

Wer dieselben Ziele verfolgt, kommt gemeinsam besser voran. Vertrauen Sie auf unsere jahrzehntelange Erfahrung und legen Sie bei der LGT nach derselben Strategie an wie unserer Eigentümerin, die Fürstliche Familie von Liechtenstein. lgt.com/ch



Private
Banking

Weltwoche: Er instrumentalisiert und manipuliert die Geschichte. Musste die Ukraine wirklich «entnazifiziert» werden?

De Gaulle: Das im Westen hochgelobte Asow-Bataillon schmückt sich mit den Emblemen der SS-Division «Das Reich». Es gab neonazistische Gruppen, man sah sie beim Maidan. Auch der Westen betreibt Propaganda und instrumentalisiert die Geschichte. Ich wünschte mir, dass Macron, Scholz, Meloni und Sunak ihre Länder so engagiert verteidigen würden, wie es Putin mit Russland tut.

Weltwoche: Kommen wir zurück auf den Maidan. Es bleibt für Sie ein Putsch – wenn auch nicht unbedingt der Neonazis?

De Gaulle: Ohne jeden Zweifel. Die Ukraine wurde und wird als Werkzeug und Schauplatz missbraucht. Russland kämpft in diesem Krieg gegen eine Koalition von mehr als zehn Ländern. Putin führt einen Abnutzungskrieg, von dem er sehr genau weiss, dass ihn der Westen nicht ewig führen kann. Mein Grossvater hat den Algerienkrieg beendet, weil er sich bewusst war, dass er die Möglichkeiten Frankreichs überforderte. Er hätte seine grossen Projekte unmöglich gemacht. Für Amerika war der Vietnamkrieg eine wirtschaftliche Katastrophe. Putin verfügt über ein Reservoir an Mitteln, Männern und Munition, das es ihm erlaubt, diesen Krieg zu führen. Der technologische Vorsprung der Russen beträgt mehrere Jahre.

Weltwoche: Wie bitte?

De Gaulle: Nehmen Sie die Kinschal-Raketen. Sie haben ein streng geheimes Nato-Quartier in der Ukraine zerstört. Wie ein Blitz schlugen sie ein, es gab Hunderte von Toten, unter ihnen befanden sich hochrangige amerikanische

Militärs. Die Raketenabwehr sah sie nicht kommen. Man kann die Kinschal-Raketen nicht abfangen. Rheinmetall will eine Panzerfabrik in der Ukraine bauen. Sie wird zerstört werden. Was ich in diesem Zusammenhang auch noch anfügen möchte: Man schickt der Ukraine obsoletes Kriegsmaterial. Israel schickt keine Waffen – weil es befürchtet, sie könnten weiterverkauft werden und gegen das eigene Land eingesetzt werden. Aber auch, weil in Israel viele Juden sowohl russischer wie ukrainischer Herkunft leben.

Weltwoche: Das westliche Narrativ erzählt die Geschichte einer Machtübernahme durch den KGB mit Putin als Marionette und den Methoden der Mafia. Deren Ziel sei es, den Zu-

«Die Ukraine wurde und wird als Werkzeug und Schauplatz missbraucht.»

sammenbruch der Sowjetunion zu kompensieren. Russland habe sich nie mit der Aufarbeitung der kommunistischen Verbrechen befasst, für die jetzt ein Tribunal wie nach dem Zweiten Weltkrieg in Nürnberg gefordert wird. Kurz vor dem Angriff hat Putin die Historikervereinigung Memorial verboten.

De Gaulle: Doch, die Selbstkritik hat stattgefunden. Putins Russland ist keineswegs eine Auferstehung der Sowjetunion. Die UdSSR hat nicht funktioniert, das ist den Russen durchaus bewusst. Der bürokratische Sozialismus hat sich selbst aufgelöst. Die Russen wollen eine moderne Wirtschaft. Kapitalistisch, effizient, international.

Weltwoche: Putin ist seit kurzem der Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt.

De Gaulle: Die USA hatten das Protokoll zur Schaffung des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag unterzeichnet und sich dann zurückgezogen. Ich habe nichts gegen ein solches Gericht. Aber es müsste unparteiisch sein. Die USA haben zahlreiche Verbrechen begangen, die der Internationale Strafgerichtshof untersuchen und bestrafen müsste: die Atombombenabwürfe über Hiroshima und Nagasaki, die Napalmbomben in Vietnam, die widerrechtlichen Kriege in ehemaligen Jugoslawien, den Angriff auf den Irak, der mit einer Lüge – es gab keine Massenvernichtungswaffen – begründet wurde und 1,4 Millionen Tote forderte, Syrien, Afghanistan, Libyen. Für mich ist der Internationale Gerichtshof eine Lobby.

Weltwoche: Putin wird die Deportation ukrainischer Kinder vorgeworfen.

De Gaulle: Gab es solche Gräueltaten nicht auch auf der anderen Seite?

Weltwoche: Er auch, ich nicht. Zweifellos sind die Ukrainer keine Unschuldslämmer. Sie sagen «auch». Das heisst, die Vorwürfe könnten stimmen?

De Gaulle: Krieg ist immer schrecklich. Er führt zu Tragödien, Exzessen, Verbrechen, Katastrophen. Auf beiden Seiten. Das alles hätte vermieden werden können: durch die Abkommen Minsk I und II. Deutschland und Frankreich waren seine Garanten.

Weltwoche: Woran scheiterte die Umsetzung?

De Gaulle: Am Widerstand der Amerikaner. Angela Merkel hat am 7. Dezember 2022 in ihrem Interview in der *Zeit* erklärt, dass Russland die Ukraine 2015 ohne grossen Widerstand hätte einnehmen können. Dass die Ukraine die Zeit seither für ihre Aufrüstung gut genutzt habe. Die Russen haben diese Erklärung als weitere Demütigung empfunden: Die Minsker Abkommen waren eine Täuschung, der Westen spielte auf Zeit. Das machte Putin mit seiner Rede in Stalingrad deutlich. Zum zweiten Mal in der Geschichte, sagte er, hätten deutsche Panzer Russland angegriffen.

Weltwoche: Aber jetzt kommen Verhandlungen – nun unter chinesischer Führung?

De Gaulle: China hat bereits einen Friedensplan vorgelegt, dem sich die Russen anschlossen. Er wurde reflexartig abgelehnt. Bei den Verhandlungen werden die Europäer keine Rolle spielen. Verhandeln werden Putin, Xi Jinping und Biden.

Weltwoche: Die Ukraine wird nichts zu sagen haben.

De Gaulle: Ihr droht das gleiche Schicksal wie früheren Verbündeten Amerikas, die skrupellos fallen gelassen wurden, als sie nicht mehr gebraucht wurden. Und Selenskyj wird man zum Schuldigen für diesen Krieg machen – nicht ganz zu Unrecht.



«Das alles hätte vermieden werden können»: Berater de Gaulle.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Knut Hamsuns
epochaler Roman
«Hunger» ist immer
noch tief berührend.
Matthias Matussek,
Seite 62



Glimmende Hoffnung.

Weltwoche Nr. 16.23
Bild: Wikiart

John Everett Millais, *Waiting*, 1854 – Ein Leben lang wartet der Mensch. Er wartet immer auf den Anfang oder das Ende von etwas, auf das Erwartete oder das Unerwartete. Der Mensch ist ein *Homo expectans*. Nur selten lässt er das Warten, vergisst es. Meist in jenen Momenten, die seinen Erwartungen entsprechen oder sie übertreffen. Dann, und nur dann legt das Warten eine kleine Pause ein.

Das alles liegt natürlich am Leben selbst, das, wie man so sagt, nichts anderes ist als eine grosse Warteschleife auf das grosse Unbekannte danach. Manchmal ist das Warten unangenehm, ist ein qualvolles Zerrinnen der Zeit, manchmal durchaus erfreulich, eines, bei dem die Zeit nicht schnell genug vorbeigehen kann. Dazwischen ist das Hier und Jetzt, dieser Pendelzustand, in dem all das vergebene und zukünftige Warten hin und her schwingt.

Man sagt, dass das Warten ein Ende habe, aber das stimmt nur halb, weil das Warten zu Lebzeiten endlos ist. Egal, ob wir auf die Liebe warten, auf das Abendessen, auf Ruhe, auf ein Paket, auf Erlösung, den Weltuntergang, oder, wie jetzt, auf den Frühling, der nicht kommen will. Es ist seltsam, dieses Warten, paradox; wenn es kalt ist, warten wir auf Wärme, wenn es warm ist, auf Kühlung, so, als ob wir nie wirklich in klaglosen Einklang kommen könnten mit dem Zustand der Dinge.

Dann sitzen wir da wie die junge Frau auf John Everett Millais' (1829–1896) Gemälde, schauen dem Zukünftigen entgegen und dem Vergangenen hinterher, versunken in unseren Erwartungen, die erloschene und glimmende Hoffnung sind. Erst, so scheint und so fühlen wir es gelegentlich, wenn das Warten zu Ende ist, geht das Leben weiter.

Leben ist Warten und das Warten jenes Leben, das nicht vom Fleck zu kommen scheint. Und manchmal lohnt sich das Warten, und manchmal ist es verschwendete Zeit. Was jedoch, könnte man sich fragen, würde uns erwarten, wenn wir nie warten müssten? *Michael Bahnerth*

Kaiser, Künstler, Ungeheuer

Wie brutal war Nero wirklich?

Eine neue Biografie geht der Frage auf den Grund.

Oliver vom Hove

Alexander Bätz: Nero. Wahnsinn und Wirklichkeit. Rowohlt. 576 S., Fr. 49.90

Seit knapp zwei Jahrtausenden gilt er als der Wüterich der Weltgeschichte. Ein hemmungsloser Despot und Menschenhinder sei Nero gewesen, an dessen Händen Unmengen von Blut klebten. Muttermörder, Brandstifter, ein psychopathischer Tyrann – das alles gehört von jeher zur Beschreibung seiner Person.

Ist das auch alles wahr? Nicht alles, konstatiert der Althistoriker Alexander Bätz in seiner jüngsten Nero-Biografie. Die Nachwelt habe, grossteils aus selbstbezogenen Gründen, nahezu ausnahmslos kein gutes Haar an der überlieferten Gestalt des letzten Kaisers der julisch-claudischen Dynastie gelassen.

Gnadenloser Machtkampf

Nacheinander haben vor allem die Geschichtsschreiber Tacitus, Sueton und Cassius Dio sich überboten in der möglichst krassen Zeichnung des abscheulichen Prinzeps, dessen Herrschaft von 54 bis 68 nach Christus dauerte. Auch Plinius der Ältere fügte das Seine hinzu. Einzig Flavius Josephus, Neros Zeitgenosse, suchte der Nachwelt ein eher gemässigtes Bild des Kaisers zu hinterlassen.

Geht es demnach um die schlagkräftigste posthume Verleumdung eines weithin unbeliebten Kaisers? Bätz stellt klar: «Es gibt keinen Grund zu der Annahme, Neros Darstellung in der antiken Historiografie sei ausschliesslich Erfindung. Viele der Nero nachgesagten Verbrechen und Verhaltensweisen sind evident.»

«Was hat es Schlimmeres gegeben als Nero, was gibt es Besseres als die Bäder Neros?», fragte denn auch der Dichter Martial, nur zwanzig Jahre nach Neros Tod, in einem Epigramm. Immerhin hatte der Kaiser, um die bei den Römern beliebte Bäderkultur zu fördern, auf dem Marsfeld eine weitläufige Thermenanlage – einen antiken Wellness-Tempel – errichten lassen.

Blutsbande waren die entscheidende Trumpfkarte im dynastischen Nachfolgespiel der Kaiserzeit. Nur, dass es kein Spiel, sondern ein gnadenloser Machtkampf war: Im imperialen Familienclan nach Augustus ging es mörderischer zu als in den blutrünstigen antiken Dramen der Orestie.

Hauptakteurin zugunsten ihres Sohnes Nero war Julia Agrippina. Sie war die Tochter des ruhmreichen Feldherrn Germanicus, Schwester und Bettgespielin des Kaisers Caligula, Gattin und Regentin des altersschwachen Kaisers Claudius und schliesslich sogar Mutter und (angebliche) Bettgenossin des neuen Kaisers.

Für seine Inthronisation hatte sie alle Mittel, einschliesslich ihres eigenen Körpers, eingesetzt. Den vierzehnjährigen *princeps iuventutis* konnte das römische Volk bereits ab dem Jahr 51 auf einer Denar-Münze bestaunen – auf der Rückseite. Denn auf dem Avers zeigte sich Agrippina selbst, als Fruchtbarkeitsgöttin Ceres. Drei Jahre später starb Kaiser Claudius beim Pilzmahl, allem Anschein nach vergiftet durch Agrippina. Der Weg zur Thronbesteigung ihres Sohnes war frei.

Für Tacitus mit seinen republikanisch-senatorischen Neigungen war der Einfluss Agrippinas auf das Patriziat Roms ein Gräuel. Dementsprechend schildert er sie mit allen grellen Farben als Ausbund von Heimtücke und Hinterlist.

Aber sie hatte einen brillanten Erzieher für ihren Sohn engagiert, der dem unsteten Charakter des Eleven, so lange es möglich war, Stabilität abzurufen suchte. Der stoische Philosoph Seneca wurde für diese Aufgabe ei-

Blutsbande waren die entscheidende Trumpfkarte im dynastischen Nachfolgespiel der Kaiserzeit.

gens aus der korsischen Verbannung zurückbeordert und stand später, zusammen mit dem Prätorianerpräfekt Sextus Afranius Burrus, dem jungen Kaiser als Regierungsberater massgeblich zur Seite.

Anfangs liess sich die Regentschaft von Nero Caesar durchaus vielversprechend an. Brot und Spiele wollte das Volk – der Kaiser liess Vorsorge treffen, dass die Getreidelieferungen für die monatliche kostenlose Zuteilung an rund 200 000 bedürftige Römer reibungslos vonstattenging. Um die Bürger Roms vollends für sich einzunehmen, liess er ein durch seine Grösse wie auch seine Holzarchitektur beachtliches Amphitheater errichten. Damit wurde der Spektakelsucht der *plebs urbana* mit Gladiatorenkämpfen, Tierhetzen und Wagenrennen eine entsprechende Arena geboten.

Nero selbst war ein begeisterter und fachkundiger Anhänger der Wagenrennen. Dass er freilich als nimmersatter Lenker oft selber in die Quadriga stieg, wurde ihm als Verletzung von Pflicht und Kaiserwürde angekreidet.

Noch unangemessener erschien der aristokratischen Oberschicht Neros Leidenschaft, sich bei den unterschiedlichsten Gelegenheiten als Bühnenkünstler zu präsentieren. Der Kaiser war dem Mimus verfallen. Als Sänger mit der Kithara liess er sich von Claqueuren, sogenannten *augustiani*, ausgiebig bejubeln. Er fühlte sich mit Leib und Seele als Schauspieler, der wie üblich mit goldener Maske und auf hohen Kothurnen auftrat. Sein tägliches Stimmtraining nahm viel Zeit in Anspruch. Im Senat machten sich, zunächst noch verhohlen, Spott und Unmut breit.





Bestialische Strafen: Brandschatzung Roms im Juli 64.

Nach fünf Jahren Herrschaft entblösste sich nach und nach Neros tyrannischer Charakter. Zuvor schon hatte er sich seines Stiefbruders und Thronrivalen Britannicus durch Mord entledigt. Nun wurde seine Mutter zu mächtig. Das Komplott, das er zu ihrer Ermordung schmiedete, war verbrecherisch abgefeimt: Bei einem inszenierten Schiffbruch sollte Agrippina den Tod im Meer finden. Doch sie konnte sich retten und musste letztlich durch den gedungenen Henker Anicetus in ihrer Villa erdolcht werden.

Leichen markieren seinen Weg

Nach dem Muttermord wurde, auch unter Mithilfe Senecas, das Gerücht verbreitet, Nero habe durch die Tat einen Anschlag Agrippinas auf ihn vereitelt. Dass das Volk daraufhin sein Überleben feierte, kommentierte Tacitus sarkastisch: Ein Volk von Sklaven habe seinen Herrscher bejubelt. Leichen markierten weiter den Weg des despotischen Kaisers. Octavia, seine erste Frau, musste sterben, um für eine neue Favoritin, Poppaea Sabina, Platz zu schaffen. Auch sie fand durch Neros Brutalität den Tod: Er hatte

der Schwangeren so heftig in den Leib getreten, dass sie starb.

Umstritten ist Neros Rolle bei der Brandschatzung Roms im Juli 64. Neun Tage lang wütete das Feuer, das Nero wohl nicht gelegt haben konnte: Er weilte beim Ausbruch in seiner Villa in Antium im Süden Roms. Andererseits gewann er durch den Brand neuen Raum für seine gigantische Palastanlage Domus Aurea, die er mit Mitteln der Bürger errichten liess. Die Schuld an dem Brand lenkte er auf die marginale Minderheit der Christen, für die bestialische Strafen vorgesehen waren: Menschen wurden in Tierhäute eingenäht und von Hunden zerfleischt, andere wurden ans Kreuz geschlagen und als menschliche Fackeln angezündet.

Spätestens jetzt griff Unbehagen um sich. Ein Kreis von Verschwörern um Gaius Calpurnius Piso plante 65 den Umsturz, wurde indes verraten und auf Befehl Neros hingerichtet oder zum Selbstmord gezwungen. Darunter war auch Seneca. Zuletzt gab es nur noch Furcht und Zittern in der römischen Machtelite.

Ausschweifung, Genussucht, Grössenwahn zerrütteten die Staatsfinanzen. Im Frühjahr 68

kam es erneut zum Aufstand. Er begann in der gallischen Provinz, schwoll militärisch rasch an und setzte sich schliesslich im Senat fort, der am 9. Juni Nero zum Staatsfeind erklärte. Der floh

Zuletzt gab es nur noch Furcht und Zittern in der römischen Machtelite.

noch in derselben Nacht vor den Armeen des Gegenkaisers Galba in die Villa eines Vertrauten, wo er sich mit dessen Hilfe selbst entleibte.

Ist Nero durch die moderne Historiografie rehabilitiert? Nur sehr mit Massen. «Ein Tyrann der übelsten Sorte» bleibt er für Alexander Bätz. Sein Buch vermittelt viel Alltagswissen, das Gesamturteil deckt sich mit dem üblichen und überlieferten letztlich doch sehr.

Noch im Tod hatte der extrovertierte Mime geklagt: «Welch ein Künstler geht mit mir zugrunde!» Die politische Bilanz ist verheerend: Dem Imperium Romanum hatte er in den vierzehn Jahren seiner Herrschaft weder als Heerführer noch als achtbarer Staatsmann gedient.

Passionsgeschichte eines Journalisten

Matthias Matussek

Knut Hamsun: Hunger.

Aus dem Norwegischen von Ulrich Sonnenberg. Manesse. 256 S., Fr. 38.90

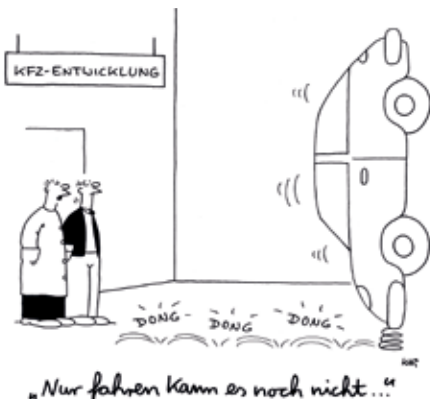
Ob die Neuübersetzung von Knut Hamsuns Roman tatsächlich so überragend ist, wie überall behauptet wird, kann ich nicht beurteilen, mein Norwegisch ist ein bisschen eingerostet. Wobei mir aus meiner ersten Lektüre vor über fünfzig Jahren, die mir schon damals den Atem geraubt hatte, eine Formulierung wie «Ich geilte mich mit diesem Gedanken auf» nicht erinnerlich ist, aber sie stimmt auf drastische Weise im beschriebenen Kontext.

Geblichen ist erneut die schon körperlich spürbare Wucht dieser Passionsgeschichte, dieses Bewusstseinsstroms eines hungernden Journalisten, dem bürgerliche Fassung und Identität und Würde nur noch in Fetzen herabhängen wie seine Kleidung, seine Haut. Mit diesem Roman betritt das Subjekt der modernen Welterfahrung die Literatur – es ergibt kein Ganzes mehr. Dieser Mensch: ein kubistisches Puzzle. Da sind der Hungerwahn, die Leichtigkeit des Geistes, die Schärfe der Bilder – und das Absinken in die stumpfsinnige Schwäche der Entbehrung. Knut Hamsun, der 1886 nach kurzem USA-Aufenthalt zurückkehrte nach Kristiania, das spätere Oslo, hat eigene Erfahrungen verarbeitet.

Kampf ums Wort

«Wie gleichförmig und regelmässig war es die ganze Zeit mit mir abwärts gegangen! Ich stand zuletzt so sonderbar entblösst von allem Möglichen da, ich hatte nicht einmal mehr einen Kamm – hatte kein Buch mehr, um darin zu lesen, wenn mir traurig zumute war.» Er ist gespannt zwischen Himmel und Hölle. Er vermeint, dass der Finger Gottes in seinem Kopf ein paar Drähte durcheinandergerührt hat.

Der Himmel ist das: «Plötzlich fallen mir ein oder zwei gute Sätze ein zu einer Skizze, einem Feuilleton, feine sprachliche Glückstreffer, wie ich noch nie ihresgleichen gefunden hatte»,



Der Mensch als kubistisches Puzzle: Autor Hamsun.

und die Hoffnung, dem Redaktor der Zeitung, dem «Kommandeur», ein paar Kronen für eine Mahlzeit zu entlocken. Neben dessen Schreibtisch steht ein Papierkorb, der «aussah, als könne er einen Mann mit Haut und Haar verschlingen». So sähe dann die Hölle aus.

Nie ist der Kampf ums Wort brutaler geschildert worden, nie inniger das Bemühen um Würde eines Hochgesinnten in einer Welt aus Abweisungen. Nach einigen Nächten im Freien, die Dachkammer ist ihm gekündigt worden, findet er Unterschlupf in der Zelle auf einer Polizeiwache, nur um dort von Dämonen verschlungen zu werden. «Eine Zeitlang blieb ich liegen und sah in die Finsternis, in diese dicke Massenfinsternis, die keinen Boden hatte, die ich nicht begreifen konnte.»

Doch da ist ein Lichtstrahl, ein Mädchen, das er im Übermut gefoppt hatte, er nennt es Yjalali, ein Traumgeschöpf, es kommt tatsächlich zur Begegnung, zu einem Kuss, dann folgt das tiefe Erschrecken des Mädchens über den Irrsinn des Verlorenen und die unüberbrückbare Kluft.

Unser namenloser Schreiber findet Unterschlupf bei einer Wirtin am Hafen, muss dann jedoch sein Zimmer an einen Seemann abgeben. Und schreibt in der Wohnstube verzweifelt an einem Mittelalterdrama, das er «Das Zeichen des Kreuzes» nennt, doch ihm will eine wichtige Replik nicht einfallen in die-

sem lärmenden Elend mit Kindern, dem Alten, der Wirtin, den Gästen, seine Assoziationen rasen bis hin zum Weltenbrand.

Sicher sind wir über die Streifzüge des Hungernden durch Kristiania mit der Geografie der äusseren Welt verbunden, den Parks mit ihren Bänken, den Flaneuren und Pfandleihern, der

Mit diesem Roman betritt das Subjekt der modernen Welterfahrung die Literatur.

Wache und der Hafengegend, doch der einzige Handlungsstrang ist der Hunger, und die wesentlichen Dinge spielen sich in der Gewitterlandschaft der Seele ab, dort, wo es um den Stolz und die Erniedrigung, den Grossmut und die Liebe und die Finsternis geht, um die Einbildungskraft und die Freude, das Hadern mit einem gleichgültig erscheinenden Gott, ja in allem auch um das menschliche Mitleid.

Passionserfahrungen

Karl Ove Knausgård, ein Bewunderer, bemerkte zu Recht, dass Hamsun gerade deshalb «so weit gehen konnte, wie er nur wollte, und der Roman wirkt bis heute modern», weil noch keiner so weit gegangen ist, wie Hamsun es in seinem Text tat». Und er fährt fort: «Das Ent-



Worte wie modrige Pilze

Pascal Morché

Hugo von Hofmannsthal: Der Brief des Lord Chandos u. a. a. Anaconda TB. 160 S., Fr. 7.90

Skeptisch sollten wir sein im Umgang mit Worten. Besonders in der Öffentlichkeit: Ein Arztfunktionär vergleicht dort Corona mit Ebola. Die deutsche Aussenministerin Annalena Baerbock sagt, «wir führen Krieg gegen Russland» (ich übrigens nicht). Ein Nachrichtenmagazin nennt Leopard-2-Panzer «Gamechanger».

Baerbocks Worte konterte die Sprecherin des russischen Aussenministeriums souverän. An Baerbock gerichtet, schrieb sie: «Verstehen Sie selbst, wovon Sie da reden?» Versteht ein Journalist, der einen Panzer «Gamechanger» nennt, dass damit Krieg auch «Spiel» heisst? Der Gebrauch der Worte ist von einer Leichtfertigkeit, die Angst macht. Schwätzer wiegen ihre Worte nicht.

Verbale Diarrhö

Die empfohlene Ordnung: «Erst denken, dann reden», wo ist sie hin? Der Mensch redet, schreibt, postet, twittert – unbedacht und mit Emojis verziert. An verbaler Diarrhö wird gelitten, ohne sich krank zu fühlen, und die Macht der Masse bestätigt den Einzelnen in seiner Worte Schwall. Es herrscht eine Überdosis an Kommunikation, ein Mitteilungsbedürfnis aus Narzissmus, Einsamkeit und der völligen Unfähigkeit zur Selbstreflexion.

Ob Sprache wirklich zur Verständigung taugt? Seit der Antike macht man sich darüber Gedanken. Auch Goethe lässt Faust zweifeln: ««Im Anfang war das Wort!» Hier stock' ich schon! [...] Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen.»

Nun, wir müssen nicht faustisch um das Wort ringen. Wir müssen nicht fragen, ob der Baum Baum heisst und nicht doch Stuhl. Der wunderbare Schriftsteller Peter Bichsel hat über solche Fragwürdigkeiten eine kleine Geschichte geschrieben: «Ein Tisch ist ein Tisch». Darin ändert ein Skeptiker die Worte, benennt die Dinge um und wird am Ende nicht mehr verstanden. Privatsprache ist eben keine Sprache. Aber Zweifel, wie und was wir so (dahin)sagen, sind heute nötiger denn je.

Das Wien von 1900, jene zivilisatorische Melange aus Traum und Wirklichkeit, könnte uns dabei heute Vorbild sein. Damals konkretisierte sich der Zweifel an Sprache und ihrer (Vermittler-)Rolle zwischen Subjekt und Wirklichkeit in dem Begriff «Sprachskepsis». Der Dichter Hugo von Hofmannsthal verfasste 1902 einen fiktiven, auf das Jahr 1603 datierten «Brief». Er schreibt darin als Lord Chandos

an Francis Bacon, dass er nie wieder literarisch tätig sein wird, da ihm Worte suspekt sind. Sie enthalten für ihn keine Wahrheit und können keine Zusammenhänge stiften. Es sei ihm «völlig die Fähigkeit abhanden gekommen, über irgend etwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen».

«Indezente Selbstüberschätzung»

Wortmächtig (!) beschreibt der Dichter des Chandos-Briefs sein Problem: «Die abstrakten Worte, deren sich die Zunge naturgemäss bedienen muss, um irgendwelches Urteil an den Tag zu geben, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze.» Von Worten fühlt sich Lord

Eigentlich müsste hier eine weisse Seite sein, das wäre konsequente Sprachskepsis.

Chandos «im Stich gelassen». Er glaubt, es gebe eine unbekannte Sprache, «eine Sprache, von deren Worten mir auch nicht eines bekannt ist». Bis diese aber gefunden ist: Schweigen!

Auch Rainer Maria Rilke war skeptisch, dass Wirklichkeit mittels Sprache darstellbar ist. In seinem Gedicht «Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort» beklagt er 1898 die falsche Sicherheit, mit der Dinge zweifellos benannt werden:

«Sie sprechen alles so deutlich aus: / und dieses heisst Hund und jenes heisst Haus, / und hier ist Beginn und das Ende ist dort. / Mich bangt auch ihr Sinn, ihr Spiel mit dem Spott, / Sie wissen alles, was wird und war; / kein Berg ist ihnen mehr wunderbar; / ihr Garten und Gut grenzt grade an Gott. / Ich will immer warnen und wehren: Bleibt fern. / Die Dinge singen hör ich so gern. / Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm. / Ihr bringt mir alle die Dinge um.»

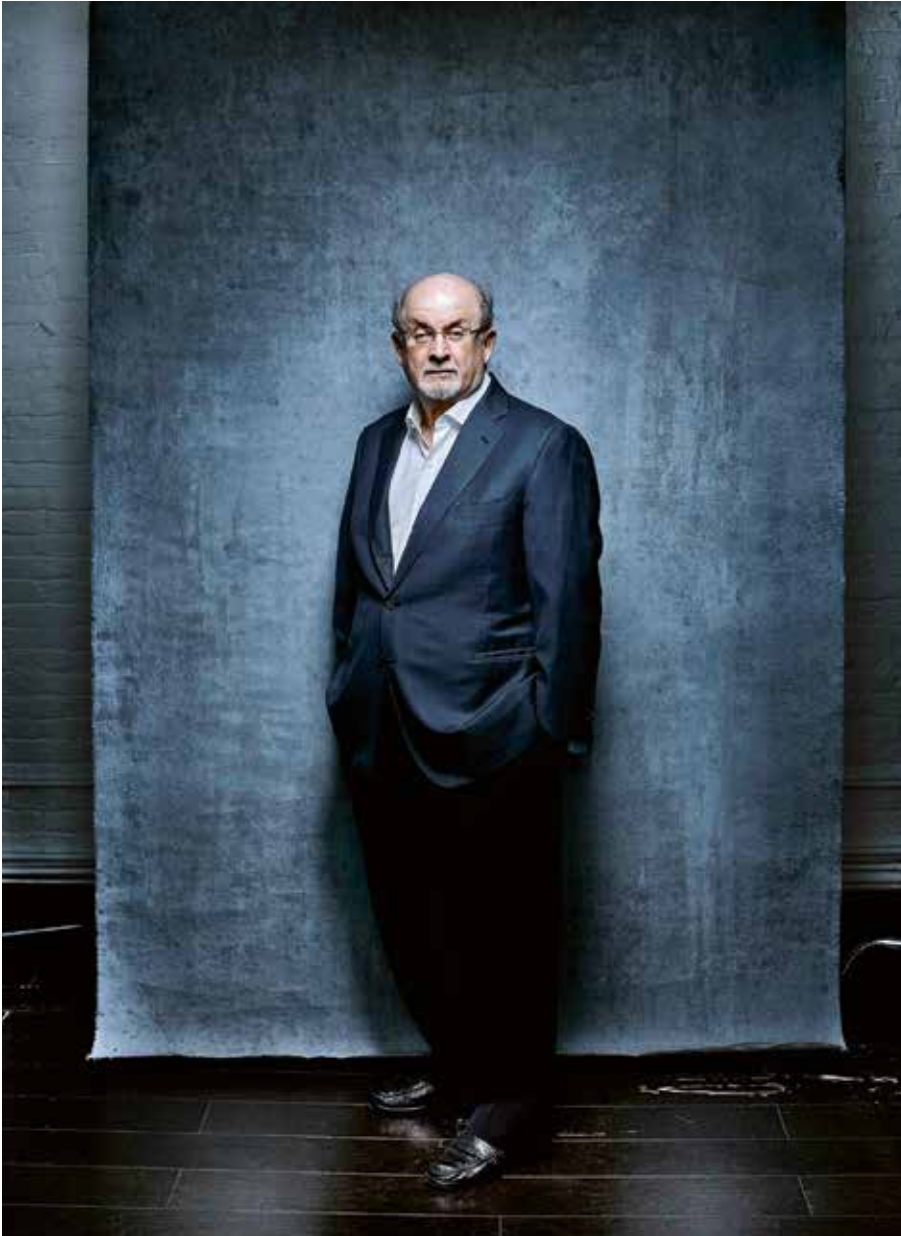
Wie würde Rilke es heute fürchten, des Menschen Wort? Was würde der Sprachskeptiker Hofmannsthal zu einer Talkshow sagen, zu diesem Käfig der Geschwätzigkeit? Was der Philosoph Ludwig Wittgenstein, der 1918 Sprache als «Abbild» der Dinge verstand und zu dem Schluss kam: «Was sich überhaupt sagen lässt, lässt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muss man schweigen.»

Eigentlich müsste hier eine weisse Seite sein, hier dürfte kein Text stehen, das wäre konsequente Sprachskepsis. In ihrer radikalsten Form ist sie eben auch kein Weg. Dennoch: Mehr Skepsis an dem, was wir sagen und hören, schreiben und lesen, sie wäre ein Gewinn. Hofmannsthal übrigens hat dieses Thema nie losgelassen. Fast zwanzig Jahre nach dem Chandos-Brief heisst es in seinem Theaterstück «Der Schwierige»: «Das Reden basiert auf einer indezenten Selbstüberschätzung.» Würde Annalena Baerbock dem zustimmen?

scheidende in «Hunger» ist ja gerade, dass vorher noch niemand dort gewesen war.» Dass sich Hamsun für diese Grenzerfahrung, für diesen Vorstoss ins Unbekannte, ausgerechnet die Figur eines Journalisten erwählte, eines Tagelöhners des Wortes, der so hoch greift in seiner leuchtenden Gewissenhaftigkeit und sich ständig verfehlt, birgt unter heutigen Bedingungen dann doch eine gewisse Verrücktheit.

Denn in diesen Tagen lässt sich wohl keine trivialere Figur denken als die des Journalisten, der ungetrübt ist von all den Gewissensnöten, unter denen Hamsuns Held leidet. Die Erfahrung ist zwar durch Hamsuns Biografie belegt, doch unter heutigen Bedingungen stellt sich dann doch ein unübersehbares Glaubwürdigkeitsproblem: Nie war es einfacher und bequemer, sich im bräsig-selbstzufriedenen journalistischen Betrieb, abgeschnitten von jedem sittlichen Bemühen, eine komfortable und einträgliche Existenz zu sichern.

Deshalb: Wer Gefälligkeits-Interviews mit den Mächtigen führt und sich für Propagandadienste und bei Bedarf Hetze gegen Dissidenten in den Dienst nehmen lässt, wird nie auch nur in die Nähe jener Passionserfahrungen geraten im Ringen um das Wort, den gelungenen Einfall, die glückliche Wendung, wie der Held aus Hamsuns epochalem und tief berührendem Roman «Hunger».



Misstraut Religionen: Autor Rushdie.

Parabel über Aufstieg und Fall eines Reichs

Rolf Hürzeler

Salman Rushdie: Victory City.
Aus dem Englischen von Bernhard Robben.
Penguin. 416 S., Fr. 36.90

Die indische Stadt Bisnaga verwandelte sich in kurzer Zeit in einen fabelhaften Ort: «Nirgendwo war der Reichtum zu übersehen vor allem dank der Opulenz der Sprachen – zu ekstatischen Höhen von grossen Dichtern getrieben.» Bisnaga erlebte gerade eine zweite Hochblüte unter der gottähnlichen Königin Pampa Kampana, die sie zwei Jahrhunderte früher selbst gegründet hatte. Schon bald sollte indes der Niedergang unter unfähigen Potentaten einsetzen. Das ist die Fantasiewelt des indisch-bri-

tischen Schriftstellers Salman Rushdie in «Victory City». Er verpackt den Roman in eine alte, fiktive Erzählung, die Pampa Kampana einst geschrieben haben soll. Die Fantasy-Figur fasste darin das Glück und das Unglück der fiktiven Stadt Bisnaga zusammen.

Rosa Affen

Der Märchenort enthält Bezüge zu dem spätmittelalterlichen Reich Vijayanagar in Südindien, das muslimische Invasoren einst zerstört hatten und das heute unter der hinduistischen Regierung von Premierminister Narendra Modi neue Symbolkraft erhalten hat. Es existierte historisch in der Epoche von 1318 bis 1565 und wurde exakt so alt wie die fiktive göttliche Erzählerin Pampa Kampana.

Der 75-jährige Salman Rushdie erlangte 1989 Welttrium, nachdem der iranische Machthaber Ajatollah Chomeini eine Fatwa, ein Todesurteil, gegen ihn ausgesprochen hatte. Er habe in sei-

nem Roman «Die satanischen Verse» den Propheten Mohammed verunglimpft. Das Buch löste damals gewaltsame Proteste in der islamischen Welt aus. Das Todesurteil ist inzwischen zwar aufgehoben, aber der Autor wurde im vergangenen Jahr Opfer einer beinahe tödlichen Messerattacke in den USA. Rushdie gehört zu den führenden angelsächsischen Autoren. Sein Roman «Mitternachtskinder» gilt als ein moderner Klassiker. Die Geschichte handelt vom Schicksal der Kinder, die in einer Nacht Mitte August 1947 zur Welt kamen, als Indien die Unabhängigkeit von Grossbritannien erreichte.

Schnittpunkte zwischen Kolonialismus und Kolonien sind ein wiederkehrendes Thema in Rushdies Werk. So beeindruckt in «Victory City» die angereisten «rosa Affen» Muslime und Hindus gleichermaßen fatal: «Von der Höflichkeit der rosa Affen verführt und von ihren Drohungen verschreckt, erklären sich die grünen und braunen Affen zur Zusammenarbeit bereit.» Die «rosa Affen» sind allerdings gefährlich; sie stellen den Frauen nach.

In «Victory City» fehlen eindimensionale moralische Kategorien: So verliebt sich die Protagonistin Pampa Kampana als junge

Die Herrscher schicken Krieger aus, um den Menschen den wahren Glauben einzuhämmern.

Frau wiederholt in portugiesische Kolonialisten, nachdem sie in ihren Mädchenjahren von einem hinduistischen Weisen missbraucht wurde. Die von der Gesellschaft bewunderten Heiligen sind alles andere als heilig.

Rushdie misstraut Religionen und warnt vor religiösem Fanatismus etwa zwischen dem hinduistischen Bisnaga und seinen muslimischen Nachbarn: «Statt der alten Toleranz, die es Anhängern aller Glaubensrichtungen erlaubt hatte, ungehindert am Leben beider Königreiche teilzunehmen, gab es eine Trennung.» Der Autor verzichtet auf ein moraltriefendes Plädoyer für die Religionsfreiheit und lässt Pampa Kampana kurz kommentieren: «Das ist doch einfach blöd.» Zumal die Herrscher Krieger ausschickten, um den Menschen den wahren Glauben einzuhämmern. Aktuelle politische Bezüge sind unübersehbar.

«Victory City» ist eine Parabel über Aufstieg und Fall des Stadtreichs Bisnaga. Die Gründerin Pampa Kampana zieht zuerst die Strippen, verliert jedoch bald die Kontrolle und muss mit ihren Töchtern in einem Märchenwald Zuflucht suchen. Später kann sie durch einen Geheimtunnel nach Bisnaga zurückkehren, wird aber lange verkannt. Erst als sie ein neues Wunder vollbringt, nämlich den Aufbau von Stadtmauern gegen Invasoren, erhält sie eine gewisse Anerkennung. Ein glückliches Ende ist jedoch ihr selbst und Bisnaga nicht beschieden:

«Goldene Zeitalter wären niemals lange.» Salman Rushdie hat einen Roman in der Art von «Decamerone» geschrieben. Bei allem Elend geht der Humor nicht verloren. Immer wieder ist Rushdies Lächeln spürbar – die Dramen sollten nicht allzu ernst genommen werden. Denn menschliche Worte werden immer überleben.

Toter mit Heiligenbild im Hosensack

Daniela Niederberger

Sanne de Boer: 'Ndrangheta. Wie die mächtigste Mafia Europas unser Leben bestimmt. Aufbau. 350 S., 39.90 Fr.

An Weihnachten 2006 starb die junge Mutter Maria Strangio mit zwei Kugeln in der Brust; ungeladene Gäste hatten das Haus ihrer Schwiegereltern gestürmt, mit Kalaschnikows und Jagdgewehren, vierzig Kugeln wurden abgefeuert. Ihr Mann, Chef eines 'Ndrangheta-Clans im kalabrischen Dorf San Luca, überlebte. In den Medien las man nichts davon.

Wenige Tage später kam Sanne de Boer aus den Niederlanden in Kalabrien an. Die junge Journalistin wollte eine Zeitlang in einem Haus mit Meerblick arbeiten und schreiben. Nicht über die 'Ndrangheta. Die war damals noch weitgehend unbekannt nördlich Italiens, obschon sie inzwischen die mächtigste Mafia Italiens war. Jetzt, fast zwanzig Jahre danach, hat Sanne de Boer eines der wichtigsten Bücher über sie geschrieben – das Ergebnis langer Recherchen, vieler Gespräche und der Sichtung von Bergen von Untersuchungsdokumenten.

Wahrer Augenöffner

Im August 2007, an Mariä Himmelfahrt, wurden nachts auf dem Parkplatz vor dem Edelitaliener «Da Bruno» im deutschen Duisburg sechs Männer erschossen. Darunter der achtzehnjährige Tommaso, Sohn eines Chefs des Pelle-Vottari-Clans, der an dem Abend seine Mafia-Taufe gefeiert hatte: mit einem Tropfen seines Blutes auf einem Heiligenbild, das er noch in der Hosentasche hatte, als er erschossen wurde.

Man ist quasi dabei bei den Treffen mit bösen und erstaunlich beschränkten Menschen.

Das war die Rache für das Weihnachtsmassaker im Jahr zuvor. Erstmals war eine Fehde von zwei Familien nach Deutschland übergeschwappt.

Unterdessen hatte sich die Niederländerin eingelebt, wurde von den freundlichen Nachbarn eingeladen. Nach den Morden in Duisburg fragte sie nach der 'Ndrangheta. «Die

gibt's bei uns nicht.», hiess es. Weniger als ein Jahr darauf brannte ein Auto in ihrer Strasse, es gehörte einer Gemeindeangestellten, die für Baugesuche verantwortlich war. Sie hatte sich geweigert, ihre Augen vor illegalen Bauten zu verschliessen. Wieder etwas später lag ein junger Mann tot in der Strasse, sein Onkel war ein Mafioso aus dem Nachbardorf.

Das erste Geld hatte die 'Ndrangheta in den 1970er und 1980er Jahren mit Entführungen gemacht, unter anderem mit der des Enkels des Ölmagnaten Jean Paul Getty. Sie investierte daraufhin Millionen in den Drogenhandel und ist heute die grösste Kokain-Importeurin Europas mit einem jährlichen Umsatz von fünfzig Milliarden Euro. Dank mutigen Leuten wie dem Bauunternehmer Gaetano Saffioti, der der Staatsanwaltschaft Schachteln mit Beweisen übergab, kommt es immer häufiger zu Prozessen gegen die 'Ndrangheta. Dank ihm konnten 48 'ndranghetisti verhaftet werden. Dank Giu-

C'est le carton qui fait la musique!



seppina Pesce wurde ein Bunker des Pesce-Clans mit 200 Millionen Euro entdeckt, und 42 Familienmitglieder wurden zu insgesamt 500 Jahren Haft verurteilt. Der Preis: Der Bauunternehmer lebt seit zwanzig Jahren hinter Schutzmauern, Giuseppina Pesce zog mit neuer Identität weg.

Längst hat die 'Ndrangheta den Norden infiltriert. Vor allem Rotterdam, des Hafens wegen, Deutschland, wo sie auch an Edelhotels beteiligt ist, und die Schweiz, wo sie ihr Geld wäscht, indem sie in Immobilien investiert.

Ein wahrer Augenöffner von einem Buch, kurzweilig und spannend geschrieben, man ist quasi dabei bei den Treffen mit bösen und erstaunlich beschränkten Menschen.



Die Bibel Überflüssiger Opfertrieb

Auch nicht mit dem Blut von Böcken und Kälbern, sondern mit seinem eigenen Blut ist er ein für alle Mal in das Heiligtum hineingegangen und hat ewige Erlösung erlangt (Hebräer 9, 12). – Das Opfer ist in der Religionsgeschichte ein weitläufiges Thema. Grundsätzlich geht es darum, eine höhere Macht günstig zu stimmen, um dem Heil näher zu kommen. Am Anfang stand wohl die Erfahrung, dass das Leben bedroht war und Unbehagen sowie Angst herrschten. Schon im vierten Kapitel der Genesis brachte Kain als Ackerbauer ein Opfer von seinen Feldfrüchten dar, während Abel als Schafzüchter Fleisch opferte. Unerklärlicherweise beachtete Gott nur Abels Opfer, so dass Kain in Wut ausbrach und seinen Bruder tötete. Diese ersten Opfer standen unter einem schlechten Stern. Trotzdem wurde der Opferkult in Israel reichhaltig, hatte jedoch stets das Gerüchlein der Oberflächlichkeit und wurde von den Propheten kritisiert. Schliesslich gab Christus sich selbst als endgültiges Opfer hin. Der Opferkult hat deshalb im christlichen Glauben keinen Platz, und auch die Juden haben ihn mit dem Fall des Tempels 70 n. Chr. aufgegeben.

Das Wort Opfer stammt von «Opus» und ist ein Menschenwerk. Das liegt uns im Blut, zuerst für den Lebensunterhalt, aber auch für das Überirdische. Doch jedes religiöse Opfer greift zu kurz, deshalb dürfen wir es Christus überlassen. Je mehr er in Vergessenheit gerät, desto stärker wird der Opfertrieb. Inzwischen beherrscht er viele Gemüter und flüstert ihnen ein, bedeutende moderne Errungenschaften seien zu opfern, um Unheil abzuwenden und das Heil zu gewinnen. Daraus ergeben sich voraussehbare soziale Verwerfungen und zerstörerische Eingriffe in die Natur. Eine umgekrepelte Energieversorgung schafft Unheil. Heilsam ist der vertrauensvolle Blick auf das Opfer Christi.

Peter Ruch

Zwei Seelen in einem Fischglas

Roger Waters, Songschreiber von Pink Floyd, ist gegen Israel und für Wladimir Putin. Darum drohen ihm in Deutschland Konzertverbote. Am Dienstag spielt er in Zürich.

Jean-Martin Büttner

Roger Waters und Band: Hallenstadion Zürich.
Dienstag, 25. April

Er ist 79 Jahre alt, Sohn eines kommunistischen Lehrerpaars und neigt zum Diktatorischen. Mit Israel hat Roger Waters Streit bekommen. Mit der Türkei. Mit den USA. Mit der Ukraine. Und mit David Gilmour, seinem ehemaligen Kollegen und Rivalen bei Pink Floyd. Der Band, die über 250 Millionen Platten verkauft hat.

Roger Waters ist ein schwieriger Mensch. Viele kritisieren oder fürchten ihn, manche hassen ihn sogar. Etwa Polly Samson, die Frau von Gilmour und ehemalige Redaktorin der *Sunday Times*. Sie nannte Waters öffentlich «einen antisemitischen Putin-Verteidiger, Lügner und Dieb». Er sei auch «misogyn, grössenwahnsinnig und krank vor Neid». Jedes Wort sei nachweislich wahr, sagte ihr Mann dazu.

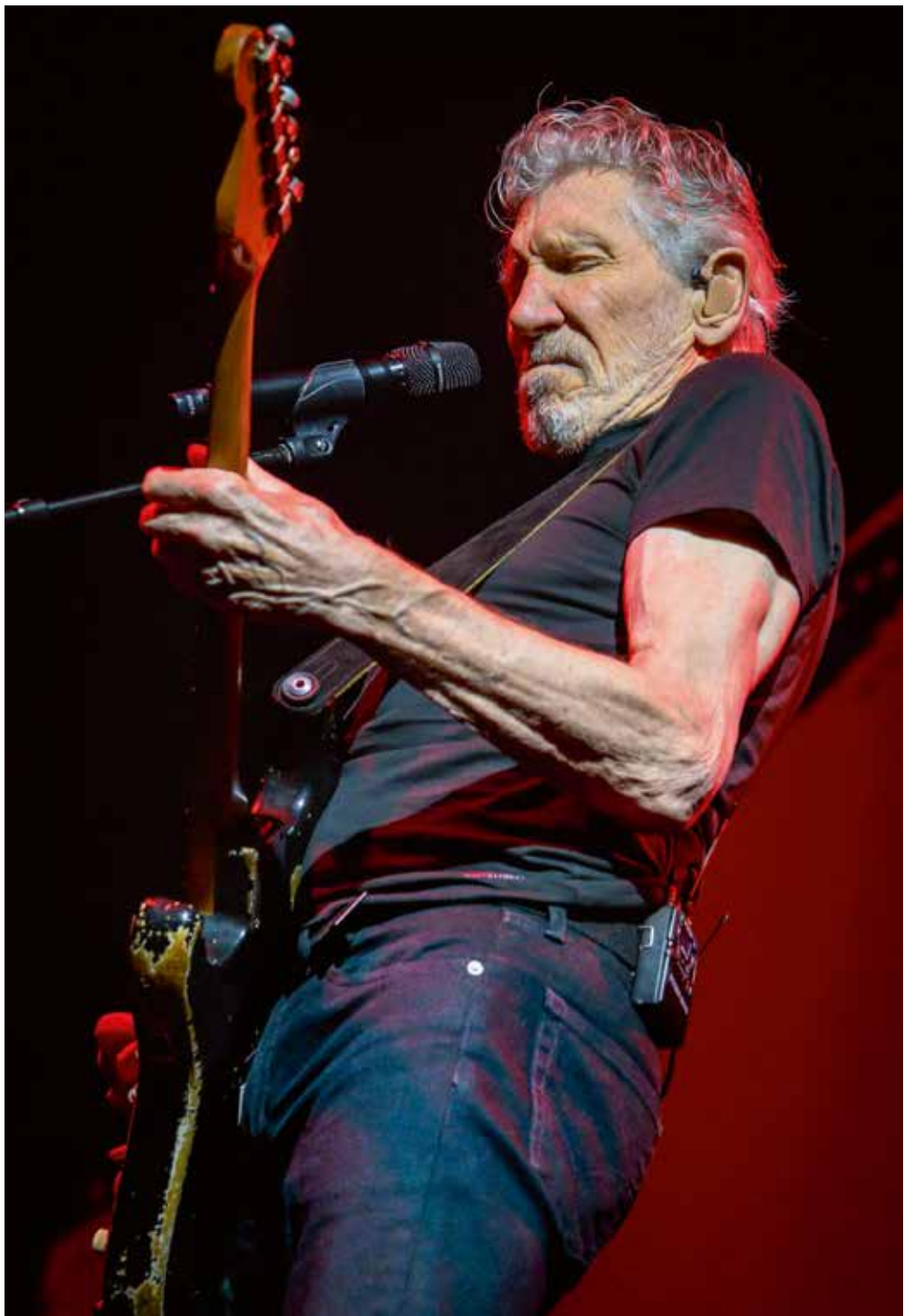
Als wolle Waters den Vorwurf der Egomane bestärken, hat er jetzt Pink Floyds «Dark Side of the Moon» neu aufgenommen. Das Album erschien vor fünfzig Jahren, verbrachte tausend Wochen in den amerikanischen Charts und hat sich fast fünfzig Millionen Mal verkauft. Braucht es bei solchen Zahlen eine neue Version?

Melancholie in Zeitlupe

Sie soll im Mai erscheinen. Ein erster Ausschnitt klingt interessant. Nötig scheint das Ganze trotzdem nicht. Roger Waters mag ein guter Songschreiber sein, ein guter Musiker war er nie. Ausserdem klingt sein letztes Album «The Lockdown Sessions», auch dieses eine Neuaufnahme alter Stücke, kraftlos und monoton.

Andererseits wären ohne Roger Waters weder «Dark Side of the Moon» noch andere Floyd-Alben wie «Wish You Were Here» oder «The Wall» erschienen.

Auch das hört man den vier ausverkauften Konzerten an, die der Eigenwillige auf seiner Welttournee, «This Is Not a Drill» benannt, im Mediolanum-Forum abhält. Das ist eine Halle am Stadtrand von Mailand mit über 12 000 Plätzen. Am nächsten Dienstag, dem 25. April, wird



Das dumpfe Gefühl des Erwachsenseins: Musiker Waters.

Waters seine Show im Zürcher Hallenstadion aufführen.

In Mailand spielt der Bandleader mit seiner neunköpfigen Gruppe Stücke von Melancholie in Zeitlupe und schroffem Zorn. Doch die dazugehörige Show vulgarisiert alle Subtilitäten. Die Bühne in der Hallenmitte visualisiert die Forderungen der Zivilgesellschaft auf riesigen Leinwänden mit Kriegsaufnahmen, Flüchtlingsbildern und Parolen. Und reduziert sie zu multimedialem Kitsch.

Man fühlt sich an die englische Punk-Autorin Julie Burchill erinnert, die das Benefizkonzert «Live Aid» von 1985 mit dem Satz kommentierte: «There is no safer way to castrate a political message than to put it to a throbbing backbeat.» Die wirksamste Kastration einer politischen Botschaft bleibt ihre pochende rhythmische Begleitung.

Mit einem Humor, der bei ihm übersehen wird, hat Waters seine laufende Tour als «His First Farewell Tour» angekündigt. Wie von ihm in einem früheren Gespräch zu erfahren war, mochte er die grossen Auftritte mit Pink Floyd zwar gehasst haben, als Solist habe er sie aber schätzen gelernt, und er möge den Kontakt mit dem Publikum. «I have developed more of a rap-

Was Waters und Gilmour nach ihrer Trennung erlebten, war schon Lennon und McCartney passiert.

port with myself and in consequence with my audiences», sagte er vor vier Jahren. Er habe eine engere Beziehung zu sich selber entwickelt und dadurch zu seinem Publikum. Dann lachte er: «Certainly in the last thirty years or so since I left Pink Floyd.»

Bruch mit David Gilmour

Das spürt man auch bei seinem vierten Mailänder Konzert, bei dem er von einem erstaunlich jungen Publikum mit italienischem Überschwang gefeiert wird. Pink Floyd kamen, wie andere sogenannte Prog-Rock-Bands auch – King Crimson, Yes, Emerson, Lake and Palmer, PFM oder Genesis –, in Italien immer gut an, weil sie Rockmusik mit klassischen Zitaten versetzten. Das passte einem barock-katholischen Land.

Es galt besonders für Pink Floyd. Weil sie nicht nur schwermütig schöne Musik spielten, sondern diese als Spektakel inszenierten, mit Trockeneis, rotierenden Scheinwerfern, zuckenden Laserlinien, Hintergrundfilmen und einem quadrofonischen Sound, den damals keine andere Band der Welt zu bieten hatte. Ihre Konzerte gerieten zu Messen.

Das Konzert von Waters' laufender Tour beginnt mit einer kahlen Version jenes Stückes, mit dem er seine letzte beendet hatte: «Comfortably Numb» vom Album «The

Wall» von 1979. Das war der letzte Song, bei dem Roger Waters und David Gilmour zusammenarbeiteten, dann zerbrach ihre Beziehung. Es bleibt eines der schönsten Floyd-Stücke mit einem von Waters' besten Texten über das dumpfe Gefühl des Erwachsenseins. Seine neue Version klingt eindringlich, auch wenn man, wie so oft, David Gilmours kristallines Gitarrenspiel vermisst.

Das kommt nicht überraschend. Denn was Roger Waters und David Gilmour nach ihrer Trennung erlebten, war schon John Lennon und Paul McCartney von den Beatles passiert: Der eine wurde ohne den anderen weniger als halb so gut. Lennon ohne McCartney klang harmonisch eintönig, McCartney ohne Lennon blieb im Sirup seines Kitsches kleben.

Düster, intelligent, selbstgerecht

Nachdem Roger Waters 1985 Pink Floyd im Streit verlassen hatte, wollte er seinen ehemaligen Kollegen vor Gericht verbieten, weiter unter dem Bandnamen aufzutreten. Die Auseinandersetzung dauerte Jahre und mündete in einer Übereinkunft: Pink Floyd durften weiter unter ihrem Namen spielen, Roger Waters durfte sich von ihrem Management lösen. Die Band veröffentlichte ohne ihren wichtigsten Songschreiber drei uninteressante Studioalben, Waters blieb als Solokünstler erfolglos. Gilmour ohne Waters klang einfältig, Waters ohne Gilmour eintönig.

Schliesslich fanden die vier ein letztes Mal zusammen, am Benefizanlass vom 2. Juli 2005 in London. Der irische Musiker Bob Geldof, der schon zwanzig Jahre zuvor «Live Aid» initiiert hatte, brachte die Zerstrittenen für «Live 8» noch einmal auf die Bühne, wo sie einige ihrer Songs beseelt und kraftvoll aufführten. In den Wochen danach steigerte die Band den Verkauf ihrer Alben um über 1000 Prozent. Das war deutlich mehr als jede andere Formation, die an diesem Tag auftrat.

Auf der laufenden Tour lässt sich Waters von Sängerinnen und Musikern routiniert begleiten, die einige der Floyd-Stücke vortragen, die damals Gilmour sang, darunter Ausschnitte aus «Dark Side of the Moon». Waters selbst überrascht mit einer beseelten Interpretation von «Wish You Were Here». Das Titelstück des



neunten Floyd-Albums von 1975 vergleicht das Leben eines Paares mit zwei Fischen, die in einem Glas schwimmen: «We're like two lost souls swimming in a fish bowl, year after year.» Roger Waters ist viermal geschieden.

Wie seine Texte für Pink Floyd zeigten und seine bitter klingenden Soloalben belegen, gehört Fröhlichkeit nicht zu seinem Charakter. Daran scheinen seine vielen Jahre Psychotherapie nichts geändert zu haben. Er ist ein düsterer Mensch geblieben, intelligent und nicht ohne Humor, aber unnachgiebig und selbstgerecht.

Das verschafft ihm Probleme. Waters' Zürcher Auftritt vom kommenden Dienstag führte im Vorfeld zu Kontroversen, auch in München und Frankfurt gab es Kritik. Jüdische Organisationen werfen dem Musiker vor, ein Antisemit zu sein. Sie begründen das unter anderem mit Waters' Mitgliedschaft bei Boycott, Divestment, Sanctions (BDS), einer aggressiven, pro-palästinensischen Organisation, die Israel als Apartheidstaat bezeichnet.

Tatsächlich hat sich Roger Waters seit vielen Jahren für Palästina engagiert, genauso, wie er für die Kurden auftrat. Wobei er sich zugleich für Wladimir Putin ausspricht; vor kurzem redete er im Auftrag von Russland per Videoschaltung zum Sicherheitsrat der Uno.

Ist er ein Antisemit?

Frage an Yves Kugelman, Chefredaktor des jüdischen Wochenmagazins *Tachles* und Fan von Pink Floyd: Ist Roger Waters ein Antisemit? Kugelman hält die Frage für falsch gestellt; sie müsse lauten: «Was heisst Antisemitismus? Roger Waters' Israel-Kritik ist mehrheitlich berechtigt, auch wenn ich die Art mitunter problematisch finde, wie er seine Kritik an den Konzerten artikuliert.» Kugelmans Haltung erhält eine neue Aktualität angesichts der Absicht der israelischen Regierung Netanjahus, die Justiz in ihrem Sinne zu politisieren. Kritik von Künstlern an politischen Zuständen, sagt Kugelman, solle man reflektieren, statt sie zurückzuweisen. Und Israel müsse diese Debatte aushalten, solange es noch mit einer solchen Besatzungsmacht über Palästinenser herrsche.

Dass Waters der geächteten palästinensischen Lobbygruppe BDS beigetreten ist, findet Kugelman noch nicht antisemitisch. Verstörend scheint ihm aber, dass der Engländer die Palästinenser und Kurden schützen wolle und gleichzeitig die Ukrainer den Russen und der völkerrechtswidrigen Aggression von Wladimir Putin auszuliefern bereit sei: «Das entlarvt doch eine tiefsitzende Doppelmoral.»

Roger Waters selbst, das klingt allerdings nur noch bizarr, warnte vor vier Jahren vor einem «israelischen Antisemitismus». Man versteht bis heute nicht, was er meinte. Das Konzert von Mailand gelang trotzdem. Nicht überwiegend, aber weitgehend.



„Hallo, Chef? Der Laden läuft super. Es hat sich schon eine Riesenschlange gebildet!“

Fernsehen

Zurück zum Ursprung

Michael Bahnerth

Naked Survival: Reality-Show auf DMax.

Sie heissen Jack oder Jane, kommen meist aus irgendwelchen Orten in den USA, die wie die letzten weissen Flecken sind. 21 Tage lassen sie sich in irgendeinem Dschungel der Erde absetzen, mit nichts als einer Machete und einem Kochtopf, um zu leben und zu überleben, wie der Mensch das die längste Zeit seines Daseins getan hat. Auf irgendeinem Weg steigen sie von einem Truck, ziehen sich aus und laufen ein paar Schritte, treffen ihren *survival*-Partner, finden eine Landkarte und machen sich auf, barfuss und mit einer kleinen Stofftasche. So geht es los, das Überleben, diese Reise ins Schutzlose für Körper und Seele.

Das wirkliche Überleben beginnt in der Regel nach drei Tagen, wenn der Körper seine Reserven aufgezehrt, der Regen den Willen verwässert hat und die Kälte die Seele frieren lässt. Das Jagen ist schwierig, da sind lauter Tiere, die töten können, und da sind Partner bisweilen, die man töten möchte. Ungefiltert offenbaren sich die Schwächen und die Stärken des Menschen. Überleben ist ein Drama.

Vielleicht zwei Drittel aller Teilnehmer schaffen die 21 Tage. Danach sind sie ein paar Kilo leichter, haben am ganzen Körper Ausschläge und fühlen sich auf eine sensible Weise unbesiegbar; sie wissen, dass sie überleben können, sie haben gelernt, an ihren schwachen Stellen stark zu werden. Und vor allem haben sie erfahren, wie wenig es im Magma der Schöpfung braucht, um einen guten Tag zu haben; ein bisschen zu essen, ein Dach über dem Kopf oder eine Höhle, und keine Tiere, die einen fressen wollen. So einfach und zugleich schwer kann Menschsein sein. So sehenswert auch.

Film

Berauschter Meister Petz

Wolfram Knorr

Cocaine Bear (USA 2023) von Elizabeth Banks.
Mit Keri Russell, Alden Ehrenreich, Isaiah Whitlock Jr, Margo Martindale, Ray Liotta

Ein naturbeseeltes Pärchen streift beglückt durch Auen und Wälder des Chattahoochee-Nationalparks (Georgia) und wird aus der Distanz Zeuge eines irren Vorgangs: Ein Braunbär haut seine Birne immer wieder gegen einen Baumstamm. Eine Verhaltensrarität aus dem Tierreich, die sofort fotografiert gehört; dabei teilt der Mann seiner Freundin Fachwissen mit: «If it's black, attack. If it's brown, lay down.» Bei einem Braunen sich flach hinlegen, bei einem Schwarzen angreifen (jedoch behauptet Wikipedia, dass es in den 1980er Jahren, in denen der Horrorspass spielt, diese Regel noch nicht gab!).

Der Bär entdeckt seine Beobachter und vermindert so rasant die Distanz, dass die Frage, hinlegen oder angreifen?, überflüssig wird, jedenfalls für die Frau, die hinter einem Busch zerlegt wird. Dem flach liegenden, wimmernden Begleiter fliegt eines ihrer Beine vor die Nase. So beginnt der rasante Ulk «Cocaine Bear».

Aus der Judd-Apatow-Schmiede

Die Story über einen irren Bären beruhe, heisst es im Vorspann, auf einer wahren Geschichte. Das ist natürlich ein Witz, aber sie geht auf ein wahres Ereignis zurück, das einem Witz ähnelt: 1980, in jener Zeit, in der Reagans Krieg gegen Drogen in Lateinamerika auf Hochtouren lief, warf ein Drogenschmuggler namens Andrew Thornton aus einem Flugzeug eine Menge Kokain in der Nähe von Knoxville, Tennessee, ab, sprang mit dem Fallschirm hinterher, überlebte aber nicht. Im Wald stiess ein 175 Pfund schwerer Bär auf das Kokain, frass es auf und starb daran.

Dieser kuriose Fall sprach sich herum und inspirierte den fabelfreundigen Jimmy Warden – nach dem Motto, Fakten stören bei einer guten Story – zu einem rabenschwarzen Horroredbuch mit dem für dieses Genre essenziellen Personal aus Gangstern, Bullen, Hinterwäldlern und anderen Irren. Elizabeth Banks verfilmte «Cocaine Bear» wunderbar albern. Sie entstammt (als Schauspielerin) der Judd-Apatow-Schmiede, was bei so manchem schrägen Spass kaum zu übersehen ist.

Treibstoff der rasanten Handlung ist das Suchen: Eine furchtlose Mutter und Hausfrau (Keri Russell) sucht im Park ihre Tochter. Ein Kommissar fährt in den Park, um das Koks aufzuspüren; er, der harte Bulle, hat übers Internet einen Hund bestellt und einen Langhaar-



Trend zur Tobsucht: Hannah Hoekstra in

Schicki-Putzi-Pudel erhalten. Drei Strolche geraten an eine Wildhüterin (grossartig wie immer: Margo Martindale) mit einem sehr schnellen Finger am Abzug. Und natürlich ist auch der Drogenboss Syd (Ray Liotta in seiner letzten Rolle) auf der Suche nach dem Kokain. In der Kinderabteilung eines McDonald's bespricht er mit seinem Filius Eddie (Alden Ehrenreich) und Daveed (O'Shea Jackson Jr) das Problem und schickt sie nach Georgia, um die verdammte Beute zu finden.

Ein Trend zur Tobsucht, besonders beim Bären, ist in dem Horrorjux unverkennbar. Mal hechtet er aus grosser Distanz in einen Krankenwagen, mal klettert er wie vierprankig die Bäume hoch, um Geflüchtete von den Ästen zu pflücken, oder er tritt Türen aus ihren An-

Elizabeth Banks verfilmte «Cocaine Bear» wunderbar albern.

geln. Ähnlich wie einst Al Pacino, der als Scarface mit dem Gesicht im Koks völlig durchdrehte, wird auch das Tier zum rumbrüllenden, hochaggressiven Derwisch.

Und die Moral von der G'schicht? Kokse besser nicht. Eine Moritat ist «Cocaine Bear» zwar nicht, aber eine Posse mit absurden Einfällen, herrlich-dämlichen Dialogen und einem vergnügt aufspielenden Ensemble. Der unsinnige



«Cocaine Bear».

Wikipedia-Rat, sich flach auf den Boden zu legen, hat Folgen: Eddie liegt flach wie eine Flunder, der Bär hält ihn, völlig high, für eine Matratze, auf der sich ruhen lässt. «Eine Dame», muffelt Eddie verzweifelt unterm Fell hervor. Die «Dame» lässt sich nur mit Koks wieder wecken, ist der fachmännische Rat der Umstehenden. Wer wagt's?

«Cocaine Bear» mäandert irgendwie zwischen Jean-Jacques Annauds «L'OURS», Alejandro Iñárritu «The Revenant» und Hinterwäldler-Krimikomödien à la Kevin Smiths «Tusk» wild hin und her; darum lässt sich der Film kaum den Tierhorrorfilmen zuordnen, einem uralten Genre, das häufig ökologisch grundiert ist. Schon der Klassiker «King Kong» war geprägt vom Raubbau des Menschen an der Natur und vom Missbrauch des Tiers für lukrative Geschäftemacherei.

Erinnerungen an «Die Nashörner»

«Cocaine Bear», frei erfunden vor dem Hintergrund der kuriosen Geschehnisse in Knoxville, fällt mit seinem absurden Humor aus dem Rahmen und erinnert entfernt an Eugène Ionesco. In dessen Erzählung «Die Nashörner» trampelt ein solches durch die Strasse. «Vielleicht aus einem Zoo», sagt der Ich-Erzähler. «Wir haben keinen Zoo», antwortet der Freund. «Aus dem Zirkus.» Haben sie auch nicht. Aus Wäldern. Zu klein. Wo kommt es dann her? Sie haben keine Ahnung.

Klassik

Strahlende Höhe, samtige Tiefe

Manuel Brug

Wagner, Strauss, Haydn, Berlioz, Britten:
Jessye Norman – The Unreleased Masters. Decca

Eine grosse Künstlerin. Eine grosse Frau. In jeder Hinsicht. An der Sängerin Jessye Norman war alles gross, die Stimme, das Auftreten, der Körper, der Anspruch, das Können, die Allüre. Sie war eine Primadonna assoluta – eine Königin der Oper, eine Kaiserin des Konzerts, eine Göttin des Lieds.

Ihre Stimme war dunkel und hell, glasklar und verhangen. Sie sang auf endlos sich aufschwingendem Atem Strauss wie Spirituals. Sie hatte eine perfekte deutsche Diktion und konnte fehlerfrei Französisch. Sie gab sich nicht mit dem Erreichten zufrieden, sie wollte Grenzen sprengen. Sie war eine Art Wundertier, ein Mezzosopran, mit einer strahlenden, ja gleissenden Höhe in ihrer besten Zeit; aber auch mit einer weiblich warmen, guttural samtigen, Gänsehaut erzeugenden Tiefe. Konzertsäle schienen sich zu öffnen, wenn diese Stimme in Mahler-Sinfonien oder in Schönbergs «Gurre-Liedern» durch die Auditorien flutete. Sie rührte und erfreute, sie begeisterte und faszinierte.

Jessye Norman war ein Gesamtkunstwerk. Aber auch eine Aussenseiterin. Sie passte in kein Fach. Sie hatte Temperament, nicht immer nur zu ihren Gunsten. Sie hatte einen unbedingten Willen und viel Ehrgeiz. Sie war eine Perfektionistin. Und sie war, das hat sie immer betont, eine farbige, eine schwarze Frau, die sich die europäische Kunst der Oper und die fragile Form des Kunstlieds eroberte.

«Was ich anzubieten habe, ist eine singende, musizierende Stimme», hat sie einmal gesagt. Sie war traumschön und samtweich, zart und frivol flirrend, ebenholzdunkel und satt. Eine Stimme im Niemandsland zwischen lyrisch und dramatisch, schwer, aber auch beweglich. Und sofort zu erkennen.

Mystisch tönt anders

2019 ist Jessye Norman gestorben, erst 74 Jahre alt, aber schon länger verstummt. Zu Lebzeiten bereits eine Legende. Und jetzt gibt es von ihr also «The Unreleased Masters». Das klingt sehr bedeutungsgeschwollen für ein paar unveröffentlichte Norman-Bänder auf drei CDs, aber so mancher Hardcore-Fan hat darauf seit Jahrzehnten gewartet. Man wusste, dass sie 1998, da war sie über fünfzig Jahre alt, mit Kurt Masur und dem Gewandhausorchester «Tristan»-Ausschnitte aufgenommen hatte. Aber freigegeben wurden sie, wie so manches andere, bisher nicht. Da war sie überkritisch. Dreieinhalb Jahre nach ihrem Tod haben die Norman-Erben nun die Zustimmung erteilt.

Zu hören sind – der junge Ian Bostridge als Seemann macht nach einem eher flügelhahnen Vorspiel den Vokalaufakt – Isolde-Ausschnitte aus dem ersten Akt, Teile des Liebesduetts und der von ihr bereits mehrfach aufgenommene Liebestod. Masur ist sehr stoisch, Norman flackert bisweilen, lässt uns aber auch herrlich maestoso fließende Linien erleben. Thomas Moser ist ein hell fokussierter, gut passender Tristan, Hanna Schwarz als Brangäne meist neben der Intonationsspur.

Das ist alles ganz ordentlich, mystisch tönt aber anders. Bei den schwammig abgemischten «Vier letzten Liedern» von Strauss unter James Levine mit den Berliner Philharmonikern singt Jessye Norman 1989 vergeblich gegen ihre eigene legendäre CD von 1982 an, Wagners «Wesendonck-Lieder» mit der gleichen Combo sind allerdings verführerisch-üppiger als auf der Colin-Davis-Einspielung. Bleibt ein Konzertmitschnitt aus Boston unter Seiji Ozawa von 1994, wo sie stilistisch reizvoll drei antike Frauengestalten mischt: Ariadne (Haydn), Kleopatra (Berlioz) und Phädra (Britten). Haydn und Berlioz werden spontaner, direkter angegangen, die Gattin des Theseus ist eine echte Premiere. Für sechzehn Minuten royalen Britten und fünfzig Minuten schön schaumiges Wagner-Wohlfühlbad kann man sich das Set schon leisten.

Kunst

Vom Dunkelkünstler zum Farbmagier

Angelika Maass

Redon. *Rêve et réalité*: Kunstmuseum Winterthur. Bis 30. Juli. Katalog, 132 S., Fr. 29.–

Diese Kunst treibt seltsame Blüten, im wahren Sinne des Wortes. Oder was sollen wir von der aus undeutlichem Dunkel erblühenden Pflanze mit ihrem vielfach umwimperten Ur-auge halten, die uns im Album «Les origines» begegnet, betitelt als «Vielleicht gab es eine erste Vision, die in der Blume erprobt wurde»? Oder von der anderen, etwas später entstandenen Lithografie «Die Sumpflume, ein trauriger menschlicher Kopf», die griesgrämig verhärtet in der nächtlichen Feuchte vor sich hin scheint? Und was erst von den mehr oder weniger realen Blüten, die der Künstler in seiner helleren, heiteren Lebensphase in unendlicher Vielfalt zum Schimmern und Leuchten bringt? Blumen in voller Blütenpracht: wie Erscheinungen.

Assoziationen zu Edgar Allan Poe

Viel dürfen wir von all den Blüten und licht-erfüllten Bildern halten, die Odilon Redon (1840–1916) geschaffen hat, einer der grossen Künstler Frankreichs, der sich vom Dunkelkünstler zum Farbmagier entwickelte. Doch ob in Schwarzweiss oder vibrierenden Farbtönen, er entzieht sich jedem allzu bestimmten Zugriff, bleibt oft rätselhaft, immer geheimnisvoll. Wie hat er doch 1894 geschrieben? «Man irrt sich, wenn man mir bestimmte Deutungen unterschiebt. Ich mache nur Kunst.»

Redon ist der «prince du rêve» und der «Mallarmé de la peinture», den seine Zeitgenossen in ihm gesehen haben. Und er bleibt der «geheimnisvolle Einzelgänger des französischen Symbolismus» und «aufgeschlossene Geist an der Schwelle zum 20. Jahrhundert», dem man in dieser überschaubaren Aus-

Er entzieht sich jedem allzu bestimmten Zugriff, bleibt oft rätselhaft, immer geheimnisvoll.

stellung begegnen kann. In Winterthur, wo der Künstler gute Freunde hatte und schon früh gesammelt wurde, lässt sich erfahren, wie fraglos die ungewöhnlichen Schöpfungen des Zeitgenossen von Cézanne, Monet oder Renoir «funktionieren». Wie gross ihre Überzeugungskraft ist, wie richtig und wie schlüssig jedes einzelne Blatt und jedes Gemälde. Und wie in Redons Werken Gedachtes

und Gesehenes zu einer faszinierenden Einheit finden.

Die Winterthurer Schau ruft eindrucksvoll in Erinnerung, was für ein eigenwilliger Künstler Redon ist, wie eigenwillig seine Bildwelten sind und wie gut sich von Redon zurück- und vorausdenken lässt. «Ich habe eine Kunst nach meinem Ich gemacht. Meine Augen richteten sich dabei auf die Wunder der sichtbaren Welt und ich bemühte mich stets, was man auch sagen mag, mich den Gesetzen der Natur und des Lebens zu fügen.»



Eigenwillige Bildwelten:
Der Traum, 1904 (oben); Blumen in schwarzer Vase, 1903 (links).

So ist es in den Aufzeichnungen dieses Wahrnehmungskünstlers nachzulesen. Man erinnert sich gern an solche Gedanken, wenn man den merkwürdigen Wesen, den grossen und kleinen «Monstern» gegenübersteht, die in Redons Grafik-Alben auftauchen, im assoziativen Umfeld von Edgar Allan Poe, den Ursprüngen des Lebens, der Apokalypse oder Gustave Flauberts traumartigem Roman «Die Versuchung des heiligen Antonius».

Mit 45 dieser «Noirs», wie der Künstler die dunklen lithografischen Kreationen der 1880er und 1890er Jahre nennt, beginnt die Ausstellung. Sie sind in Redons zweiter Schaffensphase entstanden, in der der Künstler zur eigenen Sprache findet und seine wichtigsten Motive erarbeitet. In ihnen kommen archaische Erfahrungen aus prekärer Kindheit zum Ausdruck, Mythen und Traumbilder, seltsame Metamorphosen, Evolutionsfantasien, beflügelt durch Entdeckungen der Wissenschaft; suggestive Ausgeburten eines Künstlers auf der Höhe seiner Zeit.

Das letzte Drittel der von Andrea Lutz kuratierten Schau bestreiten die klangvollen Farbsonaten des malerischen Reifewerks, das mit Redons Hinwendung zur Farbe um 1890 einsetzt.

Betörend und verführerisch

Melancholie, Beunruhigendes oder Leidvolles rücken in den 23 Ölgemälden und Pastellzeichnungen zugunsten von Raum, Farbe, Licht in den Hintergrund. So sehr sich das dunkel Unheimliche und das heiter Leuchtende und Schwebende auf den ersten Blick unterscheiden mögen: Es sind immer Visionen.

Noch der harmloseste Blumenstrauß oder ein Porträt wie das der kleinen Geneviève erscheinen als solche. Betörend das alles, verführerisch, sinnlich und irritierend schön: die vielerlei stillgelegten Gesichter, der völlig unblutige Christus am hohen Kreuz, die überall tanzenden Schmetterlinge, der triumphierende Sonnenwagen, strahlende Urnebel, Unterwasserträumereien und glückliche Meerfahrt – alles ungeheuer, alles offen.



Pop Rebellion mit Retroschleier Thomas Wördehoff

Boygenius: The Record. Interscope

Gelegentlich ist sich das Fachpersonal so unabdindbar einig, dass kein Entkommen mehr möglich scheint. Nehmen wir Boygenius. Aus jeder Epistel, jeder Website, jeder Zeitung perlt derzeit international und allüberall übereinstimmend die Saga von der neuen «Supergroup», ein Begriff, der immer wieder in Vergessenheit gerät, dann aber plötzlich von einer schlitzohrigen Marketingkraft in Umlauf geworfen und medial dankbar aufgegriffen wird.

Das Zeitalter der vermeintlich unüberbietbaren Trios (seltsamerweise waren es immer drei an der Zahl) begann in den Sechzigern mit Cream («Sunshine of Your Love») und erreichte 1987 durch das anrührendste Kaffeekränzchen der Country-Music, bestehend aus Emmylou Harris, Dolly Parton und Linda Ronstadt, seinen erfolgreichen Höhepunkt. Von Presse und

Publikum leider sträflich ignoriert wurde die späte und einmalige Zusammenarbeit von Neko Case, K. D. Lang und Laura Veirs, die auf «Case/Lang/Veirs» 2016 hinreissende vierzehn Songs für die Insel herausbrachten.

Warten aufs Ungehobelte

Trotz internationalem Jubel reagierten die Fans auf Boygenius' ersten Longplayer bisher zurückhaltend. Vielleicht auch wegen des weltumspannenden medialen Overkill ist «The Record» bislang kaum auf oberen Chart-Positionen zu finden. Und das könnte mit den eigentlich offensichtlichen Schwächen dieses Albums zu tun haben. Wohlgemerkt: Julien Baker, Phoebe Bridgers und Lucy Dacus sind

Über den Songs liegt eine milde Abschiedsstimmung, eine fast schon zu abgeklärte Wehmut.

Songwriter-Persönlichkeiten, die mit ihren eigenen Soloscheiben durchaus beachtliche Produktionen kreierte haben, aber ob daraus gleich eine «Supergroup» werden sollte, darf bezweifelt werden.

Anders als das obengenannte herrliche Country-Trio oder auch als Case, Lang und Veirs sind die Musikerinnen von Boygenius in Timbre und Ausrichtung einfach zu ähnlich. Über den Songs und Stimmen von Baker, Bridgers und Dacus liegt eine milde Abschiedsstimmung, eine fast schon zu abgeklärte Wehmut, die nach etlichen redundanten Drehungen zu einem sämig larmoyanten Brei gerinnt.

Auch textlich. Heisst es etwa in «Emily I'm Sorry» zu verträumt flötenden Engelsstimmen: «I'm twenty-seven and I don't know who I am / But I know what I want», geht's in «True Blue» psychotherapeutisch smart weiter: «When you don't know who you are / you fuck around and find out.» Musikalisch ist der Songmix zwischen schaumgebremstem Grunge und ephebischem gehauchten Folk-Baladen angesiedelt; das sensibel gezupfte «Cool About It» erinnert zum Beispiel irritierend an Simon & Garfunkels «The Boxer», allerdings ist das melodische Potenzial noch stark ausbaufähig.

«The Record» versammelt zwölf radiotaugliche, aber unauffällige Songs im Stil einer nöhlenden Coming-of-Age-Rebellion mit Retroschleier, ganz nett als Hintergrund eigentlich, am Ende aber doch eine Menge Pose, sehr viel empfindliches Etepetete und Getue. Das nächste (tatsächlich) grosse Ding sollte kein clever produziertes marktgängiges Narrativ sein, das sich geschmeidig den aktuellen Trends anpasst. Vielleicht sollte man einfach mal auf den ungehobelten Act warten, für den keiner auch nur einen Pfifferling gibt. Bei Boygenius waren sich zu viele Fachleute zu sicher. Überspitzt gesagt.

Jazz Bildnis des Trompeters als junger Mann Peter Rüedi

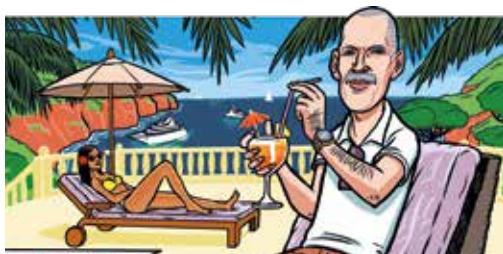
Freddie Hubbard: The Complete Blue Note & Impulse '60s Studio Sessions. 7 CDs. Mosaic Records 274

Gefragt, was seine Vorstellung vom vollkommenen Glück sei, hatte Vladimir Nabokov geantwortet: «Noch einmal <Krieg und Frieden> zum ersten Mal lesen.» Freddie Hubbard noch einmal zum ersten Mal hören, den Freddie Hubbard seiner frühen Jahre, kommt unserer Vorstellung von Glück zumindest nah, und zu beneiden sind die, welche dem glanzvollsten Trompeter einer glanzvollen Periode der Jazzgeschichte zum ersten Mal begegnen.

Die späten fünfziger und frühen sechziger Jahre waren so etwas wie ein Kairos dieser Musik. Der sogenannte Hard Bop, die Musik von Art Blakeys Jazz Messengers, Horace Silver und andern Protagonisten des auf diesem Feld führenden Labels Blue Note, setzte den rebellischen Gestus des Bebop fort, einen vornehmlich urbanen Gestus des Aufbruchs und Widerspruchs, verankerte den aber in schwarzen Traditionen wie Blues, Soul und Gospel. Die Verbindung von funkender Intelligenz und sprühender solistischer Brillanz einerseits, in den thematischen Vorgaben ganzheitlich körperlich mitreissend andererseits, nannte man «Funk». Die neue Synthese von «Body and Soul» entwickelte, auch in der Musik von Charles Mingus und Cannonball Adderley, viel Zug nach aussen, wurde populär, hatte aber, als schwarze Musik, allemal noch viel (auch gesellschaftliche) Brisanz. Daneben blühte im kreativen Durch- und Nebeneinander dieser Jahre ein Revival älterer Jazzformen. Und es kristallisierten sich die «Things to come» heraus, nach einem Album von Ornette Coleman «Free Jazz» genannt.

In Freddie Hubbard (1938–2008), den der Pianist Herbie Hancock «den «grössten Trompetenstilisten meiner Generation» nannte, kreuzten sich viele Linien dieser staunenswerten Epoche. Jetzt lässt uns Mosaic, der Reedition-Champion unter den Labels, den jungen Freddie Hubbard «noch einmal zum ersten Mal hören»: auf sieben CDs einer Sammlung sämtlicher Alben, die er zwischen 1960 und 1965 für Blue Note aufgenommen hat (plus zwei weiterer für das Label Impulse). Welcher Aufbruch, welches Feuer! Wie überwältigend dieser junge Trompeter (inmitten von Partnern ausnahmslos auf seinem Niveau): virtuos und musikalisch logisch, flüssig und prägnant, nuanciert und klangmächtig. Die Geburt eines Genies. Aber ganz präsent schon als Zwanzigjähriger beim Debüt 1960 («Open Sesame»!

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, der Ein-Stern-Mann

Mark van Huisseling

Neulich war ich in der Dermatologie – zwecks Hautkrebsvorsorge, *better safe than sorry*, Sie wissen schon. Ich fühlte mich gut umsorgt vom Facharzt, er erklärte mir, was er machte, sprach so, dass man verstand, was er sagen wollte, er fand den schmalen Grat zwischen den Patienten ernstnehmen und die Lebensgefährlichkeit des Lebens nicht übertrieben gefährlich darstellen. Ich gab eine entsprechende Rückmeldung ab. Worüber er sich freute. Um dann zu sagen, unlängst habe ihm ein Kunde ein Ein-Stern-Rating verpasst.

«Machen Sie sich nichts draus», sagte ich, das Problem liege beim Patienten, nicht beim Arzt. «Nett von Ihnen, aber wissen Sie, ich gebe immer hundert Prozent – und dann so etwas.» Es schien ihn echt getroffen zu haben. Mal ehrlich, sagte ich, Restaurant- und Hotel-Ratings oder solche von Uber-Fahrern gehen in Ordnung, da sind wir zwar alle Durchschnittsquaker, aber irgendwie auch ein bisschen kompetent. «Einen Arzt zu bewerten hingegen, eine Anwältin (oder einen Kolumnisten/Journalisten, nur zum Sagen) et cetera – dazu ist die Mehrheit der Patientinnen, Klienten (Leser) doch gar nicht in der Lage, von mir aus gesehen.» Aus Kundenbefragungen wisse man beispielsweise, dass das wichtigste Kriterium der Qualitätseinschätzung eines Anwalts sei, wie rasch dieser zurückrufe. Bloss nützte das alles nichts, die Ein-Stern-Review hatte den guten Doktor verletzt, so sah's aus.

Die Bedeutung von Ratings, Bewertungen, hat zugenommen, muss man sagen. Egal, ob das MvH, der meint, er sei schwer bewertbar, passt oder nicht. Man darf wohl so weit gehen und von einem Rating-Wahn schreiben, der

zurzeit herrscht. Schuld daran tragen, natürlich, die sogenannten sozialen Medien. Dank – oder besser: undank – Twitter, Facebook, Google und so weiter ist jede sowie jeder eine Kritikerin/ein Kritiker. Wohin das noch führen kann, zeigt eine Folge aus «Black Mirror», einer britischen Science-Fiction-Serie, die verschiedenartige Auswirkungen von Technik und Medien auf die Gesellschaft thematisiert, wie bei Wikipedia ein wenig getragen, aber zutreffend steht.

In «Abgestürzt» (erste Folge der dritten Staffel) bewerten sich alle Menschen unentwegt plus in Echtzeit gegenseitig und werden dann entsprechend ihres *social rankings* behandelt – «sie schaffen damit eine fluide Struktur des Miteinanders, weswegen alle nett zueinander sind und Freundschaft sowie Freundlichkeit vortäuschen, um in der Gunst der anderen zu steigen» (Wikipedia). Oder eben nicht – eine «3 Punkt irgendwas»-Person (von höchstens fünf Punkten im Ranking) bekommt bloss eine entsprechende Partnerin, Wohnung oder Arbeitsstelle und so weiter. Ich empfehle die Serie, die auf Netflix läuft, nicht, sie ist zu hart oder dystopisch, wie man sagt.

Retour in die wahre Welt oder *in real life*, IRL. In dieser fürchten sich zunehmend nicht bloss Influencer und andere junge Menschen vor schlechten Ratings. Mein Dermatologe ist nicht länger die Ausnahme, die die Regel bestätigt, sondern ebendiese. Der General Manager eines neuen Fünf-Sterne-Hauses in Zürich beispielsweise erzählte mir vom nahezu laubbahnknickenden ZS – ältere Leser, die im Schweizer Militär dienten, erinnern sich

«Man darf wohl so weit gehen und von einem Rating-Wahn schreiben, der zurzeit herrscht.»

an die Bedeutung der Abkürzung –, den er kassierte, nachdem Gäste bei Tripadvisor, einer Bewertungs-Website, über Wi-Fi-Pannen in seinem Hotel geklagt hätten. Der Verwaltungsrat habe die Rückmeldung ernstgenommen, sehr ernst.

Damit das gesagt ist: Ich finde Kunden-Feedbacks interessant in bestimmten Fällen, manchmal sogar zielführend, sie können tatsächlich auf Mängel hinweisen. Ich nutze sie aber mit Vorbehalt, denn Amateur-Bewerter

neigen zu strengen Urteilen (Negativitätsbias – Glas halbleer), das weiss man aus Forschung und Untersuchungen. Weiter bevorzuge ich generell eher selbstbewusste Verkäufer von Waren und Dienstleistungen, die von ihrem Angebot überzeugt sind. Ich mag voraussetzend gehorsame Menschen, die's jedem und jeder recht machen wollen, nicht.

Wenn wir's davon haben: Hat diese Kolumne Ihre Erwartungen erfüllt? Mit wie vielen Sternen – fünf Sterne: vollumfänglich erfüllt, ein Stern: überhaupt nicht erfüllt – würden Sie sie denn bewerten?



UNTEN DURCH

Intelligenz des Pudels

Linus Reichlin

Ich suche jetzt einen Hund. Die Gründe dafür sind privater Natur. Ich nenne sie hier trotzdem: Alter, Einsamkeit, Hass auf das politische Establishment, Xenophobie, Unzufriedenheit mit dem Angebot auf Netflix und so weiter. Eben der ganze Leidenskatalog alter, weisser Männer. Ein Hund wird mir das Gefühl geben, dass ich gebraucht werde und ein geborener Rudelführer bin. So, aber wo jetzt einen Hund herkriegeln? Mein Freund Bruno sagte: «Geh doch ins Tierheim. Da warten sie doch schon mit raushängender Zunge auf dich.» Gut, ich ging ins Tierheim. Seither weiss ich, dass Tierheime Knäste sind, in denen nicht die Täter, sondern die Opfer eingesperrt werden. Ich sah dort traumatisierte Hunde wie Charles, über den die Heimleiterin sagte: «Er tritt unbekannt Menschen – egal, ob Passant oder Jogger – aggressiv gegenüber und sollte da nicht unterschätzt werden: Charles weiss, wie gross und kraftvoll er ist. Auch Kinder mag er nicht. Ist das was für Sie?» Über den Hund

Django sagte sie: «Er hegt ein abgründliches Misstrauen gegenüber Menschen. Wer könnte es ihm verdenken?» Ich verdenke es ihm nicht, ich halte Djangos Misstrauen für leider mehr als begründet. Aber gerade deshalb brauche ich einen optimistischen Hund, der an das Gute im Menschen und in den Hundefutterdosen glaubt – Letzteres erfordert den Glauben eines Franziskus von Assisi. Aber vor allem darf mein Hund nicht zu grosse Würstchen machen. Ich will beim Gassigehen Würstchen von der Grösse des kleinen Fingers aufsammeln und nicht diese massiven Rottweiler- oder Schäferhündinger, die im Doggy-Bag hängen wie ein Am-boss. Das heisst, es muss ein kleiner Hund sein, den man zur Versäuberung notfalls auch in den Blumentopf im Wohnzimmer setzen kann. Zum Beispiel, wenn es draussen kalt ist und regnet und ich keine Lust habe, rauszugehen. Ich werde grundsätzlich keine Lust haben, mit dem Hund rauszugehen. Umso kleiner muss der Hund also sein. Dann frisst er auch weniger. Wer ist so blöd, eine Dänische Dogge durchzufüttern, die jeden Monat Fleisch im Wert eines Kalbs in sich reinstopft? Jedenfalls bin ich zum Schluss gekommen, dass ein Toy-Pudel für mich der ideale Hund ist.

«Du weisst aber schon», sagte Bruno, «dass Pudel auf der Liste der hundert intelligentesten Hunderassen den Platz 2 belegen?» Mir egal. Wenn ich dem Pudel zu dumm bin, soll er's mir ruhig durch Körpersprache mitteilen: Ich werde es einfach ignorieren. «Es gibt spezielle Spielzeuge», sagte Bruno, «bei denen die Pudel verschiedene Zahnräder in einer bestimmten Reihenfolge drücken müssen, damit sich das Mittelrad dreht. Wenn sie geistig nicht gefordert werden, entwickeln sie Neurosen. Bist du sicher, dass du nicht lieber einen Boston-Terrier willst?» Na gut, warum nicht. Die bellen selten und sind intellektuell nicht so aggressiv wie Pudel. Jedoch lassen sie ganz üble Darmwinde fahren, und sie schnarchen. Gibt es denn keine Hunderasse, die dümmer ist als ich, die nicht stinkt, nicht bellt, nicht haart, die nur einmal pro Jahr ein winziges Kotkörnchen in den Blumentopf legt und die einen Kasten Bier die Treppe raufschleppen kann?

Was machen eigentlich diese Hundezüchter den ganzen Tag? Niemand auf dieser Welt besitzt – wenn er ehrlich ist – einen Hund, der keine unerwünschten Eigenschaften hat. Und das nach 10 000 Jahren angestrebter Hunde-

zucht! «Aber nach nur dreissig Jahren der Algorithmen-Zucht», sagte ich zu Bruno, «kann ich bereits mit einer künstlichen Intelligenz im Internet über meine privaten Sorgen sprechen!» Man sollte sich wirklich beim Hundekauf für etwas Digitales entscheiden. Für irgendeinen kleinen Roboter, der neben einem herläuft und der auf die Frage «Wer ist Albert Einstein?» ausführlicher und zuverlässiger antwortet als ein Pudel.



FRAUEN Brooke Shields, Widerstandsfähige Julie Burchill

Es ist ein Wunder, dass Brooke Shields so gut herausgekommen ist. Die 1965 Geborene wurde bereits mit elf Monaten als Model eingesetzt, fiel mit elf Jahren dem berühmten Kinderfreund Woody Allen auf – ihre Rolle in «Annie Hall» wurde allerdings herausgeschnitten – und spielte ein Jahr später in «Pretty Baby» die Hauptrolle als Kinderprostituierte. Dass manche Mütter ihre Kinder drängen, Schauspieler zu werden, ist ein Klischee; dass, wie Teri Shields, eine Mutter aber auch als Kupplerin agiert und ihr Kind als Vorlage für Selbstbefriedigung präsentiert, ist noch mal was anderes.

Und dann war da die Agentin, die sagte: «Sie sieht aus wie eine Erwachsene und denkt auch so», und die Vierzehnjährige als Werbeträgerin von Calvin-Klein-Jeans einsetzte, wo ihr der Satz in den Mund gelegt wurde: «Was ich zwischen mich und meine Calvins kommen lasse? Nichts.» Von 1981 bis 1983 kämpfte sie gegen den Playboy wegen Nacktbildern, die mit dem Einverständnis ihrer Mutter aufgenommen worden waren, als Brooke zehn war. Das Gericht entschied zugunsten des Fotografen. Nachdem sie in «The Blue Lagoon» mit fünfzehn und in «Endless Love» mit sechzehn

ähnlich ausgebeutet worden war, muss es eine Erleichterung gewesen sein, sich mit achtzehn an die Universität zu flüchten: In einem Alter, in dem die meisten jungen Menschen erste Schritte in die grosse böse Welt unternehmen, betrat sie zum ersten Mal eine Sphäre, in der sie sich sicher fühlte.

Sie blieb jungfräulich bis 22 und heiratete später Andre Agassi, der ebenfalls als Kind von einem Elternteil unter die Knute genommen worden war. Für seine Memoiren gab er Brooke die Passagen über ihre zwei Jahre währende Ehe zu lesen, ignorierte aber ihre Änderungswünsche und tat nachher so, als sei sie mit allem einverstanden gewesen. Hatte man in jungen Jahren ihren Körper ausgebeutet, wurde sie als Erwachsene nach Agassi 2005 auch von Tom Cruise angegriffen, weil sie zur Bekämpfung ihrer postnatalen Depression Antidepressiva genommen hatte: «Brooke Shields ist mir wichtig, weil sie eine unglaublich begabte Frau ist – aber schauen Sie mal, was aus ihrer Karriere geworden ist.» Sie bezeichnete ihn als gefährlich und verantwortungslos und riet ihm, «besser nur gegen Ausserirdische zu kämpfen».

Seit den neunziger Jahren spielt Shields da und dort wieder mit, aber es scheint ihr nicht besonders wichtig zu sein. Sie ist mit einem Drehbuchautor verheiratet und schreibt selbst sehr gut. 2022 lancierte sie den Podcast «Now What?», in dem es vor allem darum geht, wie man auf widrige Umstände reagiert. Und davon versteht die mutige und vernünftige Frau ja wirklich was. Sie, die am eigenen Leib erfahren hat, wie übel Hollywood mit Mädchen umspringt, ist auch der lebende Beweis dafür, wie widerstandsfähig der menschliche Geist sein kann.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



«Irgendwie merkwürdig, dass wir hier in der Dschungelkloge noch keine einzige Kakerlake gesehen haben...»



THIEL

Muppet Show

Statler: Immer mehr Männer glauben, eine Frau zu sein.

Waldorf: Auf der anderen Seite gibt es immer mehr Frauen, die nicht schwanger werden.

Statler: Das sind dieselben.

Beide: Hahahaha!

Statler: Immer mehr Männer in Frauenkleidern nehmen an Frauensportveranstaltungen teil und räumen dort Medaillen ab.

Waldorf: Das beweist, dass Männer die besseren Frauen sind.

Beide: Hahahaha!

Statler: Glaubst du, eine Welt ohne Frauen wäre besser?

Waldorf: Ohne Frauen nicht, aber ohne meine Frau.

Beide: Hahahaha!

Waldorf: Nein, im Ernst, Frauen sind die besseren Männer.

Statler: Wie meinst du das?

Waldorf: Frauen in Männerkleidern sind die besseren Hausmänner.

Beide: Hahahaha!

Statler: Und vermutlich auch die besseren Väter.

Beide: Hahahaha!

Waldorf: Erst nötigt man Männer, in Frauenrollen zu schlüpfen, während man Frauen drängt, Männerrollen zu übernehmen, worauf sich alle so unwohl fühlen, dass Männer sich als Frauen ausgeben müssen, um eine Männerrolle spielen zu können, und Frauen behaupten, Männer zu sein, damit sie ihre Frauenrolle ausfüllen dürfen.

Statler: Wenn du das öffentlich sagst, outest du dich als alter, weisser Mann.

Waldorf: Du meinst, wir müssten uns als junge, schwarze Frauen ausgeben, um unverdächtig unsere Meinung äussern zu können?

Statler: Ich fürchte eher, dass sich junge, schwarze Frauen bald als alte, weisse Männer ausgeben müssen, wenn sie noch offen ihre Meinung sagen wollen.

Beide: Hahahaha!

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Luftschloss der anderen Art

Ein gigantischer Wohn- und Unterhaltungswürfel soll in Saudi-Arabien bald neue Masstäbe setzen.

In der saudi-arabischen Hauptstadt Riad spielt seit kurzem nicht nur Cristiano Ronaldo, der teuerste Fussballer überhaupt, bald soll dort auch das grösste Bauwerk der Welt stehen. Mukaab, arabisch für Würfel, heisst es und wird gemäss den Plänen von Regierungschef Mohammed bin Salman mit den Massen 400 x 400 x 400 Meter das Wahrzeichen des neuen Stadtteils Murabba. Das Budget für den Bau gab der Kronprinz und Vorsitzende der New Murabba Development Company, die das Quartier entwickelt, bei der Präsentation des futuristischen Entwurfs Mitte Februar nicht bekannt.

Das Projekt gehört aber zur «Saudi Vision 2030», dem Zukunftsplan des Königreichs, in den es Hunderte von Milliarden Dollar steckt. Die herrschende Familie will ihrem Land damit frische wirtschaftliche Impulse geben, es modernisieren und einen Weg aus der Erdölabhängigkeit finden. Diesbezüglich hat das Mini-Emirat Katar seinem mächtigen Nachbarn mit der perfekt organisierten ersten Fussball-Weltmeisterschaft im arabischen Raum zuletzt etwas die Show gestohlen. Aber auch Saudi-Arabien will die WM.

Ein Fussballplatz ist im Mukaab-Kubus zwar (noch) nicht vorgesehen, dafür soll sonst allerdah Aussergewöhnliches für Spektakel sorgen. Man errichte im Wunder-Würfel einen komplett neuartigen interaktiven Kosmos mit holografischen Projektionen, die es einem beispielsweise erlauben, virtuell auf den Mars zu reisen. Dreh- und Angelpunkt dieser Zukunftsmusik soll ein riesiger spiralförmiger Turm im Zentrum des quadratischen Gebäudes werden. Daneben sollen auf den zwei Millionen Quadratmetern Nutzfläche Hunderte von Wohnungen, ein Dachgarten, das weltgrösste Kino, Hotels, Restaurants und Läden dieses massgeschneiderte Indoor-Universum wirtschaftlich zum Fliegen bringen.

Das Königreich wird hundertjährig

Die Saudis rechnen damit, dass der Bau zusammen mit dem neugestalteten Stadtviertel fünfzig Milliarden Dollar einbringt und 334 000 neue Jobs schafft. Eröffnet werden soll der Mukaab, der äusserlich an das zentrale Heiligtum des Islam, die Kaaba in Mekka, erinnert, kurz bevor das konservative Königreich 2032 seinen 100. Geburtstag feiert.



Weg vom Erdöl: Mukaab-Entwurf in Riad.



Aus dem Wallis angereist:
Olympia-Idol Zurbriggen, Gattin Monika.



«Überwältigt»:
Skistar Odermatt auf dem Stanser Dorfplatz.



Mittendrin: Sepp Odermatt,
Telemark-Weltmeisterin Beatrice Zimmermann.



«Sehr dankbar»:
Slalom-Legende Hess, Odermatt.



«Noch populärer»:
Urs Lehmann, Doris und Edi Engelberger.

BEI DEN LEUTEN

Odermatts Bad in der Menge

Die halbe Innerschweiz war auf den Beinen. 6000 Fans haben in Stans die einzigartige Saison von Skistar Marco Odermatt gefeiert.

André Häfliger

Weltmeister in der Abfahrt und im Riesenslalom. Drei Kristallkugeln für Weltcup-Triumphe (Gesamt, Super-G sowie Riesenslalom), 22 Podestplätze und 13 erste Plätze in Weltcup-Rennen. Wie einst Schwedens Ingemar Stenmark, Matthias Mayer und Marcel Hirscher (beide Österreich). Für den 25-jährigen Nidwaldner Marco Odermatt aus Buochs ist eine Traumsaison zu Ende gegangen. Grund genug, den Sympathieträger erster Güte gebührend zu feiern. Dazu versammelten sich auf dem Stanser Dorfplatz nicht weniger als 6000 Skifans. Odermatt war

fast sprachlos. «Ich bin überwältigt und sehr dankbar!» Der Wettergott ergoss Freudenstränen, die Swiss House Music spielte auf, DJ Sedi legte los, 120 Trychler aus dem ganzen Kanton standen Spalier.

«Herrliches Gefühl»

Bestens gelaunt, nahm Odermatt das verdiente Bad in der Menge, stand mit den Legenden Pirmin Zurbriggen und Erika Hess den Fans Red und Antwort. Zurbriggen, Olympiasieger und vierfacher Weltmeister: «Gestern hat mir in Zermatt ein Skilehrer ge-

sagt, ich sei ein guter Skifahrer. Aber Odermatt sei besser.» Und Erika Hess, sechsfache Weltmeisterin aus Wolfenschiessen, erinnerte sich an ihren Empfang auf dem Stanser Dorfplatz vor Jahrzehnten: «Was für ein herrliches Gefühl.»

Ganz stolz umarmte Swiss-Ski-Präsident Urs Lehmann den Champion Odermatt: «Der Skisport ist dank dir in der Schweiz noch populärer geworden. Du hast die Herzen der Fans im Nu erobert, bravo!» Besser kann man den tollen Status quo der Skinatation Schweiz nicht beschreiben.

Stabübergabe in Weesen

Fischerstube Weesen,

Marktgasse 9, 8872 Weesen, Tel. 055 616 16 08

Vor einiger Zeit schon hat die «Fischerstube» in Weesen am Walensee die Hand gewechselt. Man kann darüber nicht schreiben ohne ein grosses Kompliment an die Adresse von Dieter Frese: 51 Jahre – mehr als ein halbes Jahrhundert – war die «Fischerstube» unter der Leitung von Hanni und Dieter Frese der Inbegriff der guten Fischküche. Egal, ob aus dem Walensee, dem Zürichsee oder dem Meer, alles kam immer perfekt auf den Tisch: absolut frisch, klassisch zubereitet und mit Charme serviert. Es wäre geradezu frech, nach so langem, grossartigem Einsatz diesen Handwechsel zu bedauern; man mag es den Freses gönnen, dass sie nun von hoch über Amden den Walensee und seine Berge einfach nur noch geniessen dürfen.



Gekauft hat die «Fischerstube» Alain König, der in Kreisen der Gastronomie kein Unbekannter ist. Er stand als Küchenchef von Sepp Wimmer am Herd des «Zunftthaus zur Waag» in Zürich, eine Vergangenheit, die für die Zukunft viel verspricht.

Wir waren an einem prächtigen Frühlingstag am Walensee und nahmen einen guten Eindruck mit. Die Speisekarte umfasst neben Fisch auch Hummer, Burgunder Schnecken, Rindsfilet, Kalbs-Rib-Eye, Nüsslisalat mit

Randen sowie eine Bisque de homard. Die beiden Letzteren gefielen uns sehr, und ein Tunfischtatar mit etwas Wasabi und Zitrusfrüchten, aber auch ein Rindscarpaccio mit Rucola und Wachtelei waren eine Einladung zu einem – durchaus kontrollierten – Abenteuer für den Gaumen. Die Egly meunières mit Mandelbutter auf Spinat waren köstlich, die gebackenen Egly auch, allerdings hätte ein Hauch mehr Bierteig ihnen etwas mehr Knusprigkeit verliehen, ohne ihre Eleganz zu schmälern. Eine Apfeltarte und ein Wiener Eiskaffee bildeten den Schlusspunkt. Auch sie waren, wie alle Gerichte, hübsch arrangiert in der Mitte grosser Teller. Ganz ohne den heute grassierenden Horror Vacui, der meist in grossräumig verschmierten, Pardon, dekorierten Tellern endet. Ein wichtiges kulinarisches Relais auf dem Weg ins Bündnerland oder in den Süden ist uns erhalten geblieben.

WEIN/PETER RÜEDI

Heisser Atem, coole Eleganz

Château La Croix des Pins: Les Dessous des Dentelles 2020. Gigondas AOC. 15 %. Divo Givisiez Fr. 25.– (für Mitglieder Fr. 20.–). www.divo.ch

Ist der Klimawandel eine Glaubenssache? Wer sich gelegentlich mit Winzern austauscht, wird eines Besseren belehrt. Die steigenden Temperaturen haben direkte Auswirkungen auf die Biologie im Rebberg und den Charakter der Weine, ja auf die Wahl der Sorten. Nicht nur Schwarzer sagen Zonen wie dem Burgund, noch sozusagen der Gral des heiklen Pinot noir, schwere Zeiten voraus. Die Stammsorte wird nordwärts wandern. Schon kommen beachtliche Weine, zumal Schaumweine, aus Grossbritannien, und Weinbau in Skandinavien ist keine absurde Vorstellung mehr. Im Wallis versichern mir Winzer, für Neuanpflanzungen von Pinots würden sie bis vor kurzem privilegierte Lagen meiden, vor allem mehr und mehr in die Höhe planen.

Was, mögen wir uns fragen, bewirkt der Klimawandel erst weiter südlich, bei-



spielsweise an der südlichen Rhone mit weltberühmten Appellationen wie Châteauneuf-du-Pape? Auch da, versteht sich, macht man sich Gedanken, etwa unter Rebzüchtern, die an neuen Klonen überkommener Klassiker wie Grenache, Carignan, Mourvèdre, Syrah, zum Teil auch an Neuzüchtungen arbeiten. Wie anderswo auch verfeinern Winzer im Weinberg Strategien beim Laubschnitt, achten auf Lesetermine, fördern die Resistenz der Pflanzen durch Umstellung auf biologische oder biodynamische Produktion. Vor allem aber weiss man (von der Gnade des belebenden Mistral einmal abgesehen) im Midi generell umzugehen mit hohen Temperaturen.

Gewiss bei dem Betrieb, dem wir diesen wunderbaren Gigondas aus dem heissen Jahr 2020 verdanken. Er heisst Château La Croix

des Pins, hat seinen Sitz am Fuss des legendären Mont Ventoux (ist also nicht zu verwechseln mit «Le Pin» von Château La Croix in Pomerol). Seit 1998 wird hier biologisch produziert, 2010 übernahmen zwei Freunde, der Önologe Jean Pierre Valade und sein Partner Eric Petitjean. Die Reben stehen in der AOC Ventoux, der kleinen AOC Beaumes-de-Venise und eben der AOC Gigondas, am Westhang der berühmten Dentelles de Montmirail, der Felsspitzen, welche die Appellation von den Côtes du Ventoux trennen. Gilt Gigondas im Allgemeinen noch immer als «der kleine Bruder» des Châteauneuf-du-Pape, hat dieser «Dessous des Dentelles» von La Croix des Pins die Klasse eines sehr guten Vertreters aus der berühmteren Nachbarschaft. Die Cuvée aus 65 % Grenache noir, 20 % Syrah und 15 % Mourvèdre ist ein opulenter und doch (trotz ziemlich hohen Alkoholgehalts) sehr frischer Wein mit einer Aromatik von gekochten Erdbeeren, Pflaumen, einer Anwehung von Garrigue (der provenzalischen Macchia), einem Hauch Tabak und erdigen Noten. Nicht nur in Anbetracht seines Preises ein hinreissender Wein. Heisser Atem, coole Eleganz.

Schönheit des Reisens

Ein Range Rover gibt einem immer ein besonderes Gefühl – unterwegs im neuen «Sport» als Plug-in-Hybrid.



Wie nur wenige andere vergleichbare Modelle vermittelt der Range Rover einem das Gefühl, ein ganz besonderes Fahrzeug der automobilen Oberklasse zu lenken. Wenn die Türe satt ins Schloss fällt und die Hände über weiches Leder und feinen Stoff fahren, ist die Welt sofort in Ordnung. Kürzlich war ich mit dem neuen Range Rover Sport in der Version als Plug-in-Hybrid zwei Wochen lang unterwegs, und es gab keinen Moment, in dem ich mich in diesem stattlichen SUV nicht leicht erhaben und besonders wohl und aufgehoben gefühlt hätte.

Schon die beinahe nahtlose äussere Hülle, bei der fast alles Überflüssige weggelassen wurde, ist ein gelungener gestalterischer Sonderfall. Auch das Interior-Design gehört zum Besten auf dem Markt, wenn es um die gelungene Verknüpfung von Form und Funktion geht. Das grosse, leicht gebogene Display, die trotzdem noch in ausreichender Zahl vorhandenen Schalter und Tasten für die direkte Bedienung von Fahrzeugfunktionen und auch die Gestaltung und Anordnung des Bildschirmmenus sind tragende Elemente eines hervorragenden Bedienkonzepts.

Der Range Rover Sport 510e ist mit einem Sechszylinder-Turbobenziner sowie einem Elektroantrieb ausgestattet, dessen Batteriekapazität für bis zu hundert elektrische Kilometer reicht. Das ist, um ein naheliegendes Wortspiel zu machen, ziemlich viel «Range» und reicht für – überschlagsmässig berechnet – über 80 Prozent aller Fahrten, die man in der Schweiz privat oder beruflich zu machen hat,

wenn man nicht gerade als fahrender Vertreter und täglich zwischen St. Gallen und Bern oder Zürich und Lausanne unterwegs ist.

Im kombinierten Verbrauch ergibt sich daraus bei meinen Testfahrten ein Wert von unter fünf Liter Benzin auf hundert Kilometer, was für ein Allradfahrzeug dieser Klasse ziemlich gut ist. Voraussetzung ist natürlich, das muss immer wieder erwähnt werden, dass man die Batterie wann immer möglich auflädt.

Allerdings ist der Range Rover Sport durch den leistungsfähigen Hybrid-Antrieb und wegen seiner ausgeprägten Offroad-Fähigkeiten sowie der hochwertigen Ausstattung und Verarbeitung auch rund drei Tonnen schwer. Das ist wiederum ziemlich viel Gewicht, das man trotz hochwertigem Luftfederungs-Komfort spürt, sobald sich der Wagen in Kurven zu legen hat. Aber auch wenn jeder «Range» eine Macht auf unbefestigten Strassen und im Gelände ist, der «Sport» ist vor allem ein überragend gutes Langstreckenfahrzeug. Trotz den riesigen 22-Zoll-Rädern rollt der Wagen so ruhig und entspannt über die Autobahn, dass das Erreichen des Ziels gar nicht mehr wichtig ist, weil der Weg dahin die ganze Schönheit des Reisens ausmacht.

Range Rover Sport Autobiography

Motor/Antrieb: R6-Turbo-Benzinmotor, Elektromaschine, 8-Gang-Automatik, Allradantrieb; Hubraum: 2996 ccm; Systemleistung: 510 PS / 275 kW; max. Drehmoment: 700 Nm bei 1500–5000 U/min; Lithium-Ionen-Batterie: 31,8 kWh (netto); Verbrauch (WLTP): 0,9 l/100 km; E-Reichweite: 109 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,4 sec; Höchstgeschwindigkeit: 242 km/h; Preis: Fr. 143 300.–; Testfahrzeug: Fr. 154 000.–



OBJEKT DER WOCHE

Robo-Roller bringt's

Liefer-Roboter

Gesichtet auf dem Sunset Strip

Man traut seinen Augen kaum, wenn man dieses putzige Ding, das einem Einkaufswägelchen für Kinder gleicht, vermeintlich führerlos auf dem Trottoir entlangrollen sieht. Irgendwie macht es einen verlorenen Eindruck, und es beschleicht einen ein beinahe mitleidiges Gefühl, wenn es ins Stocken gerät und nicht mehr zu wissen scheint, wo es weitergeht.

Dabei ist alles haargenau programmiert: 7-Eleven hat es auf die Strasse geschickt. Der amerikanische Detailhandelsriese bietet seit kurzem diese neuartige Form des Hauslieferdienstes an. Die kleine Box auf vier Rollen bringt Snacks und Getränke an die gewünschte Adresse. Ihr Wirkungsfeld ist eher klein: Es beschränkt sich in der momentanen Testphase auf ein paar Strassen in West Hollywood und einen Rayon von anderthalb bis fünf Kilometern. Erfunden hat den AI-Lieferdienst die von Uber und 7-Eleven unterstützte Start-up-Firma Serve Robotics. Er kann Ware von bis zu zwanzig Kilogramm transportieren und ist so konzipiert, dass er bei unwegsamem Gelände langsamer wird. Bestellen kann man über eine App.

Die künstliche Intelligenz des Gefährts stösst im manchmal rauen Alltag von Los Angeles aber auch an ihre Grenzen. Kürzlich rollte ein Liefer-Roboter seelenlos ruhig mitten durch einen von der Polizei abgesperrten Tatort.

Benjamin Bögli

Harmonisierung des Geschmacks



Ästhetische Uniformität, die Individualismus vorspielt.

Die Herausforderungen der letzten Jahre haben auch zu einer Krise der Globalisierung geführt. Weniger Abhängigkeiten, mehr Binnenmarkt, die Sicherung von Lieferketten und die Produktion im Inland sind die neue Doktrin. Der Geschmack hat sich längst globalisiert; durch die Handels- und Reisefreiheit und natürlich dank sozialer Medien. Geliebt ist eine ästhetische Uniformität, die

Individualismus vorspielt. Typisch etwa ist der Einrichtungsstil, der sich ausgehend vom Brooklyn-Look als internationaler Air-Space-Style etablierte und sich in Kaffeebars, Airbnb-Wohnungen und Co-Working-Spaces zeigt, egal, ob sich diese in München, Manhattan, Mumbai oder Melbourne befinden. Loft-artiger Industrie-Look mit Elementen des eleganten *mid-century*-Minimalismus vermitteln Qualität

und Behaglichkeit: Backsteine, weiße Wände, offene Regale, nackte Glühbirnen, Eames-Stühle, naturfarbene Sofas. Der technologische Wandel hebt die Geografie auf. Es scheint, dass die Uniformität das Gefühl der Ortlosigkeit überwindet und Vertrautheit simuliert.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, meine Freundin möchte keinen vorehelichen Sex. Ich schon. Kann das gutgehen?

R. O., Zug

Ich kann gut nachvollziehen, dass dieser Aspekt für manche Menschen relevant ist. Und egal, ob aus einem inneren Antrieb heraus oder aus religiösen Gründen, ein solcher Wunsch sollte respektiert werden. Gleichzeitig wird hier eine Art heiliger Schleier um die Sexualität gelegt. Dieser impliziert, dass Sex etwas ganz Wichtiges ist, das dann mit dem «Richtigen» wundervoll wird, Freude macht und reibungslos funktioniert. So ist es nicht. Denn genau wie beim Lernen eines Musikinstruments oder einer neuen Sprache ist auch Sex Übungssache. Es ist noch kein Meister und keine Meisterin vom Himmel ins Bett gefallen. Wir dürfen unseren Körper kennenlernen, uns ausprobieren, erforschen



– allein und mit unserem Partner, um herauszufinden, wie es geht. Sex ist nicht automatisch heilig, wertvoll und ekstatisch, nur weil wir bis zum Jawort gewartet haben. Denn als Paar müssen wir uns eben auch auf der Ebene der Sexualität kennenlernen, miteinander üben und uns aufeinander einstimmen, so dass wir herausfinden, wie der oder die andere tickt und was ihm oder ihr gefällt.

Dieser Prozess braucht Zeit, Ruhe und Geduld. Es ist nichts Magisches, das in der

Hochzeitsnacht ganz von alleine passiert. Wenn diese Erwartung besteht, kann sie sehr bitter enttäuscht werden.

Ich kann nicht in die Zukunft sehen, deshalb kann ich Ihnen nicht sagen, ob es gutgehen wird. Lieben Sie Ihre Freundin? Dann suchen Sie das Gespräch, um die Wünsche und Erwartungen zu klären. Wie stellt sich Ihre Freundin die Sexualität in der Ehe vor? Wie wird dieser Teil der Beziehung im Moment gelebt und empfunden? Warum ist es ihr wichtig, zu warten? Welche Bedürfnisse erfüllt sie sich damit? Wie in jeder Beziehung sind alle Dinge, die beide Partner betreffen, zu diskutieren. Dabei ist es nötig, dass Sie im Gespräch bleiben und weder ihre eigenen Bedürfnisse noch das Thema Sex ausblenden.

Dania Schifitan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Sacha Salzberg

Der Herzchirurg hat im Zürcher Puls 5 eine topmoderne Klinik eingerichtet, die sich auf die Volkskrankheit des Vorhofflimmerns spezialisiert.

Der Rundgang durch die neue Klinik Swiss Ablation weckt futuristische Gefühle. Das liegt nicht nur an der Lage im modernen Einkaufs- und Business-Zentrum Puls 5 im Westen der Stadt Zürich: Alles ist lichtdurchflutet, aufgeräumt und freundlich. Der Herr des Hauses ist Sacha Salzberg, ein international renommierter Facharzt für Herzchirurgie. Der Schweizer Mediziner wirkt im Auftritt leise und bedacht, man bemerkt allerdings rasch die grosse Begeisterung für sein Fachgebiet.

Dreh- und Angelpunkt der neuen Klinik bildet der helle und grosszügige Operationssaal, in dessen Mitte der Operationstisch samt Röntgenanlage steht. «Es handelt sich um einen der modernsten Hybrid-Operationssäle weltweit», sagt Professor Salzberg. Behandelt werden bei Swiss Ablation alle Herzrhythmusstörungen, vor allem aber das Vorhofflimmern. «Eine weitverbreitete Volkskrankheit», erklärt der Arzt. Ein fünfzigjähriger Mann entwickle dieses klinische Bild mit einer Wahrscheinlichkeit von 30 Prozent irgendwann im Laufe seines Lebens.

Das Leiden entsteht in versprengten Muskelzellen in den Venen des Herzens. Das Symptom sind Herzrhythmusstörungen, welche die Betroffenen in Angst versetzen. «Rechtzeitig erkannt und behandelt, ist die Prognose aber sehr gut.» Bei einem Kaffee erläutert Salzberg seine medizinische und unternehmerische Innovation.

Ambulant und minimalinvasiv

Der Herzchirurg hat eine neue, minimalinvasive Operationstechnik entwickelt, bei der das Gewebe auf der Herzoberfläche verödet und das Herzohr verschlossen werden. Diese Technik wird als «chirurgische Ablation» bezeichnet – eine Kunst, die Salzberg auch als Belegarzt im Stadtpital Triemli praktiziert. Der Brustkorb wird dabei nicht geöffnet. «Im Vergleich zur herkömmlichen Ablation stellt die chirurgische Ablation eine nachhaltige Therapie dar – Patienten brauchen nach der Operation oft keinen Blutverdünner mehr», so der Spezialist.

In der vor wenigen Monaten eröffneten Klinik führt Salzbergs Kollege, der Kardiologe Thomas Zerm, die Katheterablationen durch.



«Nachhaltige Therapie»: Mediziner Salzberg.

Der Eingriff erfolgt über die Leiste mit einem Katheter. «Aus Sicht des Patienten ist die kurze Dauer ein Vorteil» – die Ablation wird ambulant und unter Sedation durchgeführt, also im Dämmer Schlaf. Ein am Vormittag operierter Patient kann die Klinik am Nachmittag wieder verlassen, «also in der Regel innert sieben bis acht Stunden.»

Aus der ganzen Welt kämen die Patienten zu Swiss Ablation, erzählt der Firmengründer. Er selbst operiert regelmässig auch im Ausland, beispielsweise in München und Monaco. Swiss Ablation sei aber ein weltweit einzigartiges An-

gebot, das auf die effiziente Behandlung eines Massenleidens auf dem neuesten Stand der medizinischen Technik spezialisiert ist. Dass sich die Klinik ausserhalb der konventionellen medizinischen Netzwerke bewegt, bringt den Vorteil erhöhter Spezialisierung und Effizienz mit sich. «Dadurch entlasten wir andere Akteure des Gesundheitswesens.»

Nach dem erfolgreichen Start der Zürcher Klinik befasst sich der Herzchirurg mit dem Gedanken, ähnliche Institute auch in weiteren Städten der Schweiz und international zu etablieren.

Florian Schwab

Yara Buol, Bachelorette

Die 25-jährige Bündnerin sagt, wie sie mit dem Universum kommuniziert; sie mag handwerklich begabte Männer; Seitensprünge verzeiht sie nicht mehr.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Yara Buol: Für mich heisst es nichts Schlechtes, wenn ein Mensch wenig Anerkennung bekommt, im Gegenteil, meistens sind Menschen, die wenig Anerkennung bekommen, am bodenständigsten und zufrieden mit Ihrer Leistung, ohne dass sie die Anerkennung benötigen.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Buol: Da gibt es einige ... Dass wir Menschen mit unseren Gedanken unser ganzes Leben beeinflussen können und dass das Universum ständig mit uns kommuniziert und uns Zeichen zuschickt.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Buol: Genug, um zufrieden zu leben, so dass ich täglich etwas zu essen auf dem Tisch habe und ein warmes Zuhause.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Buol: Die Ehrlichkeit. Was ich aber auch einen grossen Pluspunkt finde, ist, wenn ein Mann handwerklich begabt ist.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Buol: Ganz klar vor Spinnen!

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Buol: Ich weine eigentlich fast jede Woche ... Zuletzt am Samstag, als ich im Fernsehen den Film «König der Löwen» gesehen habe.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Buol: Ich glaube an den Schöpfer, manche nennen ihn Gott oder Allah (je nach Religion), aber für mich gibt es nur einen grossen Schöpfer der Welt.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Buol: Da ich in der Politik und bei den Parteien nicht sattelfest bin und mich in gewissen Themen schlicht zu wenig auskenne, lasse ich diese Frage lieber offen.

Weltwoche: Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

Buol: Mit meinem ersten Freund.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Buol: «Purple Rain» von Prince.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Buol: Von einer Weltreise mit meinem Partner zusammen.



«Ich glaube an den Schöpfer»: Yara Buol.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Buol: Gar nichts. Ich bin super zufrieden mit allem.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

Buol: Gerne hätte ich mal mit zPac einen gemütlichen Abend verbracht.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Buol: Drogen sowie Alkohol sprechen mich nicht an. Ab und zu zum Anstossen gibt es ein Gläschen Sekt, aber mehr auch nicht.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Buol: Mit keiner. Da in meinen Augen jeder Mensch einzigartig und nicht vergleichbar mit jemandem ist.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Buol: Egal, was du machst, mach es mit deinem Herzen!

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Buol: Nie wieder.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Buol: Ich bin Vegetarierin, das Leben als Veganerin wäre mir persönlich ein bisschen zu anstrengend.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Buol: Ganz einfach, unsere Seele steigt in eine höhere Ebene, wir sehen und fühlen alles nochmals, was wir auf der Erde erlebt haben, und können uns danach entscheiden, ob wir nochmals auf die Welt kommen möchten, um noch mehr Erfahrungen zu sammeln, oder nicht.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Buol: Kostenlose Hygieneartikel wie Tampons oder Binden für alle!

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Buol: Ich würde so gern richtig gut tanzen können.

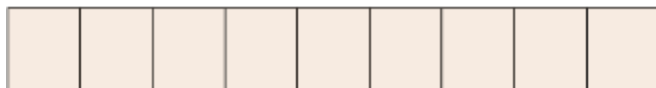
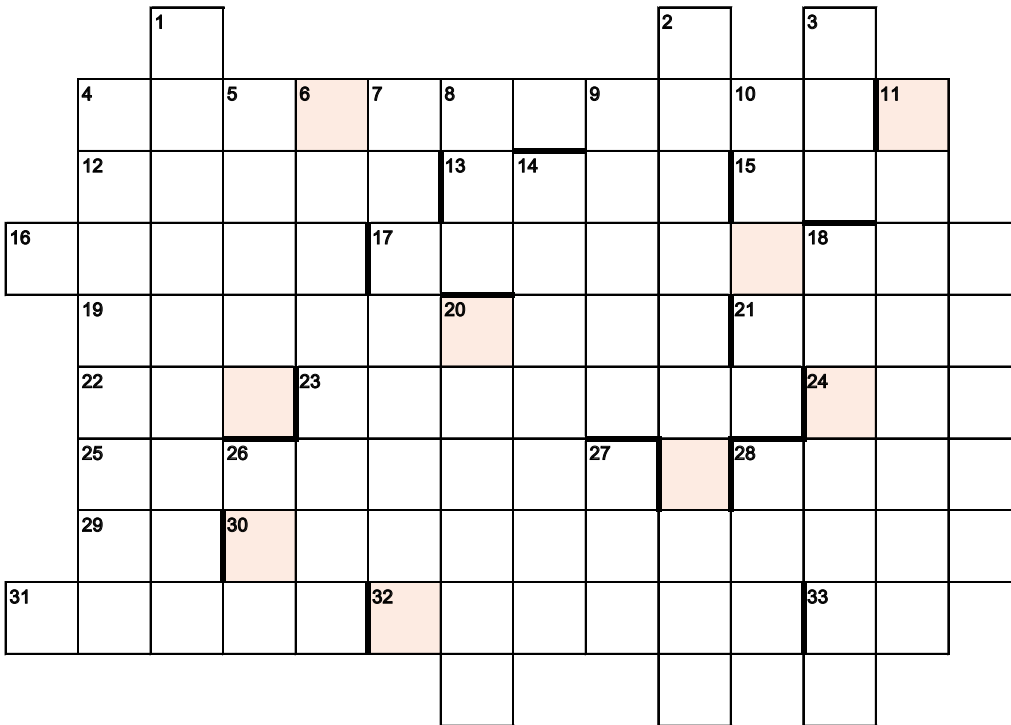
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Buol: Meine Mutter sowie meine Schwester.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Buol: Wenn ich am Morgen aufstehen kann und gesund und fit bin.

«Die Bachelorette» läuft immer montags um 20.15 Uhr auf 3+.



Lösungswort — Neuling im Walkereigewerbe?

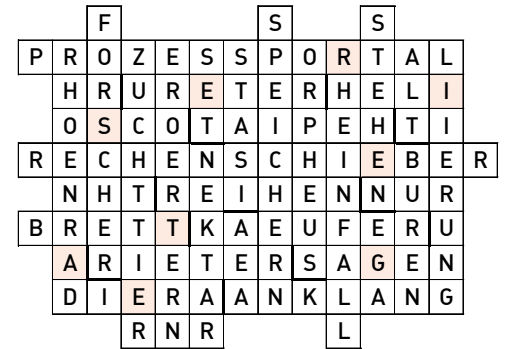
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 rötliche Verfärbung? 12 kein Problem, wenn sie voller Blut sind 13 königliches Opfer eines schon sehr lange verjährten Mordes 15 das Jahr in Sonnenzyklen 16 wenn nicht vierbeinig, dann ziemlich rüpelhaft 17 übersetztes Übersetzen 19 schätzen viele im Job, kann unvorsichtigen Autofahrern auf vereister Strasse aber sehr lange vorkommen 21 2 weniger als 24 waagrecht, und woanders 22 so beginnt Unscheinbares 23 an Fahrzeugen nützlich, am Rednerpult gefürchtet 24 versteckt sich in Streuwiesen 25 sichtbar, wenn etwas hölzern daherkommt 28 Teil von Horgen und Teil von Sarnen 29 kompakter Memory Stick 30 der Feigling reicht gerade für diesen kleinen Körperteil 31 Besuch im Ausland 32 fliegender Jäger in der Jägersprache 33 & in Klartext

Senkrecht — 1 so können durchaus auch Golden Retriever oder Australian Shepherds sein, man sollte dann besser nicht in ihrer Nähe stehen 2 bekannter Schweizer Berg, der auf früher mal folgt 3 ermuntert zum Vorhersehen oder hat Nachfahren 4 hält das Mundwerk in Bewegung 5 steckten oft in Römersandalen 6 ist schwer zu definieren, aber wert dafür zu kämpfen 7 so ist, wer aufgefliegen ist ohne sich in die Lüfte zu erheben 8 selten in der Mitte von Oberarmen 9 wie manche Sedimente sind und wie diese Nacht in Nordamerika beginnt 10 Farbe in der US-Flagge 11 dieses Netz nutzen Artisten und Fischer gemeinsam 14 haben's schwer, nehmen's leicht, aussen hart und innen ganz weich 18 fremde Ameise plus einstiges Reiben, wirkt insgesamt motivierend 20 wichtig bei Gerichtsverhandlungen und, zumindest beim Menschen, unerlässlich für Nachwuchs 26 Scheissfilm-Abschnitt, wurde mit Schweizer Fernsehgebühren finanziert 27 österreichischer Flughafen in der deutschen Baunutzungsverordnung 28 dort schwebt leider schon jede Menge Abf... herum

© Daniela Feurer – Rätselactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 813



Waagrecht — 4 PROZESSPORTAL 14 HR (Internet-TLD v. Kroatien) 15 URETER (=Harnleiter) 16 ChACHELI 17 (B)OSCO Luganese 18 TAIPEH 19 TI (Titan, Ticino) 20 RECHENSCHIEBER 23 NHT (Neue Haupttransversale) 24 REIHEN (Anagramm) 25 NUR 26 BRETT 27 KAEUFER 30 RIETER 31 SAGEN 32 DIERA 33 ANKLANG 34 allen ElterNRäten

Senkrecht — 1 FORSCHER 2 (SP)EICHE(RN) 3 STEHEN 5 RHOENRAD 6 ZUCHTTIER 7 EROERTERN 8 SET 9 (O)STASien 10 ORPHEUS 11 RHEINFALL 12 SchALTjahren 13 LIERUNG (Anagramm) 21 NEKTAR 22 BURgEN 28 der PalAEArktis 29 EGAL (European Golf Association)

Lösungswort — REISETAGE



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



EINIGE DINGE DAUERN EWIG. ANDERE NICHT.
OPEL CORSA NOW+
SOFORT BEI DEINEM OPEL PARTNER /



LIMITED EDITION CORSA NOW+: 8-STUFEN-AUTOMATIK MIT 130 PS

INKL. 17"-SPEZIALFELGEN PLUS 4 WINTERRÄDER,
MATRIX LED, TIEFERLEGUNG U.V.M.

CHF 44 000.-

32% PREISVORTEIL **CHF 14 010.-***

DEIN BARKAUFPREIS

CHF 29 990.-

VORZUGSLEASING 2,99%

CHF 249.-/MONAT

Energiekette 2023



[corsanow.ch](https://www.corsanow.ch)

3 JAHRE ODER 100 000 KM HERSTELLER-GARANTIE. ES GILT DAS ZUERST ERREICHTE.

* Limited Edition Corsa NOW+ in Karbon Black, 1.2 Direct Injection Turbo, 8-Stufen-Automatik, 96 kW (130 PS). Barkaufpreis: CHF 29 990.- (Fahrzeugwert: CHF 44 000.- abzüglich CHF 14 010.- Preisvorteil). 5,2-5,9 l/100 km, 117-133 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie: C. Leasingbeispiel: Laufzeit: 49 Monate, Laufleistung: 10 000 km/Jahr, eff. Jahreszinssatz: 3,07%. Sonderzahlung: CHF 3692.-, Leasingrate pro Monat inkl. MwSt.: CHF 249.-, Rücknahmewert: CHF 17 600.-. Angebot nur in Verbindung mit dem Abschluss einer Ratenschutzversicherung Secure4you+. Obligatorische Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Leasingkonditionen unter Vorbehalt der Akzeptanz durch Santander Consumer Finance Schweiz AG, Schlieren. Der Abschluss eines Leasingvertrags ist unzulässig, sofern er zur Überschuldung des Leasingnehmers führt. Angebot gültig bis 30.4.2023 und nur bei teilnehmenden Opel Partnern. Unverbindliche Preisempfehlung. Änderungen vorbehalten.